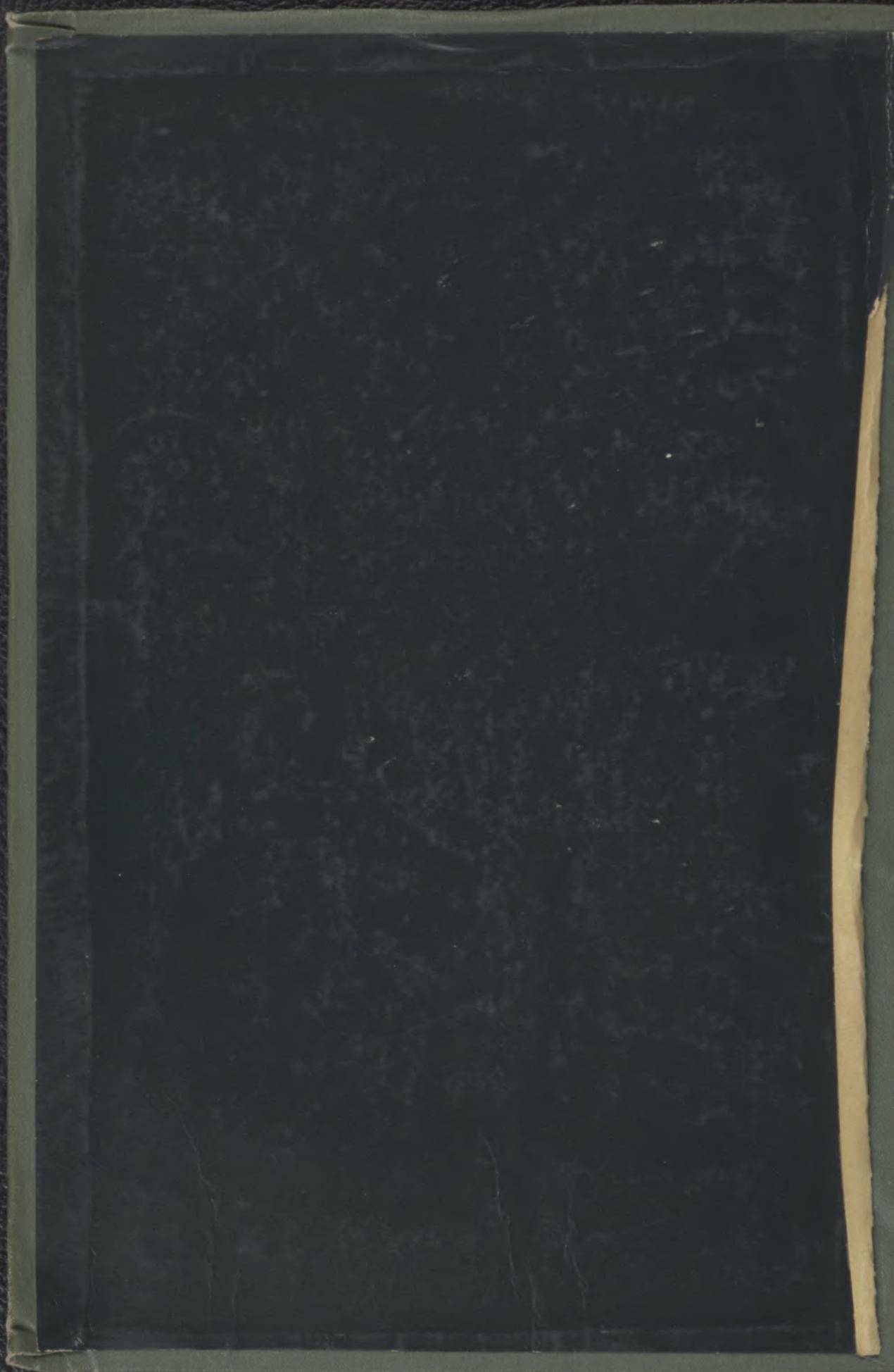


RUND UM DIE ERDE



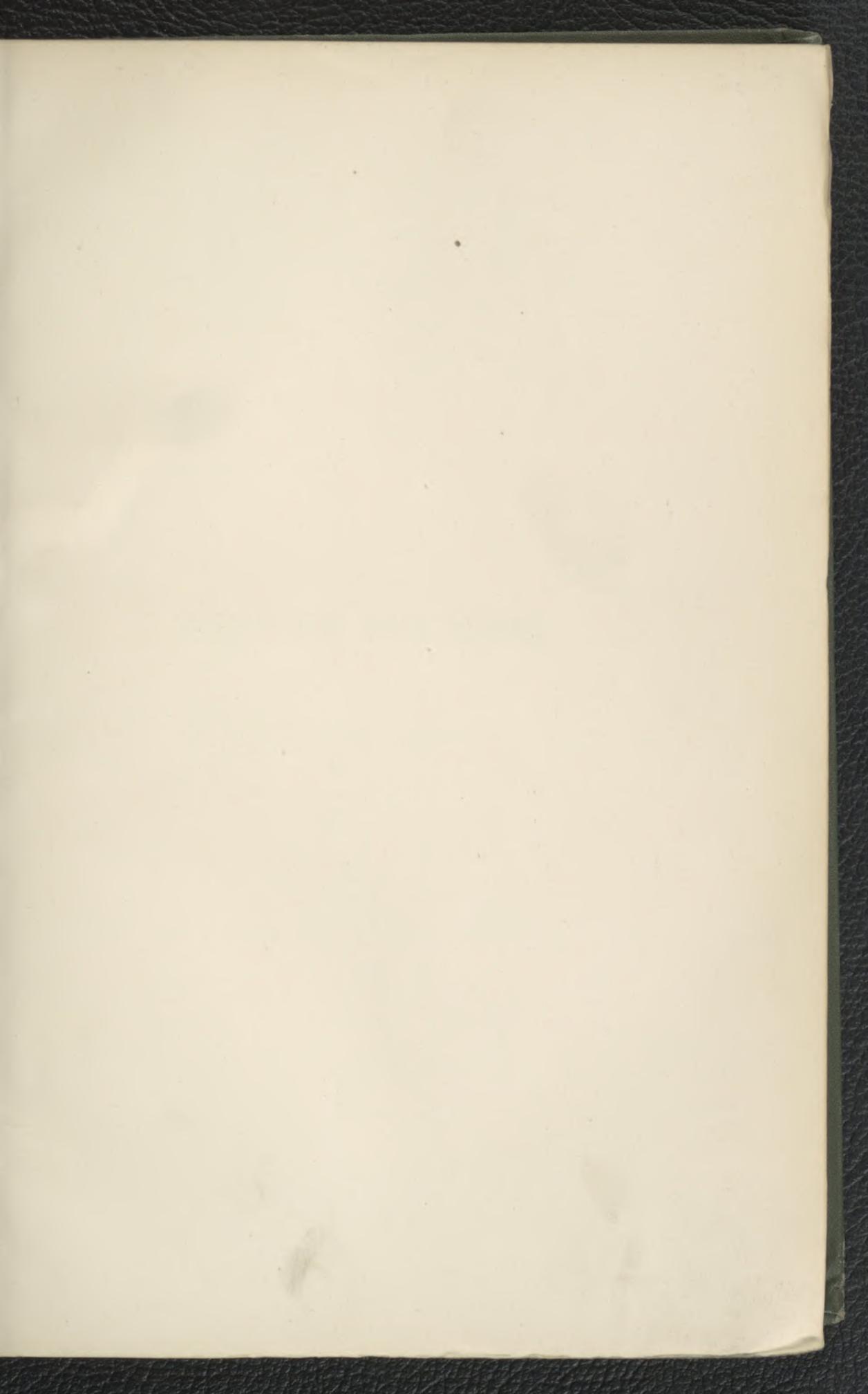


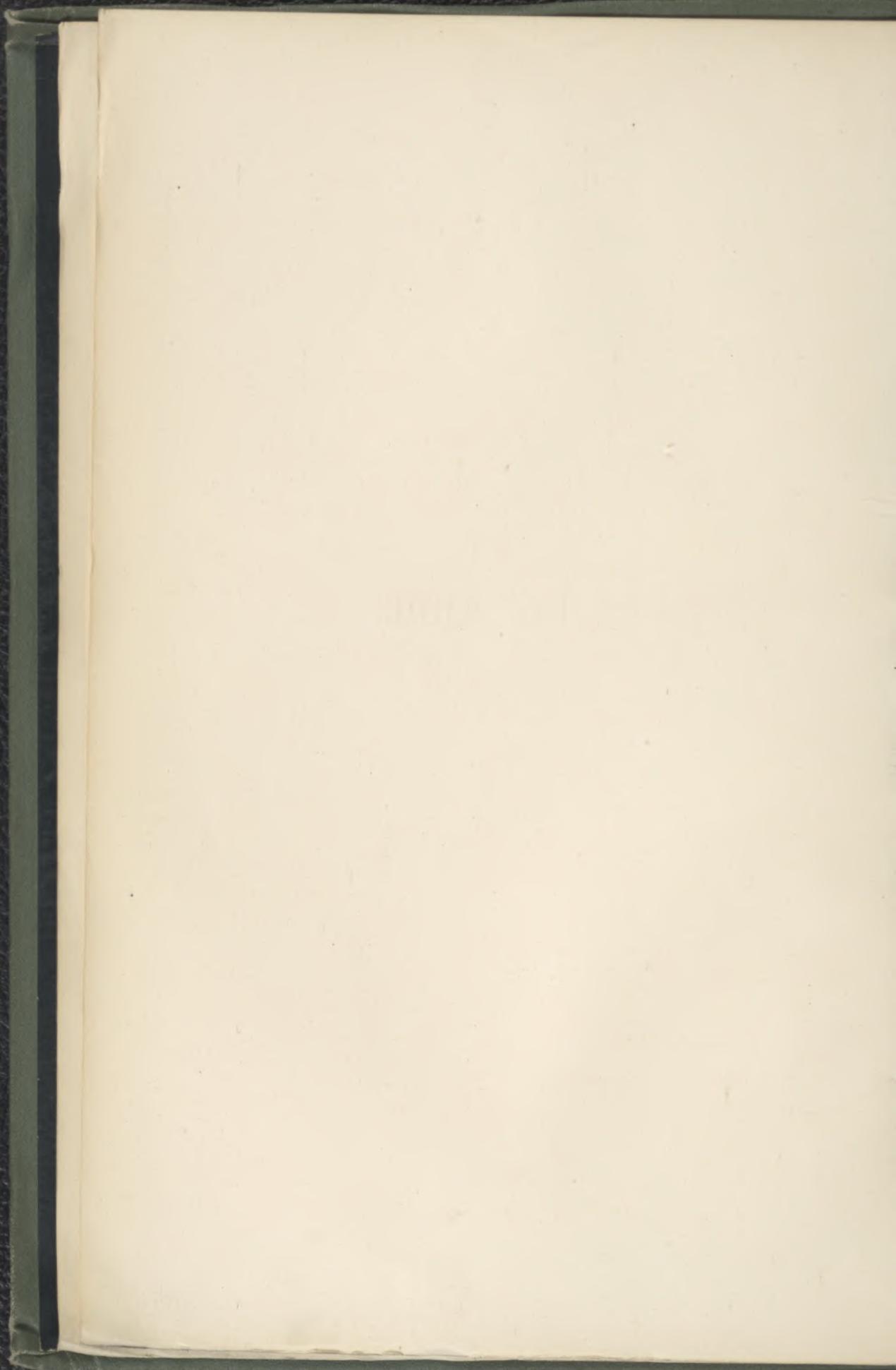


10. — —

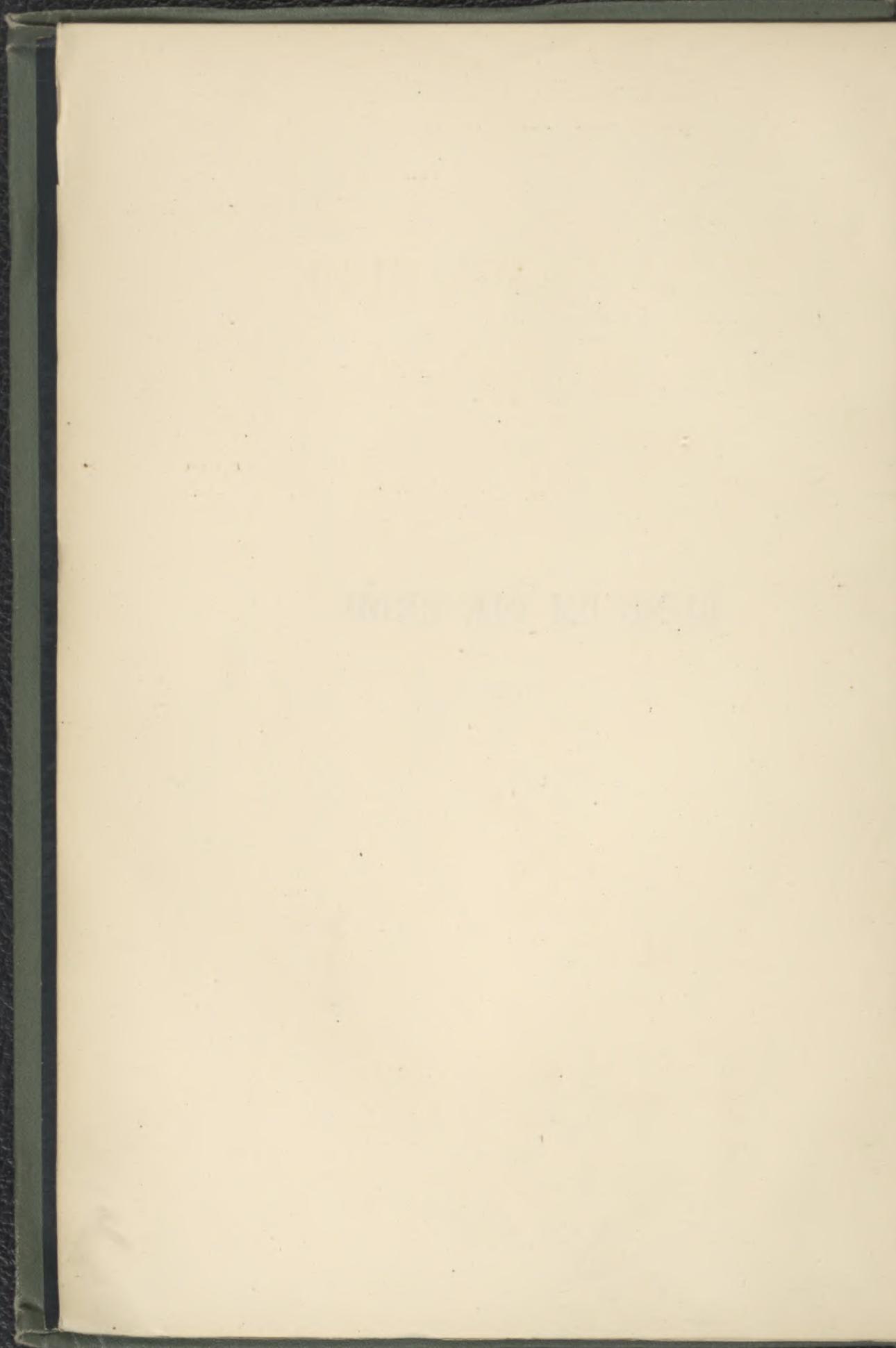
201.11.91

10. — 1691





RUND UM DIE ERDE.



RUND UM DIE ERDE

1888—1889.

GESCHAUTES UND GEDACHTES.

VON

KARL GRAF LANCKORONSKI.

MIT ZWEI KARTENBLÄTTERN.



STUTT GART 1891.

J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG

NACHFOLGER.

Biblioteka Narodowa
Warszawa



30001011678944

Alle Rechte vorbehalten.

1198.262



Druck von Adolf Holzhausen,
k. und k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker in Wien.

2462,0h

Die nachfolgenden Aufzeichnungen sind, ursprünglich für einen engen Kreis von Freunden bestimmt, im Verlauf einer Reise niedergeschrieben worden, welche zuerst nur nach Indien geplant war und später auf Japan und Nordamerika ausgedehnt wurde. Sie bewegte sich mit geringen Unterbrechungen in den ausgefahrenen Geleisen der grossen Route, auf welcher man heute bequemer und sicherer um die Erde gelangt, als vor fünfzig Jahren von Wien nach St. Petersburg. Wer daher besondere Erlebnisse in dem Buche zu finden hofft, der lasse es lieber ungelesen. Es enthält nicht einmal Schilderungen von Jagdabenteuern, geschweige denn von Räuberüberfällen oder Fährlichkeiten zur See.

Wenn ich dessen ungeachtet und ungeachtet der an trefflichen Werken reichen Literatur über die in diesen Blättern besprochenen Länder, vor Allem der rühmlich bekannten Publicationen

des Grafen Hübner: »Ein Spaziergang um die Welt« und »Durch das Britische Reich«, mich entschlossen habe, mit diesen bescheidenen Augenblicksbildern vor die Oeffentlichkeit zu treten, so bestimmte mich dazu der Gedanke, dass, da Jeder von uns die Aussenwelt mit andern Augen sieht und anders auffasst, die Mittheilung einer jeden solchen, ferne Länder betreffenden Auffassung zur Vervollständigung unserer Kenntnisse beitragen könne. Mein Gefährte während der ersten Monate meiner Reise, der Maler Ludwig Hans Fischer, hat aus Ceylon und Indien eine Mappe mitgebracht mit ausgeführten Aquarellen, halbfertigen Skizzen und solchen, die nichts sind als blosse Andeutungen. Etwas im Wesen einer solchen Malermappe nicht Unähnliches wird hier geboten: Bilder, die einen mehr, andere weniger ausgeführt, wie dies durch Zeit und Stimmung ihrer Entstehung sich ergab, oft blos flüchtige Umrisse, welche mit Licht und Schatten zu füllen dem Leser überlassen bleibt. Und wie ja von verschiedenen Malern aufgenommene Ansichten und verschiedene Photographien interessanter Gegenden immer wieder ihr Publicum finden, werden vielleicht auch diese Notizen auf ein gewisses Maass von Aufmerksamkeit rechnen dürfen.

Ich habe hinterher an ihnen, von einigen Berichtigungen abgesehen, nur wenig geändert,

um nach Möglichkeit die Eindrücke, wie ich sie empfangen habe, dem Leser zu vermitteln. Hie und da findet er im Verlaufe der Darstellung eine früher durch Gesehenes gestellte Frage beantwortet und wird so in den Stand gesetzt, die Reise selbst mitzumachen und mit dem Autor zugleich zu lernen. Bei der Kürze meines Aufenthaltes an den einzelnen Punkten wird niemand billiger Weise viel neue Aufschlüsse und That-sachen erwarten. Auch Unrichtigkeiten, wenigstens nebensächliche, sind bei einer solchen Arbeit unvermeidlich, und ich darf wohl mit derselben Berechtigung, wie die alten spanischen Schriftsteller, an meine Leser die Bitte richten, die Fehler des Autors zu entschuldigen.

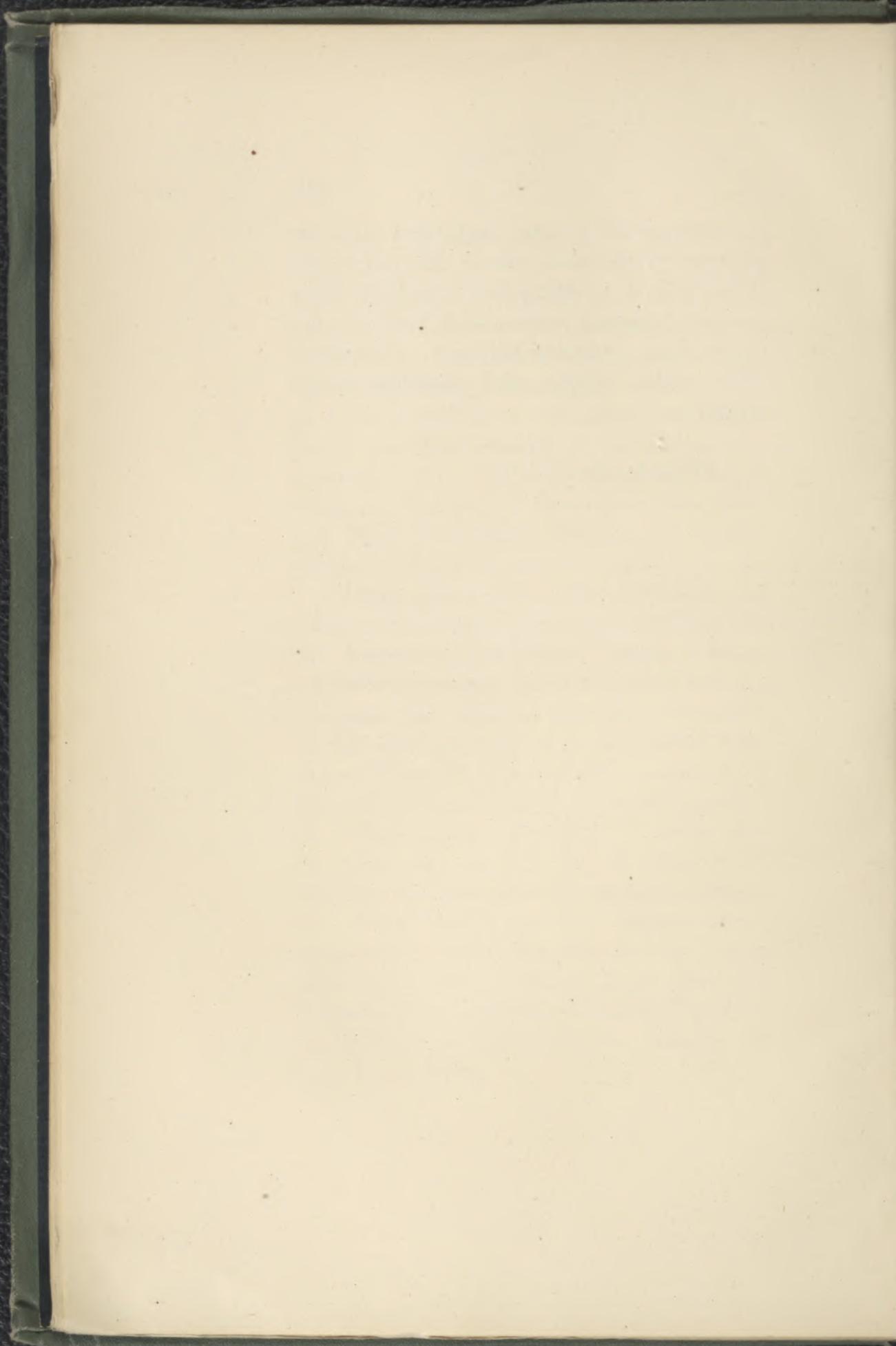
Vielleicht mehr, als von sonst jemand, sind von mir die Analogien ferner Gegenden und fremder Zustände mit uns Vertrautem und längst Bekanntem hervorgehoben worden. Was derartige Parallelen, die ähnlich wirken, wie Uebersetzungen aus dem Sanskrit oder dem Japanischen in eine europäische Sprache, den besprochenen Ländern etwa an fremdartigem Reiz nehmen, dürfte für Manchen durch das Vergnügen aufgewogen werden, Beziehungen zwischen zeitlich und räumlich weit unter sich Abstehendem zu entdecken, auf welche er nicht gefasst war. Dass Alles sich gegenseitig hält und trägt, dass gleiche Ursachen immer und überall gleiche

Wirkungen erzeugen, lehrt nichts so sehr, als eine solche Fahrt. Die Welt ist ein grosses Buch, in welchem ein Capitel das andere erklärt. Was wir von der Vergangenheit des eigenen oder verwandter Völker wissen, lässt uns häufig richtiger beurtheilen, was wir heute in fremden Erdtheilen beobachten, wie umgekehrt, was dort lebendig ist, die eigene Vergangenheit uns oft besser verständlich macht, als ganze Bibliotheken verstaubter Documente, und auch die objective Beurtheilung unserer jetzigen Zustände erleichtern kann.

Denjenigen, welche möglicher Weise an den häufigen Vergleichen, besonders mit Gegenden und Kunstwerken in Italien, Anstoss nehmen, möchte ich antworten, dass Italien eben auch ein Maassstab und vielleicht nicht der schlechteste ist und dass nicht ich es so eingerichtet habe, dass auf diesem Planeten mehr Dinge sich ähnlich sehen, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. Wem gewisse Abschnitte zu lange ausgesponnen scheinen, der mag sie getrost überspringen, wie dieses Buch überhaupt wenigstens den einen Vorzug vor den meisten andern beanspruchen darf, dass man es wo immer aufschlagen und weiterlesen kann, ohne das Vorhergehende nachholen zu müssen; die Erde ist rund und auf einer Weltreise beliebig wo Anfang und Ende.

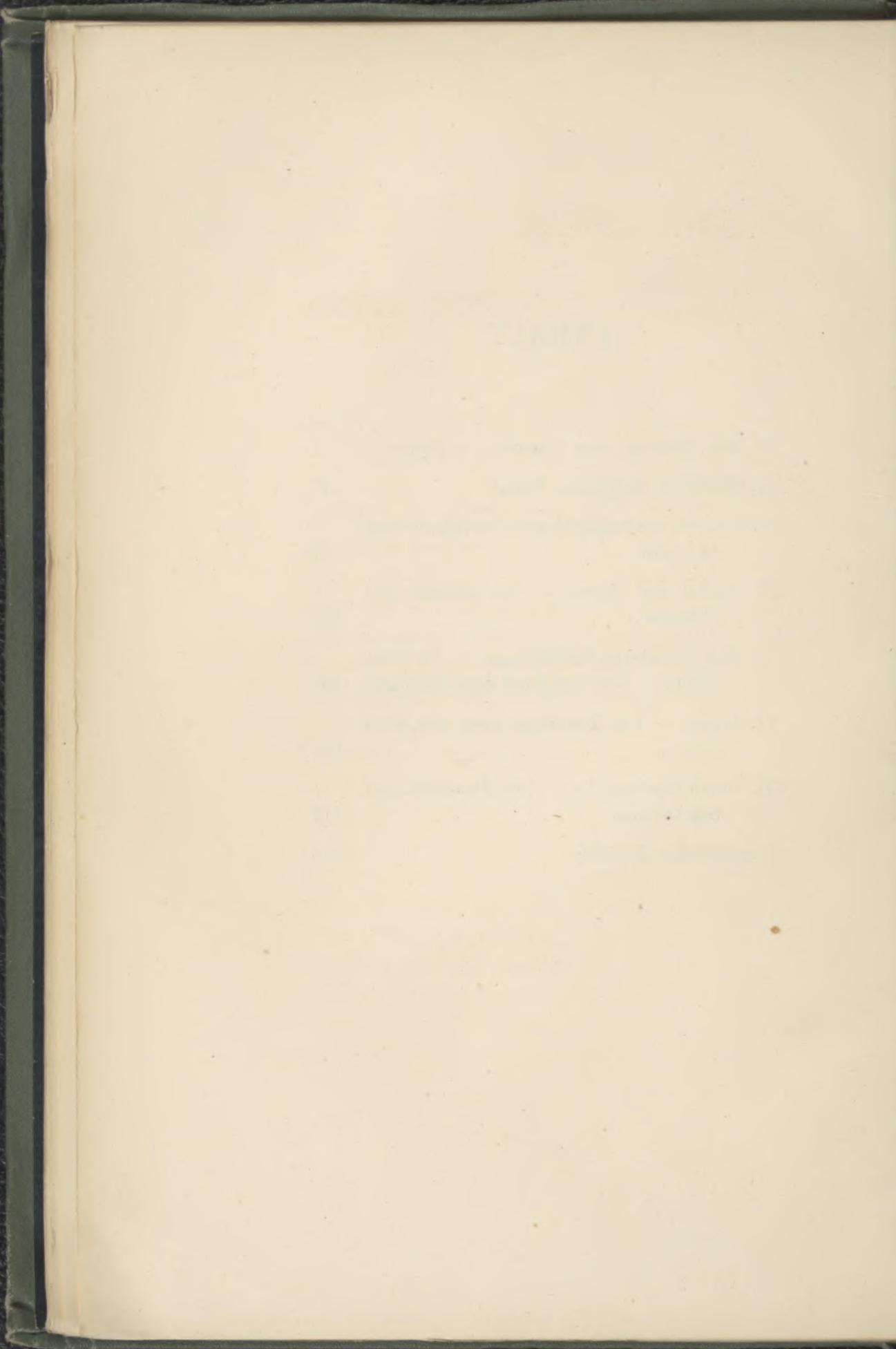
So wage ich es denn, unter den oben angeführten Vorbehalten, dieses Tagebuch der Oeffentlichkeit zu übergeben, den Muth hiezu aus dem Ausspruch meines alten Freundes, des Goethe'schen Schauspieldirectors, schöpfend: »Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.«

Wien, im April 1891.



INHALT.

	Seite
I. Von Marseille nach Colombo. — Ceylon	1
II. Südindien, Rajputana, Panjab	47
III. Indische nordwestliche und Centralprovinzen, Bengalen	117
IV. Sikkim und Bhotan. — Von Calcutta nach Colombo	179
V. Von Colombo nach Hongkong. — Ein Stück China. — Von Hongkong nach Yokohama	233
VI. Japan. — Von Yokohama nach San Fran- cisco	301
VII. Durch Nordamerika. — Von New-York nach Southampton	413
Geographisches Register	509





Strand bei Colombo.

I. VON MARSEILLE NACH COLOMBO. — CEYLON.

16. December 1888 bis 4. Jänner 1889, an Abfahrt.
Bord der Ava. — Am 16. December 1888, um 4 Uhr nachmittag lag der Dampfer »Ava« von den Messageries Maritimes zur Abfahrt nach Ceylon, China und Japan im Hafen von Marseille bereit. Das grosse Schiff war überfüllt mit Abschiednehmenden, die den Fortfahrenden noch die Hand drücken wollten, und blieb stark besetzt, auch nachdem die ersteren wieder an's Land gestiegen waren. Endlich um 5 Uhr setzte sich das schwimmende Haus, das den Maler Ludwig Hans Fischer und mich in drei Wochen nach Colombo tragen sollte, in Bewegung, an der Landungsbrücke stand die Menge Kopf an Kopf, Hurrah rufend und Tücher schwenkend, und noch an zwei solchen Menschenansammlungen an Vorsprüngen des Hafendamms kamen wir vorüber, welche sich womöglich noch ungestümer geberdeten. Die Weiber thaten es

allen dabei zuvor, offenbar die Frauen und die Geliebten der Matrosen.

Marseille.

Marseille ist mir nie so stattlich erschienen, als bei diesem Abschied. Die neue Cathedrale, in einem byzantinisch-romanischen Mischstil aus weissen und schwarzen Steinen erbaut, wie die Domkirchen von Genua und Siena, ist äusserlich vollendet. Etwas engbrüstig und mit zu kleiner Kuppel, ist sie doch ein mächtiger Bau, den man den glücklichen Gedanken hatte unmittelbar über dem Meere aufragen zu lassen. Nebel und Abendschatten lagern über der Häusermasse, aber herrlich und weithin schimmernd, wie nur je und irgendwo ein antikes oder christliches Heiligthum, steigt daraus auf ihrem Felsen thronend Notre Dame de la Garde empor, die berühmte Wallfahrtskirche. Auf unserm Hinterdeck stehen und knien, da wir schon auf offenem Meere sind, gegen jene Kirche gewendet, ein Dutzend schwarzer Gestalten und stimmen das schöne mittelalterliche Marienlied an: »Ave stella maris«. Es sind Missionäre, die nach Korea fahren. Die Wirkung bei schon eingebrochener Nacht ist ergreifend. Wie viele von ihnen werden in die Lage kommen, dies Lied bei der Rückkehr wieder anzustimmen?

17. December. — Um 9 Uhr früh biegen wir um die Nordspitze von Corsica herum, die ligu-

rische Küste ist in der Ferne sichtbar, ganz nahe kommen wir an Capraja vorbei. Bald liegt Elba vor uns, rechts und links die andern Inseln des toscanischen Archipels, eine ganz flach zwischen den übrigen von zackigen Formen.

Das Meer gleicht einem Spiegel; mit einer Geschwindigkeit von vierzehn Knoten die Stunde gleiten wir südostwärts dahin. Das Schiff ist gross, aber sehr schmal. Ganz vorne ist die Menagerie: in Verschlägen Rinder, Schafe, Enten, Hühner, eine schwächliche Ziege neben einem Perlhuhn eingesperrt. In einem Käfig wimmert eine kleine braune Dachshündin den ganzen Tag und verschmäht Zucker und Zwieback, für die ein an die Kette gehängter schöner schwarzer Pudel sich sehr dankbar zeigt. Noch mannigfaltiger als die Thiergattungen ist auf unserer »Ava« die Gattung »Mensch« vertreten. Araber aus der Gegend von Aden, wie Neger so schwarz, haben wir als Heizer, Chinesen mit echten und falschen Zöpfen als Küchenjungen; unter den Passagieren Japaner, die, europäisch gekleidet, als elegante Dandies von ihren Studien zu Paris oder Heidelberg in die Heimath zurückkehren, und ein braunes Hindumädchen, Nase und Ohren mit Gold- und Silberringen behängt, geleitet als Kindsmagd eine französische Beamtenfamilie nach Pondichéry. Die Hauptunterhaltung auf Deck bildet das Bullspiel, jeu

Schiffsbewohner.

du palet: mit Scheiben aus Kautschuk wirft man nach einer in kleine Vierecke getheilten Holztafel.

Tyrrhenisches
Meer.

18. December. — 1 Uhr nachmittag fahren wir an der Insel Stromboli vorüber. Zuletzt hatte ich den stolzen, direct aus dem Meere aufsteigenden Vulkan im Februar des vorigen Jahres gesehen, auf der Reise von Tripolis nach Neapel. Nun kamen im Südwesten die andern liparischen Inseln in Sicht, und bald tauchte die bergige Küste von Calabrien im Südosten vor uns auf. Gegen 4 Uhr lag sie deutlich da und auch Sicilien mit der riesigen Masse des Aetna. Man sieht die schmale Wasserstrasse, auf welcher wir zwischen beiden durchfahren werden. Da sind schon Scylla und Charybdis, und zu meiner Freude, der ich die festländische Küste Italien's stets der sicilianischen vorgezogen habe, kommen wir näher an Reggio vorüber, als an Messina. Ob ich wohl noch im Leben meinen Plan verwirklichen werde, von Reggio mit dem Vetturin nach Neapel zu fahren? Ich freue mich nach Indien, möchte die ganze Welt bereisen, aber mein Herz gehört doch der grossen Landzunge zwischen dem adriatischen und tyrrhenischen Meere. Mit Robert Browning kann ich sagen:

Open my heart and you will see
Engraved inside Italy!

19. und 20. December. — Schon seit 18. abends Scirocco, also Gegenwind, der uns nur zehn Knoten in der Stunde zu machen gestattet. Am 20. früh soll man Kreta gesehen haben, nachmittag fahren wir an der kleinen Insel Gozzo vorüber. Ich bin schon an Bord wie zu Hause und fühle wieder ein Mal, dass man nirgends so Herr seiner Zeit ist, als zwischen Himmel und Wasser. Hübner hat Recht, eine Schiffscabine ist die einzige Eremitage, wo man sicher sein kann, nicht gestört zu werden.

21. December. — Nachmittag taucht die flache Küste von Aegypten vor uns auf; um 5 Uhr landen wir in Alexandrien. Fischer und ich benutzen die sechs Stunden Aufenthalt zu einem Rundgang durch die Stadt, die ich nun fast dreizehn Jahre nicht betreten habe. Seit dem Bombardement ist sie schöner wieder aufgebaut worden. Wir sehen zwei Acte der »Carneliendame« mit Sarah Bernhardt, welche ich erst vierzehn Tage zuvor im »Theater an der Wien« hatte spielen sehen, und lassen uns um Mitternacht durch den mit Schiffen angefüllten riesigen stillen Hafen wieder an Bord rudern.

Alexandrien.

22. bis 24. December. — Von der Fahrt einen ganzen Tag lang längs der aegyptischen Küste wäre nicht viel zu berichten, eben so wenig von dem Aufenthalte zur Nachtzeit in Port Saïd, das

Suezcanal.

nichts ist, als ein grosser Bazar mit Kaufläden und Tingel-Tangelhallen, oder von der langsamen Reise durch den Suez-Canal mit seinen feuchten Erdhaufen rechts und links, Flamingoschaaren in der Ferne und am Ufer hinlaufenden braunen Jungen, denen man Geldstücke zuwirft. Am 24. früh fanden wir uns wieder auf freiem Meere dahineilend, im Golf von Suez, der nordwestlichen Bucht des rothen Meeres. Tiefblaues Wasser, rechts und links ziemlich nahe gelber Sand und vollkommen kahle, schön gezackte, rothe und braune Berge daraus hervorrageud.

Sinai.

Die Sinaihalbinsel, ein zungenartig vorspringender Gebirgsstock, scheidet den Golf von Suez von dem von Akaba. Unsere Aufregung den Sinai zu sehen war sehr gross, aber die Angaben, welches die eigentliche Spitze sei, lauteten widersprechend, und ich musste mich mit der Hoffnung trösten, die Halbinsel einmal selbst zu bereisen und die wahre Spitze zu besteigen. Wir feierten ein heiteres Weihnachtsfest mit improvisirtem Christbaum, wobei die mitreisenden Kinder in Port Saïd gekaufte japanische Spielsachen zum Geschenk erhielten. Die Musikbegleitung wurde von den Missionären besorgt, unter denen sich tüchtige Sänger befanden.

Fahrt durch das
rothe Meer.

25. und 26. December. — Von der Hitze, wegen welcher die Fahrt durch das rothe Meer

so gefürchtet ist, haben wir wenig zu leiden, doch sind die Nächte schwüler als die Tage. Wir sind längst aus dem Golf von Suez heraus und schwimmen näher dem afrikanischen als dem östlichen Ufer. Prachtvoller Sonnenuntergang am 25. hinter hohen Bergen, der Berenikekette in Nubien. Wir merken, dass wir uns den Tropen nähern, an dem helleren Funkeln der Sterne, von denen ich einige rothstrahlende am Horizont anfangs für Lichter von Leuchttürmen hielt. Die Venus wirft einen Widerschein in's Meer, so stark wie der Mond im ersten Viertel im Norden. Die Tage sind schon fühlbar länger, um $5\frac{1}{2}$ ist es noch ganz licht. Keine Dämmerung, ein Verglühen in hellem Schein, und es ist Nacht.

Am 26. früh hatten wir den Wendekreis passirt und schwammen in der Höhe von Djedda, dem Hafen von Mekka, das nur wenige Meilen davon landeinwärts liegt. Die Lloydampfer halten in Djedda, wir aber fuhren leider so weit daran vorbei, dass wir nicht einmal die Küste sahen. Wie nahe bei einander liegen doch diese hochwichtigen Plätze — die wichtigsten für die Menschheit neben denen in Indien, wo Buddha's Leben sich abspielte — Nazareth, Jerusalem, der Sinai, Mekka. Der Sinai mitten innen, Palästina Europa zugekehrt, dem vor allen christlichen Continent, Mekka nur durch einen

Heilige Stätten.

Meerstreifen von Afrika getrennt, das der mohamedanische Welttheil im eigentlichen Sinn geworden ist. Wie in Centralasien die Russen Culturträger sind, was fortgeschritteneren Völkern kaum gelingen würde, so wird für die Negerstämme des dunklen Erdtheils wohl noch für lange Zeit der Islam die einzige »frohe Botschaft« bleiben, für welche sie Ohren haben zu hören.

Nachmittag haben wir die Höhe von Suakim überschritten und nähern uns der von Mas-sauah. Gegen Sonnenuntergang unwölker Himmel, stahlblaues Meer, man könnte sich zwischen Bergen und Drontheim glauben. Schliesslich ist's auf unserm Planeten doch einförmiger als man meint, nur wir sind immer andere, wenn auch zum Schein dieselben. Mehr Ueberraschungen als eine Weltumseglung böte uns unser eigenes Herz, könnten wir es nur beobachten wie die Dinge ausser uns.

Bab-el-Mandeb.

27. *December.* — Früh umwölkt, starke Brise von Süden her, die uns aufhält. Wenn sie andauert, werden wir statt heute Nacht erst morgen Vormittag nach Aden kommen. Wir steuern auf die Meerenge von Bab-el-Mandeb los, welche das rothe Meer mit dem Golf von Aden verbindet; die Entfernung beider Ufer ist schon jetzt nur mehr zwei Drittel von jener unter der Breite von Djedda, und wenn sich der Himmel auf-

hellt, werden wir Nachmittag beide Küsten sehen, wie im Golf von Suez. Wir fahren knapp westlich am Gebel Teir vorüber, einer kahlen Insel, aus deren Mitte ein ausgebrannter Vulkan sich erhebt, und anderthalb Stunden weiter an den ebenfalls vulkanischen Zobaierinseln, dann gegen Abend erblicken wir noch die Insel Zugurb und endlich die arabische Küste. Nicht nur an deren geringer Entfernung, auch an der Menge von Fahrzeugen aller Grössen, denen wir begegnen, merken wir, dass wir uns einer vielbefahrenen Meerenge nähern.

28. *December.* — Noch vor der Sonne war ich auf, das südliche Kreuz zu beobachten. Ich kann in den Jubel, in welchen die meisten Reisenden, die es zum ersten Mal erblicken, nach Humboldt's Beispiel ausbrechen, nicht einstimmen, finde unsere Sternbilder, z. B. den grossen Bären, schöner, die Phantasie mehr anregend. Das Schiff hat seine Richtung geändert, wir haben die Meerenge passirt und fahren nicht mehr südostwärts, sondern nordostwärts an kahlen, herrlich gezackten Bergen vorüber auf Aden zu. Nach einigen Stunden sehen wir den Hafen mit vielen Schiffen in der Ferne und merkwürdig geformte schwarze Inseln davor Wache haltend. Um 10 Uhr steht unser Dampfer still, sehr weit vom Lande, umschwärmt von kleinen Booten, aus denen Negerjungen sich in's Meer werfen,

Das südliche
Kreuz.

Ankunft in
Aden.

nach Geldstücken rufend, um ihre Taucherkünste zu zeigen. Sie gehören dem Stamm der Somalis an, der wie der grösste Theil der farbigen Bevölkerung Aden's von Afrika herübergewandert ist. Wir lassen uns an's Land rudern und steigen am Quai von Steamerpoint, der Hafenstadt von Aden, aus. Stockhohe Häuser, durch Laubgänge vor den Strahlen der Sonne geschützt, etwas oberhalb grössere Gebäude mit Flaggenstangen daneben — Aemter und Kasernen — das ganze von einer braunen, kahlen, mässig hohen Bergkette eingerahmt, über welcher Adler kreisen. Der Himmel blau über uns, aber weniger bleiern drückend, auch die Widerstrahlung der Sonne vom Boden nicht so fühlbar, als ich nach den Beschreibungen erwartet hatte. Einige Karren ursprünglicher Bauart, von Buckelochsen gezogen, mit vor der Deichsel hockenden bronzefarbenen Treibern, die nur mit weissem Schurzfell und Kopftuch bekleidet sind, muthen uns biblisch-ägyptisch an.

Aden.

Die hammerförmige, kleine Halbinsel von Aden, blos durch eine Landenge mit dem Festland zusammenhängend, ist der Beobachtungsposten der Engländer, der den Zugang durch's rothe Meer zu ihrem indischen Reiche bewacht. Aehnlich haben sie sich an andern Meerengen, in Gibraltar und Singapur, festgenistet und die Insel Hongkong besetzt, welche die Zufahrt nach

Canton, der grossen chinesischen Handelsstadt, beherrscht. Aber keiner dieser andern Plätze liegt so sehr an der Grenze von kaum durchforschter Barbarei wie Aden. Nicht einmal einige Stunden weit kann sich der Reisende in die angrenzenden, von wilden Araberstämmen unsicher gemachten Gebiete wagen, ohne sein Leben auf's Spiel zu setzen.

In ganz europäischem Wagen mit einem Zeltdach fahren wir vom Hôtel de l'Univers aus nach der Stadt Aden und den berühmten Cisternen. Die Strasse führt den schönen Golf entlang bald in Schlangenwindungen aufwärts zu einer mit einem Fort gekrönten Passhöhe und von da in den Felsen gehauen nach der Stadt hinab, so eng, dass die mit Kameelen bespannten Karren, die mit Fässern bepackten und Reit-Kameele, denen wir begegnen, uns den Weg versperren. Das Défilé, eines der malerischsten, die ich kenne, erinnert mich lebhaft an jenes in der Nähe von Suedyeh bei Antiochien in Nordsyrien.

Die Stadt ist ähnlich wie Steamerpoint von geradlinigen Strassen durchzogen, aber viel belebter als der Hafenort und eine Fundgrube von Motiven für den Maler. Einem halbgewachsenen Jungen begegnete ich, der an langer Stange Seefische trug, fast grösser als er selber war. Die Cisternen liegen, von steilen

Felswänden umschlossen, eine halbe Stunde von der Stadt und sind eine grossartige Anlage. Hier findet sich auch der einzige Garten des ganzen Gebietes, dessen Bäume und wenige Blumen als kostbare Seltenheiten gehütet werden. Nie werde ich einen Brunnen vergessen unterhalb der Cisternen gelegen, mit Kameelen dabei und malerisch gekleideten Weibern, ein Stück altes Testament, wie ich kaum ein so charakteristisches in Palästina sah.

Negerwaaren.

Im Hôtel de l'Univers in Steamerpoint kaufte ich nachmittags Waffen und wasserdicht geflochtene Gefässe, die von den Somalis und andern Negerstämmen herrühren, welche zwischen dem von den Franzosen besetzten Obok auf der afrikanischen Seite der Meerenge von Bab-el-Mandeb und Abessinien hausen. Dort drüben in Afrika gehen auch die englischen Officiere und die Touristen, die in Aden einige Wochen verleben, dem Jagdvergnügen nach.

Botanik.

Wir speisten unter anregendem Gespräch mit einem Pariser Arzt und Botaniker, der auf der »Ava« mit uns hergekommen war und einige Wochen dem Studium der wenigen Gräserarten widmen will, die auf den Felsen hier fortkommen. So findet jeder überall ein Feld der Beobachtung und Thätigkeit, sogar ein Botaniker auf diesem kahlsten Vorgebirge der Erde.

Nach Sonnenuntergang entzückten uns die Färbungen von Himmel und Wasser, und unter dem prächtigsten Sternenhimmel führen wir nach eingebrochener Nacht zu unserm Dampfer zurück, wo die von uns geäußerte Befriedigung über die in Aden verlebten Stunden vom Capitän und einigen Passagieren mit Kopfschütteln aufgenommen wurde. »Mais il n'y a pas de verdure«, war der immer wiederkehrende Einwurf, als ob eine Gegend nothwendig grün sein müsste, um interessant zu sein. Um 8 $\frac{1}{2}$ setzte das Schiff seine Reise fort.

29. December bis 4. Jänner, 3 Uhr nachmittags. — Von der Fahrt durch den indischen Ocean bleibt nicht viel zu berichten, als dass die Temperatur im Ganzen noch weniger drückend war, als auf dem rothen Meere, und dass Himmel und Wasser in Färbungen und Beleuchtungseffecten mir reiche Abwechslung boten, wenn ich vom Lesen aufschauend den Blick in's Meer schweifen liess. Ab und zu vergnügten uns fliegende Fische mit ihren Künsten. An Cap Guardafu, dem östlichsten Vorsprung Afrika's, wie Cap Matapan berühmt wegen der fortwährend bewegten See, aus der es aufsteigt, kamen wir in zu grosser Entfernung vorüber, um etwas davon zu sehen.

Indischer Ocean.

Am 30. December hatten wir gegen alle Erwartung scharfen Wind und nordische Luftstim-



mungen. Wir fahren eben an der lang gestreckten Insel Sokotora ganz nahe vorüber mit kahlen dunklen Felsen, an denen tiefhängende weisse Wolken klebten, grünen Anhöhen und Sandhügeln, freundlichen Orten am Ufer, von denen einige fast vollständig unter Gärten versteckt liegen. Manchmal war der Himmel mattblau bei in's Violette schimmerndem Wasser, dann wieder das Meer tiefblau wie das Mittelmeer und am Himmelsrand phantastisch geformte Wolken, die bei Sonnenuntergang sich ausnahmen, wie Züge von strahlenden Göttern.

Ankunft in
Colombo.

Am 3. Jänner haben wir die Maladiven passirt, sie in weiter Ferne links liegen lassend, nur einen Leuchthurm soll man mittelst Fernrohrs haben ausnehmen können. Die Nacht darauf fahren wir an Cap Comorin, der Südspitze von Indien, vorbei und bekamen am 4. gegen 3 Uhr nachmittags die Küste von Ceylon in Sicht, ganz flach und grün durch die Wälder von Cocuspalmen, die bis an's Ufer reichen. Um 4 Uhr waren wir im Hafen von Colombo, erstaunt so viele offenbar katholische Kirchen und andere stattliche Bauten nahe dem Ufer aufzulegen zu sehen, und liessen uns eine Stunde später in einem recht unbequemen Boote von braunen Eingebornen an's Land rudern.

Erste Eindrücke.

4. bis 7. Jänner früh, Colombo. — Meine ersten Eindrücke beim Landen waren stark riechende

bunte Blumensträuße von kleinen Jungen angeboten, Wägelchen nach japanischer Art von Menschen gezogen und ein sehr schönes Hôtel am Landungsplatz mit deutschem Manager. Die Kellner sind Singhalesen, braun gehäutet, weiss gekleidet, und tragen einen Kamm in dem zu einem Knoten gebundenen Schopf. Als ich vor Sonnenuntergang ausgieng den Consul aufzusuchen, steigerten sich die bunten neuen Gegenstände fremdartig, für's erste nicht ganz sympathisch. In den Strassen Riesenbäume, die zugleich gelbe und rothe Blüten tragen, die Nationaltracht, die bei den meisten Eingebornen sich auf das denkbar Nothwendigste beschränkt, Wagen, bewegliche aus Rohr geflochtene Hütten, von Buckelochsen gezogen. Wirklich ergriffen war ich nur von einer Gruppe Cocuspalmen, welche schief über das Meer hineinragten. So hatte ich mir immer die Inseln der Südsee gedacht, und als eine solche will wohl Ceylon angesehen werden, und nicht als Fortsetzung von Indien. Komisch wirken in diesem Rahmen die Highlander, in derselben Tracht Wache stehend, wie ich sie in Edinburgh stehen sah, nur mit einem weissen Helm auf dem Kopf, und die Officiere, die auf einer grossen Wiese Football spielen, wie in Devonshire. Zwei seltsame weisse Menschen fielen mir auf, barfuss, grell roth gekleidet, der eine mit einem Turban, der andere mit langem Haar

und bartlos. Es waren Prediger der »Heilsarmee«, welche hier ihr Wesen treibt.

Was mich während meines Aufenthaltes in Colombo immer wieder in Erstaunen setzte, war die riesige Ausdehnung der Stadt, die stets von Neuem anfängt, wenn man sie zu Ende glaubt. Freilich bestehen die Strassen blos aus Hütten mit allerlei Kram zum Verkauf oder sie laufen zwischen Gärten hin, nur ein ganz kleines Viertel, nahe am Hafen, besteht aus Gassen und Plätzen in unserm Sinne. Eine herbe Enttäuschung waren die ersten Lotusblumen, die ich einen Teich so dicht bedecken sah, dass die vielen breiten Blätter ihm beinahe das Ansehen eines Krautackers gaben. In einer der Vorstädte ein ziemlich grosser moderner Buddhatempel mit der hölzernen, bunt bemalten Colossalstatue des liegenden Buddha und zahlreichen Wandbildern. Der Priester im orangefarbenen Gewand, ganz antik drapirt, mit Augengläsern, aus denen er einen anblickt, wie ein Steuereintnehmer, macht mir geschäftig die Honneurs und nöthigt mich beim Weggehen, meinen Namen in ein Fremdenbuch einzutragen. Ein Fremdenbuch in einem Buddhatempel! Die Welt wird doch immer einförmiger.

Nicht weit davon steht ein Hindutempel, die Façade ganz mit bemalten fratzenhaften Sculpturen bedeckt, man darf das Innere nicht

betreten. Die Hindutempel heissen hier gemeinlich Tamilentempel, weil zur Hindureligion sich die Tamilen bekennen, die aus Südindien eingewanderten Bewohner Ceylons, flinker und gewandter, als die schläfrigen Singhalesen, welche den Grundstock der Bevölkerung ausmachen und meistens Buddhisten sind. Es giebt aber auch zahlreiche Christen unter den Eingebornen, besonders der Küstenbevölkerung, und unter diesen, von den Zeiten der portugiesischen Herrschaft her, viele Katholiken. Die Cathedrale von Colombo ist ein stattlicher, noch unvollendeter Kuppelbau, das Priesterhaus mit seinem kleinen Kreuzgang heimelte mich beinahe toscanisch an. Französische Patres versehen jetzt Gottesdienst und Seelsorge. Am Sonntag beim Hochamt ist die Kirche gedrängt voll mit meist vollständig bekleideten, andächtig knieenden braunen Menschen, die Frauen tragen gestickte Kopftücher, welche sie nur in der Kirche aufhaben. Aehnlich muss ein Gottesdienst in Mexico oder Centralamerika aussehen.

Tamilen.

Katholische Cathedrale.

In einer andern Richtung vom Stadtkern entfernt, liegt mitten in schönen Parkanlagen das erst vor wenigen Jahren eröffnete Museum mit verhältnissmässig reichen naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen, darunter eine Buddhastatue aus vergoldeter Bronze, alte Steinsculpturen, Waffen, Schmuckgegen-

Museum.

stände. Eintheilung und Aufstellung sind vortrefflich.

Oriental Hôtel.

Im Oriental Hôtel bewohnten wir Zimmer, deren Wände der Ventilation halber nicht ganz bis zur Decke reichen. Meine Nachtruhe war in Folge dessen oft gestört, da ich leider ein deutsches Ehepaar zu Nachbarn hatte, dessen weiblicher Theil sich vorgenommen zu haben schien, Frau Caudle's Gardinenpredigten an Energie noch zu übertreffen. Ich gestehe beschämt ein, dass mein Aerger, im Schlaf gestört zu werden, das menschliche Mitgefühl mit dem armen Opfer dieser wohlversetzten Tiraden noch bei Weitem überwog. Früh morgens weckte mich regelmässig das Krächzen eines Raben, der durch das offene Fenster hereingeflogen kam und in meinem Zimmer sich heimisch zu fühlen schien. Der Speisesaal, wo während der Mahlzeiten die »Pankhá's«, an Stangen befestigte Stücke Tuch, einen immerwährenden Luftzug erzeugen, ist sehr gross und von schönen Verhältnissen. An die übertrieben gepfefferte Kost konnte ich mich nicht gewöhnen.

Montag, 7. Jänner. — Um 7 Uhr früh sassen wir in einem bequemen Eisenbahncoupé des Zuges, welcher zur Abfahrt nach Kandy, der alten Hauptstadt im Innern der Insel, bereit stand, im Waggon daneben unser singhalesischer Diener, den wir für die Dauer unseres

Aufenthaltes auf Ceylon aufgenommen hatten. Er muss aus einer vornehmen Familie stammen, nach seinem classischen Profil, seinem edlen Anstand, seinen kleinen schmalen Händen und Füßen zu schliessen, und war ein herrliches Modell zum Malen, aber leider ein so schlechter Diener, wie ich nur je einem begegnet bin.

Der erste Theil der Fahrt interessirte uns sehr. Stümpfe mit allerlei Gethier, herrliche Palmenwälder, zwischen welchen ein majestätischer Fluss sich Bahn bricht. Bald hohe Berge von mannigfachen Formen in weiter Ferne in Sicht, die wieder verschwinden. Nun beginnt die Bahn fast unausgesetzt bis Kandy zu steigen, aber diese Gebirgsbahn, über welche ich Uberschwängliches gehört und gelesen, bereitete mir eine Enttäuschung nach der andern. Das Gelbgrün der Reisfelder in den Thälern ist geradezu hässlich, und wenn man nicht die einzelnen Pflanzen ansieht, kann man sich, zwischen den stechend grünen Anhöhen dahinfahrend, nach Mitteldeutschland versetzt denken. Einer der Berge nimmt sich wie der leibhaftige Gaisberg bei Salzburg aus.

Zwischen Thee-, Cacao-, Kaffeepflanzungen, netten Stationshäuschen, an denen Rosenspaliere mir angenehm auffielen, gelangten wir um 11 Uhr nach Kandy. Da wir dort erst auf dem Rückweg einige Tage zu bleiben gedachten, fuhren wir noch

Bahn
nach Kandy.

Mattala. eine Stunde weiter nach Mattala, wo die Bahn, die von Kandy nordwärts führt, einstweilen ihr Ende erreicht. Es ist ein uninteressanter Ort in uninteressanter gebirgiger Gegend. Erfreulich sind nur einige besonders schöne Palmen und die chamäleonartigen Eidechsen, welche die Bäume erklettern und auf den ersten Blick Eichhörnchen gleichen. Wir wohnen im »Resthouse«, wie sie deren die Regierung, mit allem Nöthigen versehen, vorsorglich für die Reisenden an sämtlichen besuchteren Orten der Insel errichtet hat, und fahren bald nach der Ankunft nach Alu Vihara, einem alten Buddhistenkloster, das eine halbe Stunde entfernt liegt. Eine steile Felsenstiege führt hinauf, und oben hausen und beten ein alter und ein junger Buddhapriester im traditionellen gelben Gewand in engen Wohnräumen und Capellen, die unter sie belastenden Felsen ausgehöhlt sind. Ich wurde lebhaft an Subiaco und noch mehr an die Felsenzellen oberhalb des Peterskirchhofs in Salzburg erinnert, nur die hochragenden Palmen zwischen den Grotten geben dem Bilde hier sein tropisches Gepräge. In den Capellen meist ein colossaler bemalter Buddha aus Holz oder Stuck in liegender Stellung, wie jener, den ich im Tempel von Colombo gesehen hatte. Er wird so, sterbend das Nirvana, die ewige Seeligkeit, erreichend, vorgestellt, und durch alle buddhistischen Länder begegnen wir

Buddhisten-
klöster.

Darstellungen des liegenden Buddha, so oft als in christlichen dem Bilde des Gekreuzigten. In einer der Höhlen finden wir neben der liegenden eine sitzende Buddhastatue, von solchen seiner Schüler umgeben. Der jüngere Priester brachte ein heiliges Buch herbei, zwei lange, schmale bemalte Holzdeckel, zwischen ihnen gelbe Streifen aus getrockneten Blättern der Fächerpalme, mit singhalesischer Schrift reinlich vollgeschrieben. Noch etwas weiter von Mattala entfernt liegt ein anderer Vihara auf steiler waldiger Böschung. Die Priester hausen schon in beträchtlicher Höhe, aber noch ein gutes Stück darüber steht ein kleiner Tempel mit dem hingestreckten Buddha darin.

Auf dem Wege zum Resthouse fuhr ich an einer offenen hölzernen Halle vorbei, in der und um die ich eine Menschenansammlung gewahrte. Mein Kutscher sagte mir, es sei die Gerichtshalle. Ich stieg aus und sah der Gerichtsverhandlung einige Zeit zu. Ueber dem Richter wird die Pankhá geschwungen, er ist ein Engländer und hat den Dolmetsch neben sich. Ich bewunderte einige Gefangene, dass sie aus dem sehr primitiv verwahrten Gefängnis daneben nicht entkamen, was doch nicht schwer gewesen wäre. Sicherer als durch Schloss und Riegel werden sie wohl durch das Phlegma, welches alle Singhalesen auszeichnet, festge-

Gerichtshalle.

halten, wo sie sind. Abends bei einem Spaziergang nach Tisch sahen wir die Bäume von ganzen Schaaren von Leuchtkäfern dicht besetzt, es war wie eine natürliche Illumination.

Postwagen.

8. *Jänner*. — Wir sitzen, unser Gepäck um uns aufgethürmt, in einem unbequemen, mit schlechten Pferden bespannten Wagen. Auf dem Bock ein mohamedanischer Kutscher, auf dem rückwärtigen Wagentritt ein tamilischer Pferdewärter, der uns die Ohren vollbläst, so oft ein Fuhrwerk oder Fussgänger in Sicht kommt, und jeden Augenblick abspringt, um laufend und schreiend die Pferde anzutreiben oder am sogenannten Riemzeug, das meist aus Stricken besteht, etwas zu richten. Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags haben wir Mattala verlassen und fahren mit dem Postwagen, den wir ganz für uns gemiethet haben, in der Richtung nach Norden. Die Luft ist so feucht, dass man kaum eine Cigarre anzünden kann, und bald fällt der warme Regen, dessen Bekanntschaft wir schon in Colombo gemacht hatten, auf das uns nur unvollkommen schützende Wagendach nieder. Die Gegend ist nicht sehr merkwürdig, die zweite Hälfte der Fahrt führt die Strasse fortwährend durch einen dichten Wald, über dessen Bäume man keine Berge aufragen sieht. Vier Poststationen, bei jeder müssen die frischen Pferde 30 Schritte weiter als das Stationshaus eingespannt werden,

Feuchtigkeit der Luft.

weil sie sonst nicht von der Stelle zu bringen wären; auch so geht es kein Mal ohne Schreien, Hiebe und Steinwürfe ab.

Um 5¹/₂ erblickten wir westlich von der Strasse einen mächtigen Granitfelsen, das Wahrzeichen der ganzen Umgegend, einsam emporragend. Darunter liegt unser vorläufiges Ziel, der Ort Dambul. Oben auf dem Felsen sind berühmte Klostergrotten, und wir benutzten die Neige des Tages, ihn im Laufschrift zu erklimmen. Der Weg, zum Theil über Stufen, dann über den glatten Fels, später höchst malerisch steil durch dunkles Gebüsch, an ähnliche Pfade in der Umgebung von Rom mahnend, zog sich viel länger hin, als wir dachten. Oben weiter Rundblick über ein Meer von blaugrünen Wäldern, von theilweise edelgeformten violetten Bergen in der Richtung nach Süden und Westen umrahmt. Im Osten ein Würfel aus der Ebene aufragend, welcher die für die Geschichte Ceylon's wichtige Stadt Sigiri bezeichnet. In die Tempelgrotten konnten wir nur einen Blick werfen, und ich versparte mir deren Besichtigung für eine bessere Tageszeit.

Um 7¹/₂ abends lag ich auf einer Matratze erträglich gebettet, über mir ein aus Rohr geflochtenes Dach, unter mir vier Räder, das Ganze von kräftigen Buckelochsen gezogen. Es war der Postwagen nach Anuradhapura, der alten

buddhistischen Ruinenstadt. Fischer blieb, um zu malen, in Dambul zurück.

Anurādhapura.

9. Jänner. — Ich hatte leidlich die Nacht ausgeruht, sogar einige Stationen verschlafen, wo die Thiere gewechselt wurden, und erwachte um 8 Uhr an meinem Reiseziel. Der heutige Ort besteht aus einzelnen Bangalos, d. h. Wohnungen von Europäern, und Hütten der Eingebornen, welche durch eine Art Prater oder englischen Park mit alleinstehenden herrlichen Bäumen und ausgebrannten Wiesen zerstreut liegen. Ganz in der Nähe eines der berühmtesten Heiligthümer der Buddhisten, der älteste historische Baum der Erde, ein Feigenbaum, im dritten Jahrhundert vor Christo gepflanzt, angeblich aus einem Ast des Baumes, unter welchem in Buddha-Gayá in Bengalen Jahrhunderte früher über Sakyamuni die Erleuchtung gekommen war. Eine breite Stiege führt zu ihm hinauf, er ist durch ein Gitter geschützt, und um ihn sind kleine Heiligthümer und Priesterwohnungen entstanden. Noch heute wie vor 2000 Jahren ziehen die Pilger in Haufen in den Vollmondnächten des Sommers zu dem Baume hin und heben andächtig die zu Boden gefallenen Blätter auf. In seiner Nachbarschaft aber erhob sich einstmals eine prachtvolle Hauptstadt mit grossartigen Tempeln, Bädern, Palästen, Statuen, in welcher durch ein Jahr-

Heiliger Feigenbaum.

tausend, von 500 vor bis etwa 700 nach Christo, Tyrannen und hoffärtige Priester, Schlachtengewinner und verführerische Königinnen die immer und überall sich erneuernde menschliche Komödie gespielt haben. Von ihren Eroberungen und Palastrevolutionen, ihren religiösen Streitigkeiten und Ketzerverfolgungen, ihren gewaltsamen Bekehrungen und weisen Gesetzen ist nichts auf uns gekommen, als einige Blätter einer unbeholfenen Chronik, und nur was von ihren Bauten übrig ist, erfüllt uns mit wehmüthig stauender Theilnahme, wie alles zerstörte Menschenwerk auf diesem Planeten.

Im Ochsenwagen des Regierungsagenten des Districts neben einem elegant europäisch gekleideten Singhalesen, der als Regierungsbeamter leidlich englisch spricht und auf den für die Ohren westlicher Menschen sonderbar klingenden Namen Nelapanaveva hört, besuchte ich einen Theil der in weitem Umkreis gelegenen Ruinen von Anuradhapura. Es war drückend heiss, aber die Hitze leichter zu ertragen als in Colombo oder Mattala, weil die Atmosphäre weniger mit Feuchtigkeit durchsetzt war. Die hervorragendsten Bauten sind die »Dagobas«, Kuppelbauten ohne Zugang in's Innere, die über irgend einer Reliquie sich wölben mit einer Spitze oben, die aus sich

Dagobas.

verkleinernden Reifen besteht, zur Erinnerung an den siebenfachen Sonnenschirm, ein Attribut Buddha's. Die berühmteste ist die Thuparama Dagoba, mit Kalk weiss angestrichen, angeblich älter, als irgend ein Gebäude in Indien, die ein Schulterblatt Buddha's enthalten soll. Sie ist von Steinpfeilern und Stiegen umgeben. In der Nähe eine schöne Badewanne, aus einem Stein gehauen, einem byzantinischen Sarkophag ähnlich, dann scheinbar planlos aufgestellte Steinpfeiler und etwas weiter die grosse Ruanvaeli Dagoba, ein hoher, ganz bewachsener Ziegelkegel mit einem an chinesische Bauweise erinnernden Wächterhäuschen davor. Solche Ziegelkegel finden sich so massenhaft hier, dass sie der Gegend ihren Charakter geben. Auch sonst noch Gruppen von Pfeilern mit Capitellen in der Nähe, Balustraden und Thierornamenten und Stufenreste mit einem Halbrund vor der untersten Stufe, das sich in gleicher Weise stets wiederholt, dem Bogen eines romanischen Kirchenportales ähnlich. Aussen ein Halbkreis mit Thieren: Elephant, Löwe, Pferd, Buckelochse, drei oder vier Mal hinter einander stets in derselben Ordnung, dann ein Halbkreis mit einem romanisch anklingenden Ornament, dann ein dritter mit den heiligen Gänsen und zum Schluss wieder einer mit demselben Ornament.

In einem ausgedehnten schönen Walde von Ruinen.
niedrigen dunkelgrünen, hellstämmigen Bäumen,
die an die Steineiche der Mittelmeerländer er-
innern und mein Auge von dem stechenden
Grün ausruhen liessen, das mir bis jetzt auf
Ceylon fast überall begegnet war, liegen male-
risch Reste von Palästen, grossartigen Bäu-
dern und Elephantenschwemmen zerstreut. Hie
und da sitzende Buddhastatuen, nicht ganz
ohne Anklänge an griechische Kunstübung, oder
grosse behauene Steine, denen die Engländer
ihrer Form wegen die Namen »Stone-canopy«
und »Stone-canoe« gegeben haben. Das Material
ist fast durchgehends ein grauer schieferartiger,
leider nicht besonders harter Stein.

Vor der Gerichtshalle, wo wie in Mattala eben
Recht gesprochen wurde, hatte ich ein Gespräch
mit einem würdevoll dreinschauenden Dorfälte-
sten, dessen Kopfbedeckung mit denen unserer
Köche Aehnlichkeit zeigte, sich aber dadurch von
ihnen unterschied, dass sie aus gesteifter Lein-
wand und Pappendeckel bestand. In der Veranda Jagdtrophäen.
des Resthouse, wo ich abgestiegen war, lagen zahl-
reiche Bälge von Affen und herrlichen bunten
Vögeln. Gegen Abend fanden sich die Besitzer
dieser Trophäen ein, zwei Sportsmen, die von
Australien herübergekommen, und zwei schwedi-
sche Naturforscher, welche im Auftrag ihrer Re-
gierung auf einer Forschungsreise begriffen waren.

Nach einem gemüthlichen Mahle beim Regierungsagenten, dessen Frau es verstanden hat, ihren Bangalo nach englischer Art auf das Heimlichste einzurichten, legte ich mich in einen Ochsenwagen, ähnlich dem, in welchem ich gekommen war, und trat, unmuthig, nicht noch ein Mal die Ruinen in Augenschein nehmen zu können und mehr davon zu sehen, die Rückfahrt nach Dambul an. Unterwegs stieg ich aus und wanderte meinem schwerfälligen Beförderungsmittel weit voraus durch den Wald, in der einsamen Tropennacht die Eindrücke des Tages überdenkend.

Reiseabenteuer.

10. Jänner. — Um 3 Uhr morgens werde ich aus dem Schlaf geschrien. Streit meiner Leute und der Posthalter einer Station, die keine frischen Ochsen vorspannen wollen. Mein Wagen war dies Mal nicht die Post, die schon im voraus gemiethet war, sondern ein Privatwagen, den aber ein auf der Strecke wohlbekannter Diener des Regierungsagenten lenkte. Dieser improvisirte Kutscher und mein Diener mit dem Adlerprofil benahmen sich aber ächt singhalesisch energielos, und erst auf meine Drohungen und Vorstellungen erhielt ich zwei prächtige Thiere, die ausnahmsweise herrlich traben.

Gegen 8 Uhr erwache ich wieder unter Lärm und Stößen, wir waren glücklich mit

abermals frischen, noch stärkeren Ochsen in den Strassengraben hineingerathen, aus dem wir nur mit Hilfe eines zufällig Vortüberkommenden den Wagen mit vereinten Kräften herauszuarbeiten vermochten. Nach einer Stunde erreichten wir das Resthouse von Kekorava, wo ich ruhte und ein Frühstück mir wohl schmecken liess, zu dessen Completirung der Wirth ein Haushuhn vor meinen Augen geschossen hatte.

Erst gegen 2 Uhr nachmittag erblickte ich endlich von Weitem den Felsen von Dambul. Ich hatte zur Rückfahrt von Anuradhapura fünf Stunden länger gebraucht, als zur Hinfahrt mit dem Postwagen. Leider musste ich darauf verzichten, eine zweite Ruinenstätte, Polonnaruva, zu besuchen, die eine Tagereise östlich von Dambul liegt. Sie ist jünger als Anuradhapura und weniger ausgedehnt, aber, nach den Photographien zu schliessen, reicher an Statuen und anderen Sculpturen.

Polonnaruva.

In Dambul stieg ich bald nach meiner Ankunft wieder den Felsen zu den Klostersgrotten hinauf. Mehr noch als bei denen in der Nähe von Mattala fällt die Aehnlichkeit ihrer Lage mit jener der Grotten oberhalb des Salzburger Petersfriedhofes in die Augen. Die Priester waren mit Schlüsseln zur Hand, und ich habe nun die fünf Räume genau besichtigt. Sie sind von sehr verschiedener Grösse. Zu der ersten, mittelgrossen

Grotten von
Dambul.

Malereien.

Grotte führt ein Portal in Stuck mit allerlei Drachen und Unthieren im Relief, das Bemerkenswertheste darin ist eine Holzstatue Vishnu's, der schwarz wie ein Neger dargestellt ist. Die Figur steht hinter einem Vorhang, welcher nur bei besonderen Gelegenheiten weggezogen wird. Es folgen zwei sehr grosse Höhlen, mit Götter- und Buddhafiguren, Statuen von Königen und Helden, alle aus Holz, und kleinen Dagobas angefüllt, die Wände und die nach hinten abwärts laufende Decke, d. h. die Unterseite des darauf lastenden Felsens, sind auf das bunteste mit mythischen und geschichtlichen Scenen bemalt. Der ganze mythologische Kram zeigt, wie stark der Buddhismus auf Ceylon mit ursprünglich ihm fremden Elementen versetzt ist. Die Gesamtwirkung bei Fackellicht oder dem spärlich durch die Thür einfallenden Tageslicht ist höchst malerisch; will man sich einen Begriff vom Charakter der Bilder machen, denke man an die frühchristlichen Fresken in der Unterkirche von San Clemente in Rom oder die Mosaiken der Kuppel des Baptisteriums von Florenz. Eines der Hauptdeckenbilder stellt die Versuchung Buddha's durch Mara, den bösen Geist, dar, ein Vorwurf, den ich auch im Buddhatempel in Colombo sehr weitläufig behandelt gesehen hatte. Hier reitet Mara, der mit drei Gesichtern versehen ist und ebenso viele Paare von Armen

hat, reich gekleidet und mit einer Art Tiara gekrönt auf einem Elephanten, um dessen Füße eine Schlange sich windet. Ich halte Malereien und Sculpturen der hiesigen Grotten nicht für sehr alt, obwohl man bei dieser, wie die byzantinische gleichsam festgefrorenen religiösen Kunst nur schwer die Entstehungszeit zu bestimmen vermag. Die noch übrigen beiden Höhlen sind ganz kleine Gemächer und enthalten wenig Bemerkenswerthes, bis auf eine Holzthür, die sich ausnimmt wie ein Werk der italiänischen Frührenaissance.

Vor dem Resthouse stehen Cocuspalmen. Wir liessen uns eine Frucht herunterholen, deren milchartigem Saft ich keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte. Abends Spaziergang durch den Ort. Ein blos mit einem Schurzfell bekleideter Tamile läuft, ein Bündel auf dem Kopf, eine Glocke läutend, uns entgegen; es ist der Postbote nach Trincomali, der Hafencstadt an der Ostküste von Ceylon.

Tamilenpost.

11. Jänner. — Schon vor der Sonne war ich auf und beobachtete das südliche Kreuz, welches senkrecht über unsern Köpfen stand, dann machten wir uns zum Abschied nochmals auf den Weg zu den Grotten, um einige Details davon und die Priester zu photographiren. Wir fanden die Schluchten oben und die ganze Umgebung der Höhlen mit Schaaren von possierlichen

Affen.

Affen belebt, am possierlichsten die Weibchen mit den an ihrem Halse hängenden Jungen. Durch die Rundschau bei Morgenbeleuchtung wurden wir für unser frühes Aufstehen reichlich belohnt.

Um 8 Uhr nahm uns der Postwagen nach Mattala wieder auf, wo wir um Mittag anlangten. Unterwegs, während die Pferde gewechselt wurden, Jagd auf Schmetterlinge von den buntesten Farben. Kleine grüne, rothgeschnäbelte Papageien tummelten sich in den Baumzweigen. Nach einer Stunde Eisenbahnfahrt von Mattala aus waren wir in Kandy.

Kandy. *11. Jänner nachmittag bis 16. nachmittag, Kandy und Umgebungen.* — Ein kleiner See, von kleinen grünen Bergen umgeben, daneben ein kleines Colombo, das ist Kandy. Der See ist künstlich, von dem letzten unabhängigen König von Kandy im Anfang unseres Jahrhunderts angelegt, um ihn laufen die Anhöhen hinauf, jetzt herrliche Strassen, wie man sie blos auf englischem Gebiet findet. Sie führen zu Aussichtspunkten, wo die ganze Pracht der Tropenwelt dem Wanderer aufgeht. Zwischen Riesenbäumen hindurch, um welche sich Schlinggewächse mit rothen Blüthen ranken, schweift das Auge über Flussthäler hin nach schön geformten violetten Bergketten in der Ferne.

An einem Abhang nicht weit vom See und der Stadt entfernt, liegt in einem grossen Garten

mit *Ficus elastica*, Bambusstauden und andern Bäumen dieser Zonen der Palast des Gouverneurs, der aus den vierziger Jahren herrühren mag. Im Garten sollen zuweilen Panther nächtliche Spaziergänge unternehmen. Ich bin keinem begegnet, wohl aber einer langen Procession gelbdrapirter Buddhapriester, die im Gänsemarsch sich in den nahen Tempel begaben, ein lebendig gewordenes griechisches Relief. Zwischen diesem Garten und dem See erhob sich der weitläufige Königspalast. Nur einzelne Theile stehen noch davon aufrecht, die grosse Halle, jetzt Gerichtshalle, mit sehr merkwürdigen holzgeschnitzten Pfeilern, und in ziemlicher Entfernung davon ein Flügel, der zum Hause eines Regierungsbeamten umgebaut worden ist. Wir finden an der Hausfaçade unbeholfene Löwen aus Stucco, in mehreren Zimmern Stuccoreliefs, lebensgrosse menschliche Figuren mit Fliegenwedeln, andere ganz kleine, dann Löwen und heilige Gänse.

Die grösste Merkwürdigkeit von Kandy ist der Buddhatempel, in welchem der angebliche Zahn Buddha's aufbewahrt wird. Er liegt ganz nahe den Resten des Königspalastes, und täglich gegen Abend kann man von Queen's Hôtel aus, wo wir abgestiegen sind und welches am andern Ende des Sees liegt, die ohrenzerreissende Musik vernehmen, die, unser Glockengeläute ersetzend, zur gemeinschaftlichen Andacht ladet. Die Façade ist

Buddhatempel.

ziemlich unscheinbar. Zwischen zwei Reihen von Krüppeln und Bettlern steigt man einige Stufen zu einer offenen Gallerie empor, wo die Gläubigen sich an Abbildungen der buddhistischen Höllenstrafen erbauen können, Inschriften bezeichnen die Arten der Verbrechen, für welche die Strafen verhängt werden. Am schlimmsten kommen die Tempelschänder weg und, die sich gegen die Priester karg erwiesen haben. Nun tritt man durch ein Thor, vor welchem Musikanten und Verkäufer sitzen, die auf Schüsseln zum Opfern im Tempel bestimmte Blüthen feilbieten, in den inneren Hof. In seiner Mitte erhebt sich das eigentliche Tempelgebäude, nicht gross, bunt bemalt, mit beinahe chinesischem geschwungenem Dach. Sehr merkwürdige Malereien, menschliche Figuren und Ornamente darstellend, an den Thüren und an den Dachstützen. Im Innern mehrere durch Vorhänge getrennte Gemächer, ehe man ins Allerheiligste kommt, in welchem abends stets unangenehmes Gedränge. Der Blumenduft ist betäubend, schön die Bewegungen der Weiber, welche sich verneigend die Blüthen mit beiden Händen zu ihrer Stirn heben, um sie dann einzeln zu Boden fallen zu lassen. Schreine, Capellen, Schatzkammern mit kostbaren Weihgeschenken die Menge, überall zudringliche Priester mit »offering boxes«. Nur in der Grabeskirche zu

Jerusalem habe ich griechische Pfaffen gesehen, die es den hiesigen an aufdringlicher Habgier noch zuvorthaten. Der heilige Zahn bleibt in seinem Schrein verschlossen, wird nicht gezeigt. Um ihn sind Kriege geführt worden, und noch heute ist er das Nationalheiligthum von Millionen. Man sagt, er sei so riesig, dass er unmöglich von einem Menschen herrühren könne. In der Nähe des grossen ist ein hübscher kleiner Tempel mit einem Portal, demjenigen der ersten Grotte von Dambul ähnlich, daneben eine besonders zierliche Dagoba.

Rings um Kandy liegen die reichsten und wichtigsten Buddhistenklöster von Ceylon. Eines davon hat sehr fein geschnitzte hölzerne Säulen in der offenen Gallerie, welche um die Zellen herumläuft. Nicht weit von Queens' Hôtel steht ein Hindutempel, in welchen wie bisher in alle andern uns der Eintritt verwehrt wurde. Vor dem Thore sass ein junger Priester in ein heiliges Buch vertieft. War es ein Brahmane? Es soll keine ächten auf Ceylon geben. Jedenfalls erinnere ich mich nicht, jemals ein edleres Menschenbild gesehen zu haben. Unsere Aufforderung, sich photographiren zu lassen, wies er stolz und würdevoll zurück.

Hindupriester.

Der botanische Garten von Perenedia bei Kandy ist mit Recht weltberühmt. Der Gärtner, ein Malaye, diente uns als Führer. Angehörige dieser Menschenrace werden auf Ceylon mit Vor-

Garten von Perenedia.

liebe verwendet, wo es auf Reinlichkeit oder Pünktlichkeit im Dienst ankommt. Sie stammen meist aus Java und sind lebhafter als die Singhalesen und zuverlässiger als die Tamilen. Der Garten ist von ungeheurer Ausdehnung, das Auffallendste die grossen Exemplare der *Ficus elastica* mit ihren schlangenartigen Wurzeln, welche den Boden in weitem Umkreis bedecken, die Giftbäume und Chinabäume. Auch findet man hier nahe bei einander alle Palmenarten der Welt. Auf dem Rückweg von Perenedia begegneten wir einer Reihe von Wagen, deren Insassen französische Nonnen und ihre braunen Zöglinge waren, die eine Spazierfahrt unternahmen.

Adampik.

Eines frühen Morgens machten wir uns auf den Weg nach dem bekanntesten Berge der Insel, dem Adampik, in der Absicht ihn zu besteigen. Mit der von Kandy südwärts führenden Bahn dampften wir zwei und eine halbe Stunde oft steil bergan, meist durch Thee- und Kaffeepflanzungen bis zur Station Hatton und fuhren von da noch vier Stunden im Wagen weiter nach Maschelia. Der Weg zieht sich durch Flussthäler und über wieder mit Thee und Kaffee bepflanzte Hügel, im Ganzen mehr bergab als bergauf, bis zu einer mit schönen, von Weitem Pinien gleichenden Laubbäumen bekrönten Passhöhe. Von da an wird die Landschaft, die

bis zu dieser Stelle an Langweiligkeit kaum hinter gewissen Gegenden Mährens mit den berüchtigten Zwetschkenalleen zurückbleibt, interessanter. Ein reizendes Thal öffnete sich vor uns, in weiter Ferne durch Felswände abgeschlossen, von denen Wasserfälle herabstürzen. Das Ganze überragt der steile Kegel des Adamspik, dessen Spitze, aus Wolken hervorschauend, bisher nur ab und zu sichtbar gewesen war. Man könnte ihn ein braunes Matterhorn nennen, das aber leichter und mit weniger Gefahr zu erklimmen ist als das weisse bei Zermatt, denn der Adamspik ist nur 4000' hoch, und zu dem Buddhatempel auf der äussersten Spitze führt ein theilweise als Stiege in den Felsen gehauener Weg, viel von Pilgern begangen, deren wir auch heute eine grosse Anzahl in mehreren Abtheilungen überholt hatten. Dank seiner schlanken Form und der geringeren Erhebung der umliegenden Berge sieht der Pik weit höher aus, als er in Wirklichkeit ist. Nur eine kurze Strecke unterhalb der Passhöhe liegt Maschelia, eine Theepflanzung des Mister Gripson, an den wir empfohlen sind. Er ist in Colombo, aber sein malayischer Haushofmeister stellt uns Zimmer, Essen, Führer und Träger auf den Adamspik zur Verfügung. Rosen blühen in Menge um das freundliche Haus, und diese sind mir noch immer lieber als alle Lotusblumen

und sonstigen tropischen Blüten. Während Fischer malt, ballen sich die Wolken zusammen, es beginnt zu regnen, und an den Ausmarsch scheint heute nicht mehr zu denken; da wir aber morgen in Colombo sein wollen, in der Meinung, dass unser Dampfer nach Indien schon in zwei Tagen abgeht, beschliessen wir umzukehren und übernachten in wenig einladenden Zimmern des Gasthofes in Hatton.

Beleuchtungs-
effecte.

Nicht weit von hier liegt Novara Elia, ein beliebter Luftcurort, mit der Bahn zu erreichen. Alle Welt rath uns hinzugehen, es sei dort ganz wie in der Schweiz, was für uns — abgesehen von der beschränkten Zeit — ein Grund war, dem Orte fernzubleiben. Ueber Kandy kehrten wir nach Colombo zurück. Sonderbare Beleuchtungseffecte liessen mir die Gebirgsbahn von Kandy abwärts heute weit interessanter erscheinen als neulich. Bei der Ankunft in Colombo frappantes Schauspiel grauer Wolkenzüge, welche wie der Rauch eines ungeheuren Brandes vom orangefarbenen Himmel sich abhoben.

16.—21. Jänner, Colombo und Umgebungen.

Palmenkronen mondversilbert,
Schlinggewächse um die Stämme,
Schneeigweisse Wolken drüber,
Schneeigweisse Wogenkämme.

Wellen brausen, Grillen zirpen,
 Vögel zwitschern Liebeslieder,
 In des Vollmonds Tageshelle
 Schimmert dort ihr grün Gefieder.

Rother Strand und schwarze Klippen
 Und des Weltmeers Riesenweite —
 Da für Gentlemen und Ladies
 Tönt der Dinnerglock' Geläute.

Und es füllt sich der Hôtelsaal
 Langsam mit geputzten Frauen,
 Wie in Londons höchster Season,
 Modebildern gleich zu schauen,

Und mit Männern weiss bespensert,
 Um die Hüften blaue Binden,
 Becravattet und behemdet,
 Dass kein Fehl daran zu finden.

Aus Geschirr von Minton-China
 Sie um kleine Tische essen,
 Unbeschuhete braune Diener
 Huschen durch den Saal indessen.

Ist das lange Mahl vorüber,
 Geht es zum Billard und Whisttisch,
 Auch wird mancherlei Flirtation
 Hier gepflegt interimistisch.

Doch ich fliehe aus Old-England,
 Das sich gleich durch alle Fernen,
 Blicke in die dunklen Fluthen
 Und zu Palmen auf und Sternen.

Vorstehende Verse sind an einem Vollmond-
 abend in Mount Lavinia entstanden, einem Vor- Mount Lavinia.

gebirg südlich von Colombo, auf welchem sich ein elegant eingerichtetes Hôtel erhebt, wo ich zwei genussreiche Ruhetage zubrachte. Ich erinnere mich, ähnliche Nächte wie die in jenen Strophen erwähnte nur noch bei den Pyramiden von Gizèh und in Biskra an der Gränze der Sahara erlebt zu haben. Wie an jenen beiden Orten die Wüste, so war hier der Küstensand ziegelroth unter den Strahlen des Mondes, und Meer, Felsen, Palmen, die mich bei Tage schon entzückt hatten, waren nun doch noch von zauberisch erhöhter Wirkung. — Nicht blos der Name von Mount Lavinia erinnert an Rom, das Hôtel mit den weissen Empiresäulen, ursprünglich als Sommerresidenz des Gouverneurs gebaut, das blaue Meer, das felsige Vorgebirge versetzen den Reisenden nach Ostia oder Terracina, und nur die Cocuspalmen mahnen an die Nähe des Aequators. Die Luft ist hier gegen Colombo von wohlthuender Frische und Seebäder des Morgens bei einer Meerestemperatur von 26° Réaumur, wenn auch nicht abkühlend, so doch durch den ziemlich kräftigen Wellenschlag unterhaltend. Das Gesellschafts-Costüm der Stutzer von Ceylon ist so, wie es die obigen Verse beschreiben, und dadurch um so komischer, dass sie zu dem weissen Spenser, der ihnen das Aussehen von Köchen giebt, in der Regel schwarze Beinkleider tragen. Die Bucht neben dem

Vorgebirg liegt voll schmaler singhalesischer Schifferkähne, an welchen, damit sie nicht umkippen, durch zwei gebogene Stangen Balken, sogenannte »Ausleger«, befestigt sind, die dann neben der Barke herschwimmen.

An Mount Lavinia führt die Eisenbahn vorbei, die einmal ausgebaut Colombo mit Point de Galle verbinden wird. Wir fahren eines Nachmittags nur einige Stationen noch weiter südlich bis zur Stadt Kaltura immer nahe der Küste durch Wälder von Cocuspalmen an male-rischen Buchten vorüber und dann in kleinen Ochsenwagen, schnell wie im Wiener Fiaker, zu einem Strom, dem Kaluganga, zu deutsch schwarzer Fluss, der von dem Centralgebirge Ceylon's kommend hier sich in's Meer ergiesst. Ich schwamm auf einem mit einem Rohrdach versehenen Floss eine englische Meile stromaufwärts zwischen den üppigsten Wäldern hin, die auf beiden Seiten bis an's Wasser reichen. Am Ufer Dörfer unter Palmenhainen, riesige Arun-blätter und eine Eidechse von drei Schuh Länge, die einem kleinen Crocodil glich. Weiter stromaufwärts gelangt man zur Stadt Ratnapura, und von dort soll ein prachtvoller Weg nach dem Adamspik hinaufführen.

Der schwarze
Fluss.

Die Dampferverbindungen zwischen Ceylon und Indien lassen sehr viel zu wünschen übrig, nur ein Mal im Monat geht halbwegs pünktlich

Dampfer-
verbindungen.

ein Dampfer von Colombo nach Madras und Calcutta ab, und das ist, sonderbar genug, ein Schiff der französischen Messageries Maritimes. Sonst vermitteln den Verkehr drei englische Compagnien, die an Ungenauigkeit im Einhalten der Zeit sich gegenseitig überbieten, und niemand in Colombo weiss je etwas Bestimmtes, welche Schiffe und wann sie gehen und ob um die Insel herum nach Madras oder nach dem südwestlich von den kleinen Inseln und Untiefen der Adamsbrücke gelegenen Tuticorin. Unser Dampfer nach Tuticorin, der am 18. fahren sollte, war am 19. noch nicht angekommen, und da der 20. ein Sonntag war, an dem kein englisches Schiff ein- oder ausladet, verliess er erst am 21. Colombo. Hätten wir das früher gewusst, so hätten wir unsere Tour ins Innere ganz anders eingetheilt, jedenfalls aber den Adamspik bestiegen.

Tempel von
Kelani.

Ich besuchte den Buddhatempel von Kelani, einen viel besuchten Wallfahrtsort, 1½ Stunden von Colombo. Es ist ein weitläufiger Complex von Gebäuden, wovon das merkwürdigste ein Glockenthurm, so italiänisch in der Form, dass ich Anfangs eine katholische Kirche in der Nähe vermuthete. Der Oberpriester war abwesend, aber ich wurde vor sein Haus geführt und mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen liess, auf die »offering box« daneben aufmerksam gemacht.

Eine andere Ausfahrt galt dem hierher verbannten Arabi Pascha, den ich in Gesellschaft eines englischen Officiers besuchte. Er bewohnt eine Villa unweit der Stadt. Sein Sohn, ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, entschuldigte ihn, da er eben bete, wir sollten in einer halben Stunde wieder kommen. Wir fuhren in das nahe gelegene Museum, das ich oben erwähnte, wo ich moderne Bilderbogen aus dem Leben Buddha's sah mit singhalesischer Inschrift und ähnliche für mich bestellte. Als wir wieder zu Arabi kamen, empfing er uns sehr freundlich und tractirte uns mit trefflichem türkischen Kaffee. Er ist ein Sechziger von strammer Haltung, sehr energischen Augen, nicht edlen, aber entschlossenen Zügen. Sein Anzug war vernachlässigt. Viele Engländer betrachten ihn als ehrlichen Feind und finden seine Verbannung hierher ungerecht. Ein Freund meines Begleiters hatte ihn in seinem Processe vertheidigt, was Stoff zur Unterredung gab. Er nickte zu allen Sympathiebezeugungen und dankte warm für den Besuch. Seine beiden Enkel von zwei und drei Jahren, die er sehr zu lieben scheint, sind mit ihren geschorenen Köpfen die possierlichsten Araberjungen, die ich je gesehen.

Arabi Pascha.

Auch mit dem Officier der Heilsarmee, der mir gleich nach der Landung in Colombo durch seine blossen Füße, sein rothes Gewand, seine

Heilsarmee.

langen Haare und Brillen aufgefallen war, hatte ich eine Unterredung. Wie die Quäker erklären die »Streiter« der Heilsarmee die Taufe für unnöthig und ein öffentliches Glaubensbekenntnis für genügend zur Aufnahme in ihre Gemeinschaft. Auch Frauen nehmen an dem Missionswerk theil, und man kann in den Städten Ceylon's Aufzügen von solchen Glaubensverbreitern in sonderbaren Trachten mit Musik und Trommelschlag begegnen.

Abfahrt nach
Tuticorin.

Endlich am 21. Jänner, 3 Uhr nachmittags schifften wir uns mit zwei Tamilen, welche uns als Diener bis Bombay begleiten werden, auf dem »Himalaya« nach Tuticorin ein. Das Schiff war, wie erwartet, klein und unsauber, den Dampfern ähnlich, die zwischen Rhodus und der Südküste Kleinasiens hin- und herfahren, und gleich diesen in Glasgow gebaut. Es war mit Waaren überladen und nahm 600 tamilische Kulis auf, die nach Südindien zurückkehrten. Der Capitän sass beinahe während der ganzen Fahrt auf dem Hinterdeck, einen französischen Roman lesend, und antwortete auf alle Fragen nur achselzuckend: »Ich weiss nicht«. Malerisch die »Einbäumeln« der Singhalesen, die das Schiff umschwärmen, und die »Schlaven-schiffe«, welche die Kulis an Bord schaffen. Der Abend kommt heran, und noch immer werden neue Waaren und neue braune Menschen

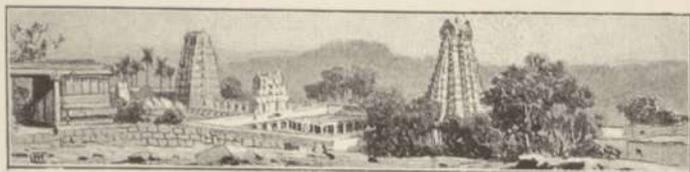
eingeladen. Schöner Sonnenuntergang. Langsam entzündeten sich die Lichter der zahlreichen grossen Dampfer im Hafen. Manche sind vier Stockwerke hoch. Effect wie von einer beleuchteten Stadt. Der fast noch volle Mond ist längst aufgegangen, als wir endlich um 10 Uhr abends die Anker lichten.



Ochsenwagen auf Ceylon.



Maske aus bemaltem Holz
zur Beschwörung von Krankheiten. (Ceylon.)



Tempel von Vijayanagar.

II. SÜDINDIEN, RAJPUTANA, PANJAB.

22. *Jänner.* — Nach ungemüthlicher Fahrt und kaum geniessbaren Mahlzeiten tauchte gegen 5 Uhr abends die lang ersehnte indische Küste vor uns auf. Wir werden erst morgen von Tuticorin weiterkommen, wo wir vor drei Tagen hätten eintreffen sollen. Die Küste ist flach, wir bleiben wegen seichten Wassers sehr weit draussen stehen. Eine Steamlaunch mit Kulis überladen, etwa ein Dutzend erster Classe-Passagiere sammt Gepäck in einer Art »black hole« von Cajüte, vor deren Fenstern braune Gestalten die Aussicht hemmen, so fahren wir noch über eine Stunde, bis wir das Ufer erreichen. Die Fahrt und die Confusion beim Landen sind so abenteuerlich, dass sie dadurch schon gar nicht mehr unangenehm, nur heiter wirken. Nach manchen weiteren Zufällen leidliche Nacht im »Hôtel« von Tuticorin.

Indische Küste.

23. *Jänner.* — 6 $\frac{1}{2}$ früh Bahn nach Madura, wo 12 $\frac{1}{2}$ Ankunft. Wer sich mit dem Eisen-

Eisenbahnen.

bahnfahren versöhnen will, muss nach Indien kommen. Es ist viel kühler in den Waggons als im Sommer bei uns. Alle Vorkehrungen gegen die Sonne, für frische Luft, Baderaum, jede Bequemlichkeit; ich fuhr immer mit Fischer allein im Coupé, nur zwei Mal bei Nacht gegen Draufzahlung, sonst wurde es stets von den Stationschefs als selbstverständlich so eingerichtet.

Bäume, Menschen, Bauten.

Die Strecke ist sehr merkwürdig. Die stilvolle Fächerpalme mit geradem Stamm ist der charakteristische Baum im Gegensatz zur Cocuspalme auf Ceylon. Mit ihr wechselt eine herrliche Akazienart ab mit pinienförmiger Laubkrone. Interessant geformte Berge im Westen, das Rückgrat der Gebirge Südindiens, das hier ausläuft. Die Ebene theilweise unter Wasser. Einzelne Granitfelsen, rundlich aus der Fläche emporstehend, durch ganz Südindien charakteristisch. Menschen, viel mehr und mehr bekleidet, als auf Ceylon. Bunte Trachten und Schmuck. Thurmartige Tempelthore und kleine Heiligthümer überall, erstere entsprechen unsern Kirchthürmen, letztere unsern Nepomukstatuen.

Madura.

Der Eindruck, den die Stadt Madura macht, ist bunt und heiter, der des grossen Tempels überwältigend. Riesige Thore in der Form der aegyptischen Pylonen, ich glaube aber höher als alle in Aegypten noch aufrecht stehenden, und nicht flach wie jene, sondern von unten bis

oben mit tollen bunten Göttergestalten in Hochrelief bespickt. Die einzelnen Figuren abstrus, das Ganze grossartig. Ebenfalls wie in Aegypten nicht ein Tempel, sondern eine ganze Tempelstadt innerhalb des Bezirkes. Hallen, ein grosser Teich, kleine Heiligthümer, die nur die Gläubigen betreten dürfen, Wälder von Pfeilern mit heidnischen St. Georgen dran (Göttern, die vom Pferde herab irgend ein Unthier tödten). Beim Eingang Bazar mit Fächern aller Grössen, kleinen Thieren aus Pappe, Geräthen, Blumen, sie den Göttern darzubringen, zerriebenen Farben, sich zu malen. Denn die Hindus tragen an der Stirn das Zeichen des Gottes, den sie verehren, die Vishnuanbeter einen rothen zwischen zwei weissen senkrechten Strichen, die Sivaanbeter drei oder mehr wagrechte Striche. Specielle Brahmaanbeter giebt es nicht. Vishnu und Siva sind uralte Götter, welche von den Brahmanen später mit Brahma zur Trimúrti oder Dreifaltigkeit vereinigt wurden. Das kümmert aber die Masse der Gläubigen sehr wenig, 99 Hundertstel von ihnen kennen nur ihren Vishnu oder Siva, deren Verehrer der Zahl nach sich ungefähr die Waage

Stirnzeichen.



halten. Der Tempel in Madura, angeblich der grösste in Indien, ist ein Sivatempel, und nicht blos die Menschen, auch die stattlichen Elephanten, deren in jedem Tempelbezirk sich mehrere finden und die uns in der Vorhalle entgegengeführt wurden, tragen die wagrechten Striche an der Stirn.

Auch sonst habe ich in Madura noch Manches gesehen und angemerkt, hier sei nur noch die Aussicht erwähnt vom Dach des ehemaligen Palastes des Fürsten, jetzt Justizpalast, eines grossen Gebäudes im hindu-maurischen Stil. Der Blick auf die Stadt, die Palmen, Gopuras (d. i. Tempelthore), die fernen Berge und nahen Felsen ist so malerisch wie einer in der Welt. Um 7 Uhr abends fahren wir mit der Bahn nach Trichinopoli, wo wir um 1 Uhr nachts anlangten.

24. *Jänner.* — Obwohl ich telegraphirt hatte, waren alle zur Aufnahme von Reisenden im Bahnhofgebäude verfügbaren Zimmer schon besetzt. Während Fischer beim Gepäck blieb, wanderte ich zu Fusse eine englische Meile zum Travellers Bangalo, d. i. Resthouse, und da auch hier kein Zimmer frei war, zurück zum Bahnhof, wo wir in einem Waggon bis Tagesanbruch schliefen. Um 7 Uhr früh eine halbe Stunde im Wagen zum Fort von Trichinopoli, das auf einem hohen Granitfelsen vor uns daliegt.

Trichinopoli.

In der Stadt buntes Leben, Böllerschüsse, Laubgewinde, Gedränge. Es ist das Fest der Einweihung des neu restaurirten Sivatempels auf der Festung, wir haben es also sehr glücklich getroffen. Die Umgebung der Akropolis ist so malerisch als möglich. Teiche mit schönen wasserholenden Frauen, Aussichten in eine weite Ebene, Elefanten. Der Felsen mit verschiedenen Tempeln besetzt, auf deren Zinnen bunte Götter- und Thiergestalten. Musik oben, Menschen in Schaaren, die in bunter Tracht die »heilige« Strasse emporsteigen und auf den Dächern sich herumtreiben. Zum ersten Male gewinne ich eine lebendige Vorstellung von einem heidnischen Götterfest. So mag es in Babylon zugegangen sein, aber auch die Akropolis von Athen kann man sich beim Panathenäenzug ähnlich belebt denken. Und darin liegt der grosse Vorzug Indiens vor allen übrigen Ländern, in denen sich die Geschichte des Alterthums abspielte. Was dort todt, ist hier noch lebendig. Das Todte mag tausendmal schöner gewesen sein als was hier lebt, aber nur, wer hier war, kann sich in der Vorstellung Theben und Babylon beleben.

Götterfeste.

Von der Höhe des Burgfelsens weite Aussicht, bis zu fernen Bergen im Norden, bei der mir das Herz ganz anders aufgeht, als beim Anblick einiger der ob ihrer Schönheit gerühm-

testen Aussichten auf Ceylon. Nahe der Stadt ein ziemlich breiter Fluss und jenseits desselben aus Palmen hervorragend die hohen Gopuras des grossen Tempels von Srirangam. Fischer malt in Trichinopoli, ich fahre über die schöne Brücke über den Fluss, dann über einen kleineren voll waschender Weiber nach den Tempeln von Srirangam. Sie sind Vishnu geweiht, Alles so grossartig wie in Madura, nur weniger Farben in der Decoration und edlere Formen der Reliefs. Der Bezirk ist vielleicht noch grösser als dort, die Gopuras etwas niedriger.

Um 12 $\frac{1}{2}$ waren wir auf dem Bahnhof von Trichinopoli zurück und dampften nach einer halben Stunde weiter nach Tanjore, wo wir vor 4 Uhr anlangten. Hier liegt der älteste der südindischen Tempelcomplexe und der einzige, der nach einem überlegten Plan gebaut ist. Er ist Siva gewidmet, stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert nach Christo und bildet ein grosses Rechteck, das von einer Mauer und einem Wassergraben umgeben ist. Gern hätte ich einige Tage, statt zweier Stunden, an das Studium dieser Bauten gewendet, die vor vielen andern ein solches lohnen würden. Stiller geht es hier her, als in Srirangam und in Madura, keine Spielzeug- und Blumenverkäufer, keine Elephanten, kein Gedränge. Obwohl die Heiligthümer besucht werden und gut gehalten sind, die feier-

liche Stimmung verlassener Tempel. An der Innenseite der Mauer die Gemächer für die Priester bei Festen, auch moderne fratzenhafte Fresken, deren wir einige photographirt haben. Hat man das Gopura passirt, sieht man statt lebendiger Elephanten einen grossen Stier in liegender Stellung aus einem Stein unter einem steinernen Baldachin, das Siva geheiligte Thier. In der Mitte des Raumes der Haupttempel, von dem schönsten Vimana Indiens überwölbt. So heissen die steilen, mit Reliefs bedeckten vierseitigen Pyramiden, oben mit einer Kuppel abschliessend, die über dem Haupttempel emporragen. Man kann ihn mit der Kuppel, das Gopura mit dem Campanile einer italiänischen Renaissancekirche vergleichen. In Nischen an der Basis dieses Vimana stehen ritterliche Gestalten mit Schild und Schwert, gleichsam die Wächter des Heiligthums, mit jener geziert eleganten Hüftenbewegung, die wir bei den Heiligen der Kölner Malerschule, bei gothischen Statuen, sogar noch bei Peter Vischer's berühmtem König Artus in der Franziskanerkirche in Innsbruck finden. Neben dem grossen ein später gebauter, sehr sorgsam gearbeiteter kleinerer Tempel, dessen Ornamente in Relief mich an die Façade des Rathhauses von Sevilla mahnen. Noch mehr capellenartige Heiligthümer, überall im Halbdunkel das geheimnisvolle Götterbild, welches blos die Priester aus der

Nähe betrachten dürfen. Die paar Inder, welche zugleich mit uns da waren, schlugen einen entsetzlichen Lärm, als ich die Statuen von Weitem mit dem Feldstecher fixirte. Die eine stellt Siva's Sohn Ganesha vor, den Gott mit dem Elephantenkopf. Auch hier wieder an einem lebendigen Cultus eine Vorstellung davon, wie ähnliche Gebilde nun entschwundener Völker und Religionen geehrt und gehalten wurden. An dem grossen Heiligthum liegt besonders unfriedet ein Tempelgarten mit Palmen, Granatbäumen und Schlingpflanzen, unter andern den prachtvollsten Passionsblumen. Alle Gebäude von Tanjore sind farblos, was die Wirkung noch feierlicher macht. Eine Welt liegt zwischen diesem stillen Bezirk und dem nicht nur für die Ohren, auch für die Augen schreienden Gewimmel von Madura. Schwer reissen wir uns los, denn die Abendstimmung erhöht den Zauber des Ortes.

Palast von
Tanjore.

Der Palast der ehemaligen Herrscher ist wie jener in Madura im hindu-maurischen Stil erbaut. Sechs bis acht Elephanten stehen im weiten Hof, sie sollen, wenn ich recht verstanden habe, die überlebenden Weiber des letzten Fürsten spazieren tragen. Im Innern ist der Palast, wie der Bardo bei Tunis, ein Gemisch von orientalischer echter Pracht mit Pariser Talmi-chic aus den dreissiger Jahren. Wunder-

volle Waffen und Stoffe an den Wänden wechseln mit gemalten Lithographien ab. Auf einem Vorsprung der Stadtmauer die grösste Kanone, die ich sah, herrlich gearbeitet, vor 200 Jahren in Tanjore gegossen. Bis 2 Uhr nachts von Mosquitos arg beeinträchtigte Ruhe im Travellers Bangalo.

25. *Jänner.* — Um 3 Uhr früh verlassen wir mit dem nach Madras abgehenden Zuge Tanjore. 9 Uhr Cuddalore, am Meere, die Station von Pondichéry. Im Bahnhofrestaurant, einer Rohrhütte, wie man sich jene der Bajadere aus Goethe's Ballade denken könnte, Frühstück in Gesellschaft eines Mönchs und eines Zeichners für eine englische illustrierte Zeitung. Gegend flach, nur noch immer einzelne Granitfelsen aus der Ebene aufsteigend. Sehr heiss. 5 Uhr: St. Thomas Mount mit katholischer Kirche oben. Der Apostel Thomas soll in Indien das Evangelium gepredigt haben und wird von den Katholiken als Schutzpatron dieses Landes verehrt. Um 6 Uhr richteten wir uns in einem, von einem Garten umgebenen weitläufigen, aber schlecht gehaltenen Hôtel in Madras häuslich ein, so gut es eben möglich war.

26. *Jänner.* — Madras ist heiss, schmutzig, Madras. ungemüthlich, die Entfernungen riesig, die einzelnen Viertel durch Wüsten von einander getrennt, wie drei- oder viermal der alte Wiener

Exercierplatz. Mit dem Director des Museums, der uns einen Museumsdiener mitgibt, wird der Ausflug nach Mahábalipur oder den 7 Pagoden für heute Abend festgesetzt. Dann fahre ich im Wagen eine Stunde weit zum Gouverneur nach Guindy. Schönes Schloss im Renaissancestil, englischer Park mit Antilopen. Nach dem Lunch Wettrennen, seit denen, die ich im Jahre 1876 in Cairo sah, die ersten, die mich unterhalten durch das Volksleben. Wie Riesentrauben hängen Gruppen buntbekleideter brauner Männer und Weiber an den Baumästen, leidenschaftlich den Bewegungen der Pferde folgend. Bei einbrechender Nacht fahre ich an eine Stelle

Canalfahrt.

des Canals, der dem Meeresufer parallel läuft, wo Fischer mit Diener und Koch in einer Art kleiner Dahabiah meiner wartet. Die Nacht hindurch wird das Schiff gezogen und mit Bambusstangen geschoben, das Segel leistet schwache Dienste.

Die 7 Pagoden.

27. Jänner. — Die berühmten »sieben« Pagoden, deren es eigentlich viel mehr giebt, sind sehr späten Datums, höchstens 200 Jahre alt, die Entfernungen weit, der heisse Sand erschwert das Fortkommen. Sogenannte Rathas, aus dem Felsen gehauene Blöcke ohne Hohlraum innen in der Form anderer, wirklicher Tempel, von denen einer ziemlich malerisch, aber doch kleinlich wirkend am Meere liegt. Diesen hat Selleny

gemalt zur Zeit der Novara-Expedition. Abscheuliche mythologische Reliefs in Grotten und colossale andere, die ganze Felswände bedecken. Das Merkwürdigste hier Thierstatuen, ebenfalls aus dem Felsen gehauen, Elephanten, Löwen, Affen.

28. und 29. Jänner. — Museum von Madras, das unter anderm schöne alte indische Bronze-
statuetten enthält. In der »School of Arts« eine ganz falsche Richtung, Gipsabgüsse vom Parthenon als Modelle, Verfertigung von Möbeln und Gefäßen in einem pseudoindischen Stil. Lustige Einkäufe, besonders von gedruckten Tüchern mit der ganzen indischen Mythologie darauf und ganz feinen, biegsamen Strohmaten. Unglaublicher Zeitverlust mit Kutschern, Dienern, einem Koch, die davonlaufen und nicht mehr aufzufinden sind. Deshalb einen Tag später abgereist. — Endlich dampfen wir am 29., 5 Uhr abends fort.

30. Jänner. — Ich erwache mitten im Deccan, der grossen südindischen Hochebene, welche ihren Namen auch wohl dem ganzen Gebiet diesseits der Vindhyaberge leiht. Fremdartiger Charakter der Gegend, ausgebrannte Ebene mit wie aus Quadern geformten einzeln hervorragenden Felskegeln. Mittags steigen wir in Hospet aus, wo Ochsenwagen für uns bereit stehen, die uns in zwei Stunden nach dem Dorfe Kamalapur bringen. Hier wurde aus einem ehemaligen

Deccan.

Vijayanagar.

Hindutempel ein Resthouse hergerichtet. Kamlapur liegt im Umkreis der neun englische Quadratmeilen ausgedehnten Ruinenstätte von Vijayanagar, welches im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch einige Generationen die Hauptstadt des grössten Reiches von Südindien war. Fast alle Denkmäler rühren von den Hindus her, nur wenige mohamedanische Bauten entstammen einer späteren Epoche. Die malerische Ebene, aus welcher Palmengruppen und andere Bäume hervorragen, hat mit der Umgegend von Theben in Aegypten Aehnlichkeit, rothgelbe Töne sind vorherrschend, die Felskegel tragen einzelne der Ruinen und sind nahe bei einander. Schon am ersten Abend waren wir durch das, was wir gesehen hatten, reichlich belohnt für die Abweichung von der grossen Route.

31. Jänner. — Von Tagesanbruch bis 10 Uhr vormittags habe ich eine Tour theils im Ochsenwagen, theils zu Fuss gemacht, die den Höhepunkt meiner bisherigen Reise bildete. Tempel die Menge, noch von Pilgern besuchte, von Priestern bediente, und öde, verfallene. Ob aber Menschen da zu finden oder keine, Affen überall in Massen und zwar eine freundliche kleine, lustige Gattung. Ein niedlicher Tempel, aus dessen dunklem Innenraum vier schwarze, mit wirklichen Stoffen bunt bekleidete Götterbilder hervorlugen, steht neben

einem grossen Feigenbaum mit dem Blick auf den Fluss Tungobodra. Der Tempelwächter beleuchtete die Figuren und begann dabei zu läuten, was meinen tamilischen Diener und den Gemeindeältesten von Kamalapur, der mein Führer war, veranlasste, sich mit dem Angesicht zu Boden zu werfen. Meinem Diener wurde darauf, ich weiss nicht zum wievielten Male heute, die Stirn mit rothem Pulver beschmiert und wir alle mit Blumen bekränzt.

Malerischer ist kein Fluss als die Tunga-
 bhodra mit den runden Felsen, die aus ihr her-
 vortauschen, dem spärlichen und doch belebenden
 Grün der Feigenbäume und Palmen und den
 Quaderkegeln am andern Ufer. Der schönste
 Punkt ist bei einer Art Ueberfuhr mit einem
 riesigen heiligen Feigenbaum im Vordergrund.
 Runde Bastkörbe stehen hier bereit, in welchen
 fünf bis sechs Personen sich an's andere Ufer
 rudern lassen können. Ich fuhr hinüber und
 leider gleich wieder zurück, bedauernd, dass ich
 nicht die Tempel jenseits zu besuchen Zeit
 hatte.

Tungabhadra.

Ich bat Fischer mit dem Koch noch hier zu bleiben, und er hat die Gelegenheit wohl ausgenutzt und in zwei Tagen die schönsten Punkte der Umgegend gemalt. Ich stieg in meinen Ochsenwagen, der eine bedenkliche Aehnlichkeit mit Sträfingswagen hat, und fuhr von Hospet mit

der Bahn die Nacht durch nach Bijápur, das durch kurze Zeit, als die Blüthe von Vijayanagar vorüber war, als Hauptstadt den Mittelpunkt eines mächtigen mohamedanischen Reiches bildete. Wie sonst mit orientalischen Herrschern blos die Paläste, so wechselten in Indien mit den Dynastien und Volksstämmen die Hauptstädte.

Bijápur.

1. *Februar.* — Ich sehe die Sonne über einer öden Steppe aufgehen angesichts der Kuppeln von Bijápur. Athmete ich in Vijayanagar oberoegyptische Luft, so fühle ich mich hier nach Koniah in Kleinasien versetzt. Wie in Kamalapur ein Hindutempel, so ist hier zum Travellers Bangalo ein prächtiger mohamedanischer Grabbau hergerichtet worden. Die hiesigen Bauten sind zahlreich und zeichnen sich sämmtlich durch einfache Feierlichkeit aus. Alles ist wie aus einem Guss und eigentlich grossartiger als irgend welche Bauwerke in Constantinopel, von der Aja Sofia natürlich abgesehen. Das Mausoleum des Sultans Mahmud trägt eine der stolzesten Kuppeln der Welt, und ausser in Spanien kenne ich nichts reicheres und doch stilvolleres dieser Gattung als Ibrahim's Roza, d. h. Grabmal, vor der Stadt. Auch hier eine wundervoll gearbeitete Riesenkanone, »der Herr der Ebene« geheissen.

Mittags ab und die Nacht durch nach Bombay.

2. *Februar.* — Früh morgens war ich auf der Höhe der Randgebirge der südindischen Hochebene gegen das Meer zu, hinter Púna. Nun schöne Fahrt über den indischen Semmering mit überraschenden Blicken und unerwarteten Wendungen. Wieder ganz verschiedenes Land, zunehmender Wohlstand. Merkwürdig die nordisch steilen Ziegeldächer der Ortschaften. Randgebirge.

2. bis 8. *Februar abends, Bombay und Umgebungen.* — In Bombay angelangt entlassen wir unsere braven tamilischen Diener, die leider nicht das hier und im grössten Theile von Nordindien übliche Hindustani sprechen, und nehmen neue auf, welche der liebenswürdige Consul Stockinger uns empfohlen hat. Fischer hat nun einen Mohamedaner, der Mohamed heisst, ich einen Sivaanbeter, der auf den Namen Mahadöh hört, Goethe'schen Andenkens.

Bombay verdient seinen Ruf als eine der am schönsten gelegenen Städte der Welt. Dadurch, dass es auf einer kleinen Insel liegt und andere Inseln es umgeben, ist das Orientiren für's erste schwer. Fährt man vom Fort, dem Centrum der englischen Stadt, gegen Westen nach Malabar Hill, wo der Gouverneur wohnt und von wo man die beste Aussicht auf den ganzen Fleck Erde geniesst, glaubt man sich nach Neapel versetzt, denn es giebt kaum zwei Wege, die sich ähnlicher sind, als diese Strasse und die auf Bombay.

den Posilipp. Fährt man aber ostwärts durch den Hafen, so fällt einem am ehesten Constantinopel ein, und auch im Innern der Stadt der Eingeborenen gleichen manche Quartiere einzelnen Theilen von Stambul.

Unsere Mahlzeiten nehmen wir im Yachtclub mit der Aussicht auf Schiffe und Berge, die leider meist von einem Nebel bedeckt sind, der ganz schottisch sich anlässt. Nur in der heissen Jahreszeit sollen sie frei von Dünsten sein. Ich grüsste im Hafen die portugiesische Flagge, unter der so Grosses in diesen Gewässern vollbracht wurde, und freute mich an arabischen Segelschiffen mit hochaufragenden in Holz geschnitzten Hintertheilen, wie jene von Fahrzeugen der Renaissancezeit. Die grossen englisch - gothischen öffentlichen Bauten sind gute Exemplare ihrer Art und stören mich eigentlich nicht. Warum sollen die Engländer hier nicht auch architektonisch ihre Sprache reden, so gut es die Mohamedaner gethan haben? Im Augenblick, wo ich dies schreibe, ertönt vom Thurm herab ein Glockenspiel wie ein ferner Gruss aus Europa.

Parsihochzeit.

Meine besten Erlebnisse in Bombay waren eine Parsihochzeit und ein Ausflug nach der Insel Elephanta. Nie habe ich Gewänder von zarteren Farben gesehen, als jene der Frauen der Parsis, welche die Stoffe dazu direct von

China beziehen, und ich kann nicht sagen, wie sehr mir die Anzüge der geladenen Europäerinnen missfielen mitten unter den classisch einfachen Trachten der Hunderte reicher Parsifrauen, die anwesend waren; die Kleider sind aber das Schönste an ihnen, nur wenige angenehme Gesichter, und auch die drei Bräute — es war eine fünffache Hochzeit, zwei Paare wurden zu gleicher Zeit in einem Nachbarhause getraut — waren hässlich. Die Männer sehr lächerlich mit lackirten dunklen hohen Mützen und ganz weissen Leinwandkitteln, deren Schnitt an den der Gewänder der Derwische erinnert. Gartenbeleuchtung, tolle Musik, Gelage mit Champagner für 2000 Personen in einem eigens gebauten Pavillon hergerichtet. Wir Europäer entfernten uns blumenumwunden und mit Zuckerwerk beladen, sobald die Trauung vorüber war. Von dieser, der eigentlichen Ceremonie, konnte mir niemand eine rechte Erklärung geben. Die Priester sprechen Gebete in Sanskrit, welche sie selber nicht verstehen sollen, und ziehen ein Leintuch zwischen die Brautleute, die, ohne einander zu sehen, zu beiden Seiten knieen, dann werfen sie Reis über die Köpfe der Vermählten, was als glückbringend angesehen wird. Die Parsis, welche beinahe den ganzen Handel von Bombay in Händen haben, sind nicht Feueranbeter, wofür sie oft fälschlich ausgegeben werden, sie

unterhalten nur ein ewiges Feuer in ihren Gotteshäusern als Symbol des höchsten Wesens. Ihre Vorfahren flüchteten aus Persien nach Indien vor der mohamedanischen Unduldsamkeit. In den Thürmen des Schweigens auf Malabar Hill werden ihre Gebeine von Geiern abgenagt.

Elephanta.

Die Insel Elephanta und die Insel Trombay sind die Prinzeninseln von Bombay, die Fahrt nach Elephanta, die Aussichten von dort versetzten mich ganz in die Gegend des Bosphorus. Die berühmten Grotten, deren Beschreibung Goethe zu den bekannten Spottversen veranlasste, sind eindrucksvoller, als ich erwartete, die Köpfe der grossen Trimurti haben entschieden Stil, und den vierfachen und sechsfachen Armen und Beinen zum Trotz zeigen auch andere Reliefs lebensvolle Figuren.

Ausflug nach
Ajanta.

Am 8., 6 Uhr nachmittags verliess ich Bombay mit der Bahn, die nordostwärts nach Allahabad und Calcutta führt, zu einem mehrtägigen Ausfluge nach den Grotten von Ajanta und Ellora. Schwarz hoben sich längs der Bahn die Fächerpalmen vom Abendhimmel ab. Als es dunkle Nacht geworden war, sah ich einen ganzen Bergrücken in hellem Schein erglänzen, es war ein Waldbrand, der dem Ausbruch eines Vulkanes glich.

9. Februar. — 5 Uhr früh Station Pachora, wo zwei Ochsenkarren mich, meinen Diener und

mein Gepäck aufnehmen. Die Gegend hat nichts Hervorragendes. Eine niedrige Bergkette westöstlich streichend, ich fahre nördlich davon in derselben Richtung. Längs der Strasse blätterlose, mit vogelschnabelähnlichen, braunrothen Blüten bedeckte Bäume, wie ich solche schon zwischen Púna und Bombay bemerkt hatte. Mein indischer Diener hat aus seinem Wörterbuch herausgeklügelt, dass die Pflanze *Butea frondosa* heisst, englischer Name — *vacat*. Die Existenz im Ochsenwagen ist erbärmlich. Er ist viel kürzer, als die von Ceylon, und schlechter gegen die Sonne geschützt, man sieht blos vier Hörner und den Turban des Treibers, kann weder die Gegend betrachten, noch schlafen, noch lesen, noch denken, denn der Weg ist mit Felsen in weiten Abständen gleichsam gepflastert, dabei auch noch furchtbar staubig. Wir befinden uns im Gebiete des Nizam von Haidarabad. Das ist das Königreich Bayern, der grösste selbstständige Bundesstaat des angloindischen Reiches, das eigentliche Kernland des Deccan, ohne jedes Küstengebiet.

Die Hitze anders, als in Ceylon oder im Hitze.
 äussersten Süden Indiens, mehr die Empfindung von etwas Bleiernem da oben, das Einem auf dem Kopfe lastet, als wirkliches Wärmegefühl, dabei die Nächte empfindlich kalt. Bei einigen Ortschaften steige ich aus. Die Häuser sind von

Lehm, aber stattlicher als die ägyptischer Dörfer, ich fühle mich am Meisten an Tunisien erinnert, zum Theil vielleicht Dank den rothen Fetzen, welche als Fahnen überall aufgehisst sind. Roth in allen Abstufungen spielt überhaupt hier eine Hauptrolle. Rothe Blütenbäume, rothe Riesenturbans, wie sie weiter südlich nicht vorkommen, rothe Frauengewänder, welche hier so allgemein sind, wie die zartblauen in Aegypten, endlich abscheulich roth, wie mit Siegelwachs, angestrichene Hindugötter in kleinen hindu-maurischen Capellen. Diese letzteren sehr merkwürdig als Zeugnis der Fusion beider Racen und Religionen, gerade so wie die neuhindustanische Sprache, welche mit arabischen Schriftzeichen geschrieben wird.

3 Uhr nachmittags. Wir biegen südwärts gegen die Berge ein und gelangen bald nach Fordapur, einem grossen Ort mit arabischer Festung. 4 Uhr der Travellers Bangalo auf einer Anhöhe, noch entfernt von den Bergen. Von hier ist es $1\frac{1}{2}$ Stunden zu den Grotten. Ich berechne, da es um 6 finster wird, dass ich kaum mehr würde etwas sehen können, bestelle Träger für morgen früh, um mich nicht vor dem anstrengenden Besuch der Grotten zu ermüden, und lege mich an allen Gliedern zerschlagen nach frugalem Mahle in dem Bangalo, wo es an Allem fehlt, um $7\frac{1}{2}$ schlafen.

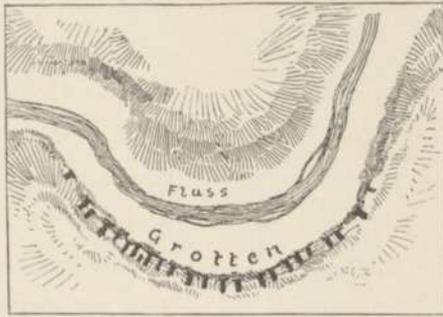
10. Februar. — Von singenden Kulis werde ich um 6 Uhr früh den Bergen entgegengetragen.

Der Fluss Vagel oder Vagora, jetzt fast ganz ausgetrocknet, macht eine U-förmige

Krümmung zwischen mässigen, steil abfallenden An-

höhen, welche mit blos zur Regenzeit grünen Bäumen besetzt sind. In die äussere Bergreihe sind in weitem Halbkreis die Grotten gehauen. Drei davon haben schöne Façaden mit Sculpturen und an der Stelle der Fensterrose unserer Cathedralen eine grosse hufeisenförmige Oeffnung, deren Umrahmung oben in eine Spitze ausläuft. Die Grotten stammen aus der Glanzzeit des Buddhismus in Indien, die ältesten aus den letzten vorchristlichen Jahrhunderten, die am reichsten mit Malereien geschmückten aus der Zeit zwischen 400 und 700 nach Christo. Es sind im ganzen 26, wenigstens die Hälfte davon hochwichtig, manche ganz klein, einige blos begonnen.

Die façadengeschmückten sind sogenannte Chaityas und gleichen im Innern vollkommen



christlichen Kirchen. Drei Schiffe, Pfeiler unter gerippter Wölbung, an Stelle des Altars eine



Dagoba.

Dagoba, Reliquien enthaltend, aus Stein, manchmal mit einer Figur (Buddha oder die alleine Gottheit) vorn im Relief, und mit dem dreifachen Sonnenschirm bekrönt. An den Pfeilern Sculpturen, an den Wänden der Seitenschiffe und an der Decke Malereien.

Die kleineren viel zahlreicheren Grotten heissen Vihara's, gleich jenen auf

Ceylon, sind niedriger, nicht gewölbt, bestehen aus einer von Pfeilern gestützten Mittelhalle und kleinen Nebengemächern, unter denen das eine hinter dem Hauptraum immer eine gewöhnlich überlebensgrosse Statue des sitzenden Buddha enthält. Was nun die Viharas von Ajanta unter allen anderen auszeichnet, sind die Malereien, welche sich in den meisten derselben vorfinden. Vier derselben aber, die 1., 2., 16. und 17. in der Richtung von Westen nach Osten müssen, als die Malereien frisch und nicht wie jetzt grossentheils abgefallen waren, wirkliche Perlen farbiger Räume gewesen sein. Ornamente reich und phantasievoll wie in Pompeji oder in den vaticanischen Loggien.

Malereien.

Ganze Wandflächen mit lebensgrossen Porträts und figurenreichen Darstellungen bemalt; Elephanten, Löwen, Jäger, Reiter, Krieger, sich schmückende Frauen, lehrende Buddhas, sonenschirmtragende Selavinnen, Liebespaare. Eine Scene sah ich, wo ein Fischer dem auf einem Throne sitzenden Herrscher einen Ring bringt, vielleicht dieselbe, welche viel später dramatisch in der Sakuntala verwerthet wurde. Mir fiel Paris Bordone's Bild in der Akademie von Venedig dabei ein, das einen ähnlichen Vorfall behandelt. Das Merkwürdigste an diesen Wandbildern aber ist, dass, wenn man von den vielen dunkelfarbigen Menschen absieht, man beinahe glauben könnte, italiänische Trecentofresken vor sich zu haben. An den Campo santo von Pisa, an die Capella degli Spagnuoli in Florenz, selbst an Giotto in Assisi wurde ich fortwährend gemahnt, und ich staunte über die grosse, dem Grössten, was wir auf der Welt haben, nahe kommende Kunstvollendung, deren Anfänge für uns noch in tiefes Dunkel gehüllt sind.

Sechs Stunden verbrachte ich in den Grotten oder mühsam von einer zur andern kletternd und dabei an dem ergreifenden Landschaftsbild mein Auge sättigend, wie ein solches ernster und stimmungsvoller als Rahmen für diese Höhlen nicht gedacht werden kann. Grossartig waren

auch die Ausblicke aus den Grotten an einem Ende des Halbkreises mit den bemalten Pfeilern im Vordergrund, auf die gegenüber liegenden Chaityas und Viharas.

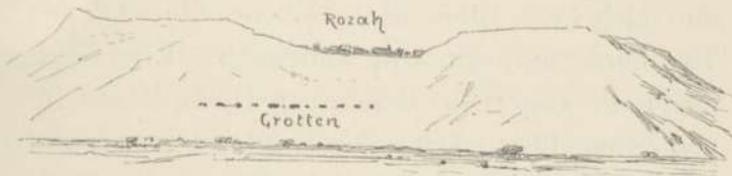
Nie im Leben habe ich solche Hitze ausgestanden, wie in dieser sonnenverbrannten Schlucht. Das Aergste aber war der Rückweg zum Bangalo, den ich zu Fusse machte, um die Kulis ausruhen zu lassen. Um 3½ nachmittags wurde ich dann auf einem Stuhl auf die Schultern von vier Männern gehoben, die sich mit anderen ablösten, und so gieng es im Zotteltrab vier Stunden hindurch bis zu herrlichen Feigenbäumen an einem Fluss neben einer Ortschaft halbwegs nach Pachora, wo der Marterochsenkarren meiner wartete. Oft schritt ich, als es Nacht geworden war, unter dem halbvollen Monde den Trägern voran. Die Strasse war viel belebter als gestern, und in den Dörfern kamen die Menschen neugierig herbei, den seltenen Aufzug zu sehen. Nach 1 Uhr nachts war ich in Pachora und fuhr Tags darauf in der Richtung gegen Bombay bis zur Station Nandgam.

Reise im Tragsessel.

Ausflug nach Ellora.

11. Februar. — 10 Uhr früh Nandgam, wo zwei Tongas, mit Pferden bespannte Wagen, auf mich warten. Dach darüber und vier Sitze, den Kutschersitz inbegriffen. Wenig Platz. Extra-post, es wird geblasen und alle fünf Meilen

Pferde gewechselt. Strasse vortrefflich, viel Staub. Bald nach Verlassen der Bahn sind wir wieder im Gebiete des Nizam. Gegend mässig interessant, eine inselartige Bergkette mit einer Einsenkung in der Mitte steigt aus der Fläche empor, der Kutscher deutet darauf, dort oben liegt der Ort Rozah, wo Aurangzebe begraben liegt, und halbwegs dahin vom Fusse der Berge



an gerechnet die Grotten von Ellora. Die Strasse führt zur grossen Stadt Aurangabad, südlich an jenen Bergen vorbei. Gegen Sonnenuntergang verlassen wir sie und fahren nun auf holperigem Wege auf eine Art Oase, von prachtvollen Bäumen, meist Riesenfeigenbäumen gebildet, zu, in deren Mitte der Ort Ellora liegt. Dann steil aufwärts an den Grotten, von denen man kaum mehr etwas bemerkt, vorbei nach Rozah. Zu Fuss schritt ich dem Wagen voran. Grelles Roth über der Ebene bezeichnete noch die Stelle, wo die Sonne untergegangen war, ganz in der Richtung, wo sie zur Winterszeit hinter Rom untergeht, wenn man auf der Terrasse

der Villa d'Este bei Tivoli steht. Auch Strasse und Bergformen italiänisch; mein Auge suchte die Peterskuppel und ich glaubte sie fast zu erkennen.

Rozah. Ich übernachtete in der Nähe von Rozah in einem hochgewölbten mohamedanischen Grabe, das als Resthouse für die Officiere von Aurangabad hergerichtet ist.

12. Februar. — Lauter schöne Grabbauten um mich her. Blick in die Ebene, die auch bei Tag mich campagnaartig anheimelt. Eine Viertelstunde weiter auf demselben Hochplateau im mauerumgebenen Orte Rozah höchst malerische verfallene Moscheen, herrliche Bäume, Heiligengräber. Bei den Stadthoren, durch welche man in die weite Ebene blickt, wieder Stimmung von Rom's Umgebung, während ich im übrigen nach Kairuan in Tunisien mich versetzt glauben kann. So lebt der Wanderer in Gedanken an mehreren Orten zugleich, und auch die Schranken der Zeit sind aufgehoben. Das sind die schönsten Reiseumomente, welche man wohl als ewige bezeichnen kann, denn dieses Wort bedeutet nicht eigentlich unendliche Dauer, sondern vielmehr die Negation der Zeit und des Raumes. Ein Gefühl, das auch nur einen Augenblick währt, kann mit Recht ewig heissen, wenn es uns über die Schranken hebt, innerhalb derer sich unser Leben abspielt.

Aurangzebe's schlichtes Soldatengrab, von Marmorgittern als einzigem Schmuck umgeben, wie ich solche reicher und zierlicher bald in Agra sehen soll, stimmt zum Charakter dieses bigotten, nüchternen, einseitigen Eroberers von Südindien. Sein Ahn, der grosse Akbar, schläft bei Agra in einer Ruhestätte, die eines Herrschers würdiger ist.

Nun zurück zu meinem Quartier und hinab zu den Grotten. Sie enthalten keine Malereien, sind sämtlich jünger als die von Ajanta und gewähren, von kleinen grünen Papageien belebt, durch die Vorhallen herrliche Blicke auf die Ebene. Nur ein einziges Chaitya findet sich darunter mit einer Façade, welche von denen in Ajanta ein wenig abweicht. In den Viharas, deren es etwa ein Dutzend giebt, sitzende Buddhas und andere Sculpturen, welche die ganze Entwicklung buddhistischer Kunst von noch leidlich strengem Stil bis in's äusserst Zopfige markiren. Dieses Verlassen der edlen Kunstformen geht mit dem Verfall des Buddhismus selbst Hand in Hand, und in den jüngsten dieser Viharas finden wir bereits ein Pantheon abenteuerlicher Göttergestalten eingeschmuggelt. Eine weitere Grotte, die zuletzt von allen vollendete, datirt bereits aus der Zeit des vollständigen Sieges der neuen Hindureligion und zeigt nahe Verwandtschaft mit den Grotten von Elephanta.

Noch später dann wurde ein ganzer Hindutempel mit Vimana und Gopura und Seitencapellen und Hunderten von Götter- und Thiergestalten aus dem Felsen gehauen, verrückter noch als die Denkmäler in Mahábalipur. Aber nicht nur Buddhisten und später Siva- und Vishnuanbeter haben in Ellora die Felsen ausgehöhlt, es giebt auch sehr interessante Grotten, die von den Jainas herrühren, einer Secte, die mit dem Buddhismus Verwandtschaft zeigt und deren Kunst neben der starken buddhistischen steht, wie die Malerschule von Siena neben der florentinischen. Diese Grotten der Jainas sind die einzigen an diesem Ort, deren Wände Spuren von wenigstens ornamentalen Malereien aufweisen.

Um 2 Uhr war ich wieder in Rozah oben und fuhr bald mit Sack und Paek hinab nach dem Städtchen Ellora, wo sich eine Menge schöner, moderner, hindu-maurischer Bauwerke unter den herrlichsten Bäumen findet, meist von dem noch lebenden Maharaja von Indore errichtet. Um 3 $\frac{1}{2}$ war ich wieder auf der guten Poststrasse, und mit Hilfe des Zauberwortes Bakschisch, das von Belgrad bis Nubien und von Marokko bis Madras dem, der es ausspricht, zu Allem verhilft, dessen er bedarf, überhole ich den Postwagen und nehme ihm auf den Stationen die bereitstehenden frischen Pferde vorweg. Selbst in Russland

bin ich nie in so rasendem Tempo dahingesaust. Auf einer Station will der Posthalter die Pferde nicht vor meinen Wagen spannen. Mein Kutscher stürzt sich auf ihn, prügelt ihn, ehe ich es hindern kann, halb todt, die Pferde werden ausgefolgt, und die zwei scheiden als die besten Freunde. Schon um 7 $\frac{1}{2}$ bin ich in Nandgam, wo ich um 1 Uhr nachts einen Zug besteige, der mich am 13. morgens nach Bombay zurückführt.

13. bis 16. Februar, Bombay. — Commissionen, Einkäufe, Diner bei einem vornehmen Einheimischen, nach welchem sich das berühmteste »Nach-girl« von Bombay producirt, Patti und Elsler in einer Person. Ueberreiches Costüm, Gesang und Tanz, ähnlich, nur decenter, wie bei derartigen Productionen in Algier und Tunis.

Nach-girl.

Am 16. 6 $\frac{1}{2}$ abends Abfahrt von Bombay mit der nach Norden führenden Bahn nach Jodhpur in der Radjputana, wo ich Montag eintreffen soll. Dreimal hält der Zug noch innerhalb der Stadt Bombay, auf diesen Bahnhöfen und den nächsten vier oder fünf der Umgebung noch schrecklicherer Lärm und ärgeres Gedränge der Eingebornen als sonst in Indien, obwohl es überall ganz unglaublich. Nur wer in England an einem Bank holiday gereist ist, kann sich von solchem Menschengewühl einen Begriff machen. Erst um 9 Uhr passiren wir die Brücke,

Eisenbahnfahrt.

welche die Insel, auf welcher Bombay liegt, vom Festland trennt.

17. Februar. — Um 7 $\frac{1}{2}$ morgens steige ich in Ahmedabad auf die schmalspurige Bahn über, welche in die Rajputana führt. 10 Uhr Sidhpur. Die gebrochene Maschine eines Lasttrains versperrt den Weg. Da der Stationsvorstand versichert, wir bleiben mindestens zwei Stunden hier, mache ich mich auf nach dem 20 Minuten entfernten Ort, obwohl die Leute behaupten, es sei nichts Merkwürdiges dort zu sehen. Entdecke zu meiner Freude sehr interessante Reste eines unvollendeten Sivatempels. Portal, Haupt- und Seitenschiffe, Säulenordnungen in zwei Stockwerken übereinander, der Vordertheil mit kleinem Gopura, jetzt Moschee. Aber auch sonst ist Sidhpur hoch interessant. Bunte Holzsculpturen, schön geschnitzte Erker und Fenster an den Häusern. Gothischer Thorbogen. Gedränge in den Strassen. Ein Laden am andern und jeder ein Genrebild. Als ich nach 1 $\frac{1}{2}$ Stunden wieder auf dem Bahnhof eintraf, war der Zug mit allen meinen Sachen fort. Es wurde nach der nächsten Hauptstation, Abu-Roadstation, telegraphirt, damit sie mir dort aufgehoben werden, und ich bestieg den leeren Waggon eines Lastzuges. Um 6 $\frac{1}{2}$ langte ich in Abu-Roadstation an und fand alle meine Habe, sogar die Zeitungen, die ich im Coupé zerstreut

hatte herumliegen lassen, in bester Ordnung vor. Die Fahrt gieng anfangs durch flaches Land, Affen sassen auf den Bäumen neben der Bahn. Bald kahle Berge zu beiden Seiten. Blick auf Mount Abu im Westen der Station, auf dessen Besteigung ich wegen Zeitmangels verzichten musste, obwohl droben einer der berühmtesten Jainatempel von Indien liegt.

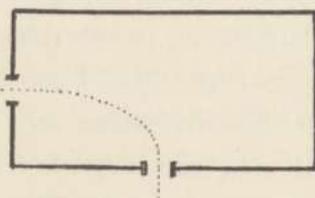
Da bin ich nun in der Rajputana, dem weitausgedehnten, aus selbstständigen Fürstenthümern bestehenden Gebiet im Nordwesten des indischen Reiches. Mit dem im Norden sie begrenzenden Panjab, den nordwestlichen und Centralprovinzen und Bengalen bildet sie den im Gegensatz zum Deccan Hindustan genannten Ländercomplex. Dieser ist das eigentlich historische Indien und umfasst die Abhänge der hohen Randgebirge sowohl, als die von den grossen Strömen durchflossenen Tiefebenen. Das mässig hohe Vindhya Gebirge und der Fluss Narbada trennen es vom Deccan, dem südlichen Hochplateau.

Hindustan.

18. Februar. — Ich hatte gestern abends gegen 11 Uhr Abu-Roadstation verlassen und langte um 5 $\frac{1}{2}$ früh in Malvar Junction an, so geheissen nach Malvar dem Rajputenreiche, dessen Hauptstadt Jodhpur ist. Dorthin führt eine Zweigbahn, die der Maharaja erst vor einigen Jahren hat bauen lassen. Hübner ist 1878.

Jodhpur.

noch durch die Wüste ohne Strasse im Wagen nach Jodhpur gefahren. Verbrannte Steppe ringsum, nur wenige Erhebungen, um 12 Uhr am Ziele. Der Himmel ist voller Dünste, eine grosse Festung beherrscht von felsiger Höhe eine ausgedehnte Stadt, die auf den ersten Anblick nicht viel verspricht. Um so grösser sind die Ueberraschungen, wenn man sie betreten hat. Wer nicht in den Rajputenstädten war, weiss nichts vom indischen Leben. Die Stadt von 70.000 Einwohnern liegt um drei Seiten des Schlossberges herum, im Norden von anderen gebäudegekrönten Felsen begrenzt. Sie hat



Mauern und Thore mit dem äussern und innern Eingang im rechten Winkel, wie die meisten orientalischen Städte, z. B. das pamphylische

Adalia. Der Maharaja bewohnt drei Viertel des Jahres einen neuerbauten Palast ausserhalb der Mauern, nur wenige Monate das alte Schloss auf dem Berge. Die meisten Häuser sind aus dem schönen rothen Sandstein, der in der Gegend gebrochen wird, gebaut, demselben, welcher für den Münster von Freiburg und das Heidelberger Schloss verwendet wurde. Manche von ihnen sind leider weiss getüncht, aber alle von schöner hindu-maurischer Bauart. Ein grosser Krishnatempel,

von welchem ich blos den Vorhof betreten durfte, ein schöner ummauerter Teich, andere Tempel. Wer aber beschreibt das malerische Durcheinander der Gassen und Plätze in ihrer Unregelmässigkeit und in den verschiedenen Terrainlagen? Und die Menschen! Das Schwert in der Hand, den schwarzen Schnurrbart hinaufgedreht, den Turban, immer verschieden nach den verschiedenen Kasten, bald auf dem einen, bald auf dem andern Ohre, schreiten die Männer einher. Sie haben etwas Gecken- und Stutzerhaftes, etwas Mittelalterliches, dann wieder Ungarisches, Zigeunerisches. Die Frauen manchmal ganz das Haupt mit dem Kopftuch bedeckt, manchmal unverschleiert in bunter Tracht (roth und gelb), mit Schmuck noch zehn Mal mehr behängt, als anderswo. Musik und Lärm: es ist ein Hochzeitszug. Ein fünfzehnjähriger Bursche, sein Schwert in der Rechten, zieht an einem Strick seine zehnjährige Braut, Beide so bunt aufgeputzt als möglich, sie unter der Last des Schmuckes fast erdrückt, Beide einen kleinen goldenen Schirm mit Fransen an der rechten Seite des Gesichtes, die Verwandten folgen.

Brautzug.

Nun den Schlossberg hinauf, steiler Weg. Der Weg, die Lage der Stadt und des Schlosses mahnen lebhaft an das herrliche Alaja im rauhen Kilikien. Rast auf halber Höhe, Blick auf die wüstengleiche unendliche Ebene, aus welcher

Schlossberg.

nur wenige kahle Berge emporragen. Ich passire das erste Schlossthor, neben welchem Kanonen auf gepflanzt sind. Mehrere Soldaten stürzen auf mich zu, ich solle meinen Schirm zumachen — dasselbe widerfuhr mir tags darauf wieder im Palast des grossen Padhye, einer Art Beichtvaters des Maharaja, es scheint als Anmassung zu gelten, in Palästen mit aufgespanntem Schirm herumzugehen — ich liess durch meinen Diener den Leuten die feierliche Versicherung geben, ich würde ihrem Begehren Folge leisten, sobald ich in den Schatten käme, und gieng gemächlich weiter. In Zickzackwindungen nun hinauf bis in die inneren Schlosshöfe. Diese Burg ist mehr eine Stadtanlage, als etwas Anderes. Immer wieder Kanonen, Befestigungen, Soldaten, aus herrlichem rothen Sandstein prächtige Façaden, Gitter, Fenster, Erker. Im Westen aber weite Terrasse mit einer Bastei herum. Blick auf die Felsen im Norden, auf die eng zusammengedrückte Stadt, die weite Wüste. Als Schluss in der Mitte des Umkreises der Bastei ein schöner Tempel mit guten Sculpturen in der Kuppel. Im Inneren des Schlosses, wie im Palast von Tanjore, geschmackvolle Barbarei neben geschmackloser Civilisation. Grosse Photographien von Lord Lytton und Kaiser Friedrich über herrlichen, fein bemalten persischen Thüren. Goldstrotzende Prunksäle und schlechte englische

Sportlithographien an den Pfeilern und Wänden. Neben jedem grossen Saal aber eine Loggia als Ruheplatz für den Herrscher. Alles so wie im Bardo von Tunis.

19. Februar. — 9 Uhr früh steht ein Dromedar bereit, mich nach Mahamandir, $\frac{3}{4}$ Stunden ostwärts, zu tragen. Es ist mein erster Kameelritt, das Thier hat zwei Sättel auf dem Rücken, vor mir sitzt der Lenker. Komisches Gefühl auf die Pferdereiter »herabzuschauen von meinem Thier«. Mahamandir ist die Residenz des grössten geistlichen Würdenträgers des Fürstenthums, des Berathers des Maharaja. Vor dem Thore der kleinen Stadt ein Jagdpanther auf einem Ochsenwagen. Nur auf Benozzo Gozzoli's Zug der drei Könige im Palazzo Riccardi in Florenz hatte ich bis nun Jagdpanther gesehen. Sie werden hier zur Gazellenjagd verwendet. Ich lasse den Wagen anhalten, steige von meinem wandelnden Kirchendach herunter, betrachte das Thier, zeichne es. Sein Wärter giebt ihm Butter zu schlucken und hängt ihm die Kappe vor die Augen, die er gradeso wie die Falken auf der Jagd trägt, bis ihm seine Beute gezeigt wird. Es ist ein schöner Panther, und er lässt sich gemüthlich von mir streicheln, wie ein guter Hund. Nun durch den lustig belebten Ort zum Palast des Priesters, vor dem ein Elephant Wache steht. Daneben ein anderer Palast, den der

Dromedarritt.

Jagdpanther.

Mahamandir.

Palast eines
Geistes.

Geist des Vorgängers des jeweiligen Würdenträgers bewohnt. Armer Geist, er wird erbarmungslos ausquartirt, sobald sich der seines Nachfolgers aus dessen Körper befreit. Es ist eine tempelartige Anlage mit pavillongekrönten Umfassungsmauern. Ein schöner Vimana über dem Allerheiligsten, drinnen aber nicht etwa eine Götterstatue, sondern ein Prunkgemach, reich mit Gold, Bildern und Spiegeln geschmückt, in dessen Mitte ein riesiges Bett für den Geist steht. Nur aus der Entfernung durfte ich einen Blick hineinthun. Aussen an und neben den Thüren sind treffliche Malereien in kleinem Massstabe angebracht, worunter wohl zwanzig Mal wiederholt ein Maharaja in knieender Stellung mit Schnurrbart und Schwert vor einem sitzenden Priester, der ihm einen Rosenkranz reicht oder Lehren ertheilt. Siehe König Philipp und der Grossinquisitor, Don Carlos, letzter Act, vorletzte Scene. Nun noch in scharfem Kameeltrabe zwei englische Meilen nordwärts zu alten schönen Gräbern, ebenfalls aus rothem Sandstein, in Mandor, früher Hauptstadt dieses Fürstenthums, jetzt nur noch Todtenstadt. Um 1½ nachmittags verliess ich Jodhpur und gelangte nach zwölf Stunden Eisenbahnfahrt nach Ajmere.

Ajmere.

20. Februar. — Ajmere und sein Gebiet, obwohl rings von Rajputenstaaten umgeben, stehen unter directer englischer Herrschaft, und man

merkt den Unterschied gewaltig. In Jodhpur und Jáipur ein lebendiges Märchen, hier eine recht merkwürdige mohamedanische Stadt, die aber sich von andern in Indien, in Nordafrika, in Kleinasien nicht wesentlich unterscheidet. Die grösste Sehenswürdigkeit von Ajmere ist die Ruine einer der schönsten Moscheen der Welt, welche um 1200 nach Christo begonnen, wenige Jahre später von Altamsh aus der sogenannten Selavendynastie vollendet wurde. Pfeiler und Kuppeln rühren von einem der bestgearbeiteten Jainatempel her. Es geht eben hier wie in Rom, wo die Säulen heidnischer Götterhäuser für christliche Basiliken verwendet wurden. Der Stolz der Moschee sind die herrlichen sieben Bogen der Façade und die Art, wie aus kufischen und Togra-Inschriften die wundervollsten Ornamente gebildet sind. Auch inmitten der Alhambra würde diese Façade als ein Juwel der Kunst angestaunt werden.

Alte Moschee.

Die Moschee liegt ausser der Stadt auf dem Wege nach der Festung Taragarh, der mich mit den grossen Feigenbäumen in wilden Felsenschluchten an den Weg von Aglassan nach Sagalassus in Pisidien erinnerte. Steil führt die Strasse wohl eine Stunde lang aufwärts. Zum ersten Mal, seit ich in Indien bin, zu Pferde sitzend genoss ich des herrlichen Morgens. Weit hin beherrscht die Festung das Land. Tief unten

Festung.

liegt die Stadt, ein See daneben, im Osten der grossen Ebene zerklüftetes Gebirg. Zu oberst des Festungsberges thront eine Moschee, die Bogen der ihren Hofraum umgebenden Balustrade rahmen prächtige Landschaftsbilder ein. Da ich das Portal zeichnete, brachte man mir Zuckerwerk, welches der Priester mir schickte, ein offenbar sehr toleranter Jünger des Propheten.

Pushkarasee.

Nachmittag fuhr ich nach dem eine Stunde von Ajmere entfernten Pushkarasee, dem See Genezareth der Hindus, an dessen Ufern einige ihrer bekanntesten Legenden spielen. Und mit Galiläa haben auch seine Ufer sowohl, als die des Sees von Ajmere auffallende Aehnlichkeit. Der Ort Pushkara wird ausschliesslich von Brahmanen bewohnt, die aber geradeso als Gesindel sich betragen, als wären sie Brahmas grosser Zehe statt seinem Haupte entsprungen. Um den kleinen See herum Tempel mit Stiegen bis in's Wasser hinab, starke Feigenbäume brechen überall durch Stufen und Mauerwerk. Beinahe alle Tempel sind Sivatempel, nur einer ist Brahma geweiht, der einzige seiner Gattung in ganz Indien. Von Weitem nur durfte ich den Götzen mit den vier Gesichtern und stechenden eingesetzten Augen und daneben das viel kleinere Bild von Brahma's Gattin Gayatri betrachten.

Ich gewährte mir den Luxus eines Extracoupés nach Jáipur und legte mich um 10 Uhr

darin schlafen, um 1 $\frac{1}{2}$ nachts, vierundzwanzig Stunden nach meiner Ankunft in Ajmere, verliess mein Zug den Bahnhof und brachte mich um 6 $\frac{1}{2}$ früh nach Jáipur.

21. bis 23. Februar früh, Jáipur und Jáipur.
Umgebungen. — Eine kahle Bergkette, das Viertel eines Kreises um die Stadt beschreibend, droben eine weitläufige Festung, kleinere Forts, gegen Norden auf geringerer Anhöhe der mässig grosse Sonnentempel. Die Stadt von 150.000 Bewohnern liegt ganz in der Ebene und wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von Maharaja Jaysingh angelegt, mit breiten, geraden Strassen und Plätzen wie die gleichzeitigen Städte in Europa, z. B. Karlsruhe. Sie ist von Mauern umgeben, rings herum Gärten, Seen, Gräber, verlassene Paläste und nach einer Seite in riesiger Ausdehnung, wie immer, die englische Stadt. Cantonments. Nichts ungemüthlicheres als diese Stadttheile, Cantonments geheissen. Beinahe durchwegs ebenerdige, oft abscheulich gothische kleine Häuser, jedes mit einem hässlichen Garten, oft auch blos von einer öden Wüste umgeben. Daher auf einer Fläche, wie die, wo 100.000 Hindus zusammengepfercht wohnen, kaum 1500 Weisse leben, und im Cantonment von Pesháwar oder der englischen Stadt von Jáipur Entfernungen wie in London. Ob diese Anlage wirklich viel gestünder

ist, als wenn die Häuser etwa in einer Entfernung von einander stünden, wie die Villen bei Baden-Baden, weiss ich nicht, jedenfalls bringt sie grossen Zeitverlust mit sich.

Palast.

Wie in den zur selben Zeit in Europa gegründeten Residenzstädten wird auch in Jáipur alles vom fürstlichen Palast überragt. Er ist eine Stadt in der Stadt, mit einem siebenstöckigen Hauptbau, Gärten, unzähligen Pavillons (darunter zwei Audienzhallen und ein Billardkiosk), Tempeln, einem riesigen Hof mit Thürmen, steinernen Sonnenuhren und andern Baulichkeiten zu astronomischen Zwecken, die der Laune Jaysingh's ihren Ursprung danken, endlich Ställen für hunderte von Pferden und Elephanten. Der Maharaja ist eben nach Calcutta gereist mit nur einer seiner sechs rechtmässigen Frauen, nur hundert andern — Damen seines Hofes, mit fünfhundert Dienern, mit Soldaten, Kameelen, Pferden, Elephanten. Klingt das nicht ganz wie aus »Tausend und einer Nacht«? Sechs Tiger sitzen in seiner Menagerie, alle in der Umgegend gefangen. Der Wärter, ganz im Gegensatz zu den Verboten bei uns, reizt sie und zeigt sie dem Fremden in aufrechter Stellung wüthend an den Stäben schüttelnd. Man behauptet, dass, wenn der Fürst Tiger jagen will und keiner aufzuspüren ist, einer der gefangenen ausgelassen wird. Herrliche Jagdpanther in Menge und, ganz neu für mich,

weil ich das Thier nie gesehen, Luchse, die ebenfalls zur Jagd abgerichtet sind. Panther, Luchse und ihre Wärter sind in einem eigenen Gebäude in der Stadt untergebracht. Auf den Bäumen in der Nähe hausen Adler. In meiner Gegenwart wurde ein Luchs herausgeführt, die Wärter warfen rohes Fleisch den Adlern hin, und als der eine ungefähr 6 Fuss über dem Boden kreiste im Begriff darauf zu stossen, sprang der Luchs in die Luft, packte den Adler und zerfleischte ihn.

Abgerichtete
Luchse.

Statt der natürlichen, schönen rothen Farbe des Sandsteines von Jodhpur erscheinen hier alle Gebäude mit einem in's Violett stechenden Rosa übertüncht, auch giebt es weniger hübsche einzelne Bauwerke als dort, aber im Ganzen sehen die Strassen, dank den Erkern und Zierathen an den Fenstern und dem steinernen Gitterwerk doch lustig genug aus, die Regelmässigkeit wird nicht langweilig wie anderswo, und die Breite der Strassen und Weite der Plätze lässt uns nur um so besser das bunte Leben, das sich darauf tummelt, geniessen. »Immer ist's Sonntag«, heisst es in dem Spottxenion auf Wien. In Jáipur ist durch zwei Monate täglich Faschingsdienstag. Jänner und Februar sind die heiligen Monate der Hindus und werden hier ununterbrochen durch Aufzüge, Gesang, Musik gefeiert. Ausserdem oder gerade deshalb sind sie die Monate, während welcher

Hochzeitszüge.

allein geheirathet wird, und wenn man nimmt, dass jeder wohlhabende Mann mehrere Frauen hat, dass es keine Junggesellen giebt, dass Kinder von 8—10 Jahren schon Ehen schliessen, ist es kein Wunder, dass man bei Tag und Nacht fortwährend Hochzeitszügen begegnet. Die Aermern sitzen zu Pferde, immer in bunter Tracht und mit dem obligaten Fransenschirm vor dem rechten Auge. Die Reichen sitzen auf Elephanten, manchmal auch zwei Knaben-Bräutigame auf einem, voraus Männer zu Pferde mit Fahnen, Nachgirls zu Fusse, Musik. In der Dunkelheit Fackeln, bengalische Flammen, an den Zähnen des Elephanten moderne Candelaber mit Glasglocken, wie die unserer Wirthshäuser, befestigt.

Als ich Freitag mittags in's Hôtel zurückkehrte, begegnete ich dem Hochzeitszuge eines Vornehmen, der eine Verwandte des Fürsten heirathete. Er selbst, ein schöner Mann von 25 Jahren, lag in einer vergoldeten Sänfte, denn der ganze Zug sammelte sich erst, um in die Stadt zu marschiren. Ich gratulirte ihm, und als ich ihm die Hand gab, fiel mir auf, dass sie nicht grösser war als die eines Mädchens. Nun setzt der Zug sich in Bewegung. Der Bräutigam auf einem Elephanten, ein Schirm wird über ihn gehalten, zwei reich geschmückte Pferde werden vor ihm her an der Hand ge-

führt, die Sänfte ihm nachgetragen. Kameelreiter, zu zweien auf einem Thier, und Reiter zu Pferde gehen ihm voraus. Es folgen andere Elephanten und Ochsenwagen in allen denkbaren Formen, voll Männer und Frauen, von letzteren nur die Tänzerinnen unverschleiert. Schon in Bombay war mir das tägliche Hochzeithalten aufgefallen. Wer nach Indien kommt, sollte daher nicht versäumen, während dieser zwei Monate die grossen Städte zu besuchen.

Aber hier in Jáipur giebt es nicht blos Hochzeitszüge. Jeder Reiche und Vornehme, wenn er die Stadt verlässt oder in dieselbe zurückkehrt, wird von den Seinen in buntem Aufzug zu Pferde mit Fahnen und Musik geleitet oder empfangen. — Neben dem Rajputen, der reitet und sein Schwert in der Hand hält (nicht umgürtet hat), gehen Reisige zu Fuss. Singend und trommelschlagend ziehen Mädchen in Schaaren zu 12 oder 20 durch die Strassen.

Nahe vor der Stadt sah ich einen Mann einen schönen Falben halten, reich geschmückt mit Ketten, Sammt, Seide und Fransen, vor den Augen eine Art Visir von Goldstoff, um einen Vorderfuss eine rothe Schleife und eine Silberspange. Er gehörte einem Verwandten des Maharaja, der im Wagen nahe dabei sass und einem Bittsteller Audienz ertheilte. Ich liess um die Erlaubnis ersuchen, das Pferd zu

zeichnen, und musste später meine Zeichnung dem Besitzer zeigen, der mich um eine Copie davon bat, welche ich ihm auch abends sandte.

Lebendiges
Quattrocento.

Wenn ich nun über die Eindrücke, die ich von Menschen und Thieren hier und in Jodhpur empfing, mir Rechenschaft zu geben trachtete, hatte ich »nichts, womit ich dies vergleiche«, nur von florentinischen und umbrischen Cassonebildern, von Gozzoli's Fresken, von Carpaccio's Gemälden war eine ähnliche Wirkung auf mich ausgegangen. Und je mehr ich darüber denke, immer mehr finde ich es bestätigt: hier ist ein lebendiges Quattrocento, die Rajputana giebt uns eine Vorstellung von dem, was Italien zwischen 1380 und 1450 war, weniger verfeinert wohl und weniger edel, aber dieselbe derbe Lebenslust, derselbe Hunger nach Genuss, dieselbe naive Freude an absonderlichen Trachten, Schmuck, bunten Gewändern, zweckloser Zier. Das Tollste und auch ganz im Geist des Quattrocento sind die Waffen: Schwerter, Säbel, Dolche, Spiesse, Lanzen, spitze Hacken zum Tödten von Fischen, Stäbe mit Spitzen für Elephantenreiter, Schilde aus jedem Material. Die Formen so abentheuerlich als möglich. Der Luxus mit Waffen, der in Europa bis in's siebzehnte Jahrhundert hinein allgemein war, steht hier noch in schönster Blüthe.

Waffen.

Typen.

Wie in Jodhpur haben auch hier die Menschen etwas vom Hidalgo und vom Zigeuner.

Von einem Trommler, der den Tanz dreier Nachgirls begleitete, hätte man eher vermuthen können, dass seine Wiege bei Debreczin als eine Tagereise von der Jumna gestanden. Sollte dies ein Beweis sein, dass die Zigeuner aus Indien stammen? Diese eben erwähnte Tanzproduction war die heiterste, die ich noch sah, seit ich in Indien bin, die Mädchen gehörten angeblich zum »Balletcorps« des Maharaja, waren jedenfalls gut geschult, die Tänze lebhafter, als man es im Orient gewohnt ist. Meinen Besuch bei einem Juwelier werde ich nicht vergessen, der in einem kleinen Hause mit malerischem Hof, die Fenster von Holzschnitzereien umrahmt, wohnt. Er selbst, zur Jainasecte gehörig, trug die deren Anhängern eigen-

thümliche Kopfbedeckung, welche mit den Kappen der Dogen und Cardinäle der Renaissance Aehnlichkeit hat, dazu einen langen rothen Rock, wie die, in denen man Tizian abbildet. Die Dämmerung verstärkte die Illusion, ich fühlte mich nach Venedig einige Jahrhunderte zurückversetzt. Das Gefangenhaus, wo ich Teppiche und Decken kaufte, welche dort verfertigt werden, ist musterhaft gehalten und würde jeder fortgeschrittenen Hauptstadt in Europa Ehre machen.



Oeffentlicher
Garten.

Der Stolz der Bewohner von Jáipur ist der öffentliche Garten, ein kleiner Bois de Boulogne mit einer reichen Menagerie. Hier hat es mir ein grosser schwarzer Bär aus Kashmir angethan, der in den menschenähnlichsten Stellungen über die Wandelbarkeit der irdischen Dinge tief nachzudenken schien. Ein schönes Gebäude im indischen Palaststil, noch unvollendet, schmückt den Garten. Es ist das Museum, voll der herrlichsten Waffen und anderer Metallwaaren, anthropologischer und naturwissenschaftlicher Sammlungen. Auch eine School of Arts besitzt Jáipur, wo alle möglichen Stein-, Thon- und Bronze-Erzeugnisse fabricirt werden, das Meiste davon gut, im Geiste des Landesstiles.

Da man nicht auf die Festung darf, welche die Stadt beherrscht, ritt ich zum oben erwähnten Sonnentempel, um einen Ueberblick über die Gegend zu bekommen; dort grüsste ich von ferne den steilen Festungsberg von Ajmere, den ich bestiegen hatte, bei weitem die bedeutendste Erhebung im grossen Umkreis.

Galta.

Am jenseitigen Abhang des Berges, der den Sonnentempel trägt, liegt Galta, eine Schlucht mit Wasserfällen, Teichen, Tempeln, Gräbern, schönen Blicken auf fernes Gebirg, hie und da an Amalfis Mühlenthal mahnend. Die riesigen Feigenbäume sind von Papageien und Affen

belebt. Letztere kommen in hellen Haufen, eine ganze Völkerwanderung, heran, wenn man sie ruft und ihnen Futter streut. Sehr ergötzten mich die Tauben, die ihren Theil von der Gabe verzehrten, ohne im Geringsten von den Affen gestört zu werden, während die grossen unter diesen ihre schwächeren Verwandten durch Ohrfeigen von ihrer Beute fern hielten.

Zu Jáipur gehört Amber, wie Schönbrunn zu Wien. Am frühen Morgen fuhr ich etwa eine Stunde weit durch verlassene Gartenanlagen an öden Palästen und einem See vorüber. Auf einer Insel Reiher von allen Farben und ein kleines Crocodil, das sich gemächlich sonnte. Wo der Weg zu steigen beginnt, erwartet den Reisenden ein Elephant des Maharaja, Kopf und Rüssel bunt bemalt, wie bei allen, die ich hier sah. Ich finde, dass man sich auf dem Rücken des Thieres sehr behaglich einrichten kann, und die Bewegung nur beim Bergabgehen unangenehm. Bald gelangt man abermals zu einem kleinen See, in welchem sich drei Stockwerke von Bauten, ein mächtiges Schloss und in weiten Abständen darüber noch zwei Forts spiegeln. Der breite Bergrücken, welcher diese Gebäude trägt, ist gelbbraun, aus dem See ragen mehrere Inseln, eine darunter, auf welcher der Erbauer des Schlosses angeblich Zauberei zu treiben pflegte. Etwas weiter die Stadt Amber mit zahlreichen Hindutempeln, von steilen Felsen

Elephantenritt.

Amber.

umschlossen, auf welche eine Mauer hinaufläuft, nicht so hoch und nicht so kühn, aber doch ähnlich, wie die berühmte Mauer von Antiochia. Das Schloss ist weitläufig, Spiegelsäle, eingelegter Marmor, auf die Wände eines kleinen Gemaches gemalte Veduten indischer Städte, prächtige Fernsichten, in den Höfen aber kleine Gärten mit weissen, gardenia-artigen Blüten.

Ueber Jáipur ist noch nachzuholen, dass ehemals belebte Stadttheile nun ganz verödet sind und nur mehr von den ärmsten Leuten bewohnt werden, weil der Sand der umliegenden Wüste jährlich innerhalb der Stadt fortschreitet und den Verkehr hemmt.

Ich kann nicht sagen, wie froh ich bin, dass ich gar nichts über die Rajputana gelesen hatte, als ich Jodhpur und Jáipur besuchte, daher den bunten Eindrücken mich unbefangen hingeben konnte. Das Sonderbarste ist, dass in Jáipur Gasbeleuchtung, ein halbeuropäisches Hôtel, Kunstschule und Museum mitten im echtsten Mittelalter den Reisenden kaum in der Illusion stören. Länger als 10—15 Jahre wird die Herrlichkeit auch hier nicht mehr dauern. Glückliche, wer es noch gesehen hat.

Samstag früh verliess ich Jáipur und gelangte nach 24 Stunden Eisenbahnfahrt in nordwestlicher Richtung nach Lahore.

24. Februar. — Hier erwartete mich Fischer in dem besten Hôtel, das ich bisher in Indien traf. Mister Kipling, der Director des Museums und der School of Arts, ein reizender alter Herr, an unsern unvergesslichen Eitelberger erinnernd, voll Begeisterung für sein Fach, dabei Maler und Bildhauer, war unser Führer durch die Sammlungen des Museums. Er war lange in Paris und Schüler des Bildhauers Carrier Bel-leuse, dem ich vor 20 Jahren zu einer Büste gesessen bin. Wie klein ist doch dieser Planet! Das Wichtigste im Museum sind eine grosse Anzahl Statuen und Reliefs, meist aus blaugrauem schieferartigen Stein, welche in alten Ruinenplätzen um Pesháwar diesseits und jenseits der afghanischen Grenze aus der Erde geholt wurden. Sie hängen sämtlich mit dem Buddhismus zusammen und bekunden aufs Deutlichste griechisch-römischen Einfluss. Sie können nicht früher als 150 Jahre vor, und nicht später als 400 Jahre nach Christo entstanden sein. Näheres ist noch nicht festzustellen, besonders weil bis jetzt, wie vor 20 Jahren auch noch in Griechenland und Italien, die Grabungen als wahrer Raubbau betrieben wurden und die Provenienz der einzelnen Stücke gewöhnlich nicht mehr zu eruiren ist. Die grossen stehenden und sitzenden Statuen stellen beinahe ausnahmslos Buddha vor, bald als Prinzen mit Schnurrbart und reich

Museum von
Lahore.

Graeco-bud-
dhistische Sculp-
turen.

geschmückt, ehe er als Bettler davon zog, bald schon als Büsser mit glattem Gesicht und in togaartiger Tracht, immer mit grossem Heiligenschein. Von beiden Typen giebt es so schöne Bildwerke, wie nur irgend welche aus alexandrinischer und hadrianischer Zeit. Als ich eben eine der Prinzenfiguren zeichnete, trat ein grosser junger Mann in der malerischen Panjaber Tracht herein, der dem Buddha auffallend glich. Er gab an, aus der Gegend von Pesháwar zu sein. Also nicht nur in Griechenland giebt es wandelnde Statuen, und auch hier haben die Künstler ihre Typen aus ihrer Umgebung geholt. Von den Reliefs haben die meisten auf den buddhistischen Cultus Bezug. Eines derselben, das einen Hirten darstellt, ein Lamm auf der Schulter, ist vollkommen identisch mit einem altchristlichen Relief im Museum des Lateran, also wohl diesem nachgebildet. Auch Bacchustänzen begegnet man hie und da.

Miniaturmalereien.

Das nächst Wichtige im Museum ist eine Sammlung indischer Miniaturmalereien, meist figurenreiche Compositionen auf Folioblättern, modern oder nicht viel älter als 100 Jahre. Viele ganz ersten Ranges, beinahe alle voll köstlichen Humors, und was mir sehr interessant ist, ganz im Geiste des italiänischen Quattrocento. Dies ist eine Bestätigung dessen, was ich beim Anblick des ungebrochenen indischen Lebens in den Rajputenstädten empfand. Die Menschen

malen heute, wie man in Europa vor 400 Jahren malte, weil sie ähnlich ihr Leben eingerichtet haben, ähnlich denken und empfinden, wie unsere Vorfahren damals.

Eine rasche Fahrt durch die engen, merkwürdigen Strassen des alten Stadttheiles an zwei prächtigen Moscheen vorbei, beide von einer bunten Menge betender und eine Predigt hörender Gläubigen umgeben, und um 6 Uhr dampften wir mit hochgespannten Erwartungen Pesháwar zu.

25. *Februar.* — Von den fünf Strömen, Die fünf Ströme. nach denen das Panjab oder Fünfstromland seinen Namen hat, hatte ich den ersten, den Sutlej, schon vor Lahore überschritten, der zweite, die Ravi (Hydraotes), fliesst unmittelbar an Lahore im Nordwesten vorbei, über den Chenab (Acesines) und Ihelum (Hydaspes) fuhren wir bei Nacht und erwachten bei Raval-Pindi in Erwartung des Indus, in den alle vorher erwähnten Flüsse sich weiter südlich ergiessen. Ein Blick in Raval-Pindi auf die umgebende Raval-Pindi. Landschaft und auf das Gewühl der ein- und aussteigenden Eingebornen genügte, um uns zu bestätigen, dass wir nicht mehr im eigentlichen Indien waren. Eine weite Ebene, hie und da im Grün der jungen Getreidefelder erglänzend, von Bergen umrahmt, hinter denen Schneegipfel hervorragten, grosse stämmige Männer

mit stechenden Augen, starken gebogenen Nasen, in Schafsfelle gekleidet, die Frauen statt in den heiteren südlichen Farben in schmutziggrauen Gewändern — so denke ich mir Anwohner und Gegend beim Kaspischen Meer, ähnlich sieht es im mittleren Kleinasien aus, aber nicht in Indien. 1 Uhr, grosse Aufregung, wir nähern

Der Indus.

uns dem Indus, und, siehe da, der Indus bei Attock ist der einzige historische Strom, dessen erster Anblick mich nicht enttäuschte. In frischer, übermüthiger Jugend stürmt er, von mächtigen Felsen eingeengt, über Klippen südwärts, er hat mit der Tungabhadra bei Vijayanagar Aehnlichkeit, nur erhebt hier das Fort und die

Attock.

Stadt Attock im Norden und die weite Aussicht nach Süden die Scenerie in's Grossartige. Es ist ein rechter kriegerischer Strom, der kecke, schneidige Grenzwächter des schönsten Landes der Welt. Es wird nun wieder angezweifelt (was wird heute nicht angezweifelt?), dass Alexander hier den Fluss überschritt. Solange man mir aber keine positive Sicherheit für das Gegentheil bietet, mag ich gern die Makedonier hier in Indien eindringend denken.

Nun durchfahren wir die weite schöne Ebene von Pesháwar. Die Berge sind viel höher als bei Raval-Pindi, und hinter ihnen ragen riesige Schneehäupter hervor, schier grösser als der Montblanc, und dennoch nur die Vorberge des Hindukusch.

Keine Spur vom Himálaya, der weit im Osten bleibt. An Pesháwar-City, der Stadt der Eingebornen, vorbei, an der Festung vorüber, und um 4 Uhr sind wir im Dak-Bangalo (Fremdenherberge) im englischen Cantonment. Wir lassen einheizen, denn es ist empfindlich kühl. Schon in Lahore ward ich einige Male am Kaminfeuer daran erinnert, dass wir längst in der gemässigten Zone weilen, die darum so genannt wird, weil es in ihrer grösseren Hälfte durch fünf Monate unmässig kalt ist.

Pesháwar.

Ich gebe meine Empfehlungsbriefe ab und arrangire die Tour nach dem Kháibar-Pass für morgen, was nicht leicht ist, da es schon ein wenig spät und ich den Commandanten des Passes nicht gleich antreffe. Dann fahre ich mit dem lebenswürdigen »Deputycommissioner« in die Stadt Pesháwar und besteige dort das Dach eines alten Karavanserais, des prächtigen Rundblicks zu geniessen. Die Stadt schmutzig, braun und grau, aus Lehm gebaut, voll Leben, ein grosser Bazar. In Allem zeigt sich der Gegensatz zu Indien. Mein Begleiter, der den afghanischen Krieg mitgemacht hat, behauptet, dass alle afghanischen Städte dieser ähnlich seien. Auch an die Umgegend Konialhs in Kleinasien werde ich gemahnt, wie ich es bereits in Lahore wurde beim Anblick der mit glasirten Ziegeln bedeckten Wände und Kuppeln der

Moscheen und Gräber. Der Islam hat dem Stück Welt von hier bis Brussa einen einheitlichen Stempel aufgedrückt, während die mohamedanischen Bauten südlich vom Panjab von den älteren Monumenten, die vor ihnen den Boden bedeckten, etwas Luftigeres, Sonnigeres, Leichtereres angenommen haben.

Die Sonne gieng unter, die fernen Schneegipfel erglänzten im schönsten Alpenglühn. Gegen Westen hin lagen schon im Abendschatten das Fort Jamrúd und der Eingang in den Kháibar-Pass.

26. Februar. — Ein junger Civilbeamter aus Lahore, Fischer und ich sausen in einer Break 8 Uhr dem Kháibarpass zu, stehend treibt der Kutscher, wie ein antiker Rosselenker, die Pferde an, uns nach folgt eine Tonga mit Diener und Esskorb. Es ist dasselbe Gefährte, das mich nach Ellora brachte, aber noch weniger modern, ganz antik. Wäre nicht das Dach, das auf messingenen Säulen ruht, diese Tonga wäre vollständig der Wagen der berühmten Biga im kleinen Rundsaal im Vatican. Genau dieselbe Schiefstellung, vorne höher als hinten, dasselbe verzierte Joch, unter welchem die Pferde laufen. Der Kutscher ist beinahe wie ein Tscherkesse gekleidet, und wenn er seine Thiere zu ungleichem Galopp anfeuert, um uns nachzukommen, ist der Anblick so lustig wie möglich. 9 $\frac{1}{2}$ Jamrúd, ein starkes Fort mit maleischen Linien am Passeingang. Hier wartet ein

Ein antiker
Wagen.

ganz leichter Wagen, ein Tam-Tam, auf Fischer, Reitpferde stehen für uns beide Andere bereit, und von zwei Lanzenträgern der Border Militia geleitet übersetzen wir die Grenze.

Von Jamrúd bis Landi Kotál, vier scharfe Reitstunden landeinwärts, reicht ein Zwischen-
 gebiet zwischen dem indischen Reich und Afgha-
 nistan, die Festungen sind englisch, zwei Mal die
 Woche wird die Strecke zum Schutze der durch-
 ziehenden Karavanen durch Afridis bewacht,
 räuberische Grenzbewohner, die dafür gezahlt
 werden. Kein Europäer, ausser verkleidet, kann
 sich heute über dieses Gebiet hinauswagen, der
 arme Emir von Kabul, selbst wenn er wollte,
 wäre unfähig, ihn gegen seine eigenen Unter-
 thanen zu schützen. Der Kháibar-Pass hat mit den
 mir bekannten Taurusübergängen und dem Bei-
 lan-Pass in Nordsyrien Aehnlichkeit. Der Fluss,
 der ihn durchzieht, ist nur einen Theil des Jahres
 hindurch wasserreich, jetzt wurde sein Bett mit
 Vorliebe als Strasse für die Kameele verwendet.
 Im Zickzack geht der Weg aufwärts, dann biegt
 er gegen Norden ab, vor einer riesigen, beinahe
 rosenfarbigen Felsenmauer. Die Berge kahl, auf
 den Spitzen nahe der Strasse präsentiren die
 Afridis das Gewehr, wenn wir vorbeireiten. Da
 oben liegt Ali Mazjíd, wie ein Kreuzfahrers-
 schloss vom blauen Himmel sich abhebend. Wir
 reiten den steilen Pfad hinauf, oben Blick auf

Wachtthürme, die auf die Festung herabschauen, leider nicht weiter landeinwärts, denn der Fluss macht gerade hier eine Krümmung. Karavane mit starkmähnigen, zweibuckeligen Kameelen ziehen vorüber, auch mit lasten- und sänftentragenden Pferden und Maulthieren, die Männer schöne hohe Gestalten, in Braun, Blau und Weiss gekleidet, sonderbarer Weise meist ohne Waffen. Wir umreiten die Festung von unten, geniessen die malerischen Blicke an dieser engsten Passstelle und kehren dann sehr ungern um, denn weiter hinein konnte gestern keine Escorte mehr bestellt werden, auch will ich die mir geliehene treffliche Stute nicht zu Schanden reiten.

Um 2 Uhr waren wir in Jamrúd zurück und frühstückten fröhlich in der Festung, dann wurden aus der angesammelten Menschenmenge Viele gezeichnet und photographirt, unter Andern ein Falkenträger, denn hier, wie in Algier, bildet die Falkenjagd einen Hauptsport der Einheimischen und der Officiere. Zwei Dörfer liegen neben Jamrúd, in denen vor wenigen Tagen Blut geflossen ist. Die Vendetta ist hier noch immer ein unausrottbares Institut, und wenig nur vermag die Regierung zu ihrer Milderung.

Blutrache.

27. Februar. — Mit Fischer in die Stadt Pesháwar, ihm den Rundblick vom alten Serai zu zeigen und Stoffe, Leder-, Silberwaaren, Waffen einzukaufen. Um 11 $\frac{1}{2}$ Bahnhof, Fischer fährt

nach Attock, den Indus zu malen, ich steige nach zwei Stunden in Naushara aus, wo mich eine Tonga erwartet, die mich gegen 4 Uhr in *Mardán*, im Norden der Ebene, absetzt. Ich fahre über eine Schiffbrücke bei Naushara über einen Fluss, der sich bei Attock in den Indus ergiesst. Je näher ich den Bergen komme, um so mehr fällt mir die Aehnlichkeit der Gegend mit Pamphylien auf, die mich schon gestern frappirte, als ich nach Jamrúd herabritt, wo der Weg dem von Termessus gegen Adalia zu gleicht. *Mardán* ist ein englisches Cantonment, ich bin an Capt. Deane empfohlen, den Administrator des Districts, der mir die umliegenden buddhistischen Ruinenstätten zeigen soll. Die meisten Civilbeamten hier sind ehemalige Officiere, gewiss eine sehr lobenswerthe Einrichtung an solchen Grenzorten, mit solcher Bevölkerung. In Deane's Veranda, in seinem Garten Statuen und Reliefs, die er in der Umgegend gefunden hat und an die Museen von Lahore, Calcutta, London verschiebt. Darunter ein mittelgrosser Buddha als Asket, ganz bis auf die Knochen abgemagert, eine treffliche Arbeit, das Gegenstück zu Donatello's Johannes in der Wüste.

Mardán.

Statue Buddha's
als Asket.

Ich werde beim Obersten des hier garnisonirenden Regiments der Guides einquartiert, der, eine brave Soldatenseele, als Jüngling den indischen Aufstand durchgeföchten und später

Messtafel der
Officiere.

den afghanischen Krieg mitgemacht hat. Er wohnt in einer Art Festung, vor 40 Jahren errichtet, als es hier noch nöthig war, sich hinter Gräben und Lehmmauern zu verschanzen. Die Officiere halten ihre Messtafel in einem trefflich eingerichteten Hause, wo weder die letzten Zeitungen, noch ein Billard fehlen. Schöne Statuen, Büsten, Reliefs aus den umliegenden Ruinenplätzen schmückten auch hier die Räume und wären jedenfalls im Museum von Lahore entsprechender untergebracht. Küche, Bedienung ausgezeichnet, man glaubt in einem eleganten Londoner Club zu sein.

Inschrift von
Shahbazgarhi.

Frische Pferde vor meine Tonga, und fort geht es nach Nordosten den Bergen zu nach dem Ort Shahbazgarhi, den ich um 6 Uhr knapp vor Sonnenuntergang erreiche. In der Nähe ist eine der in Felsen gehauenen Inschriften, mit denen König Asoka, Herrscher über ganz Nordindien, ungefähr 100 Jahre nach Alexander, wie mit Meilensteinen sein Reich übersät hat. Er war für den Buddhismus, was ein halbes Jahrtausend nach ihm Constantin für das Christenthum wurde, und die Inschriften enthalten in Palisprache abgefasste 14 Edicte mit Moral- und Religionsvorschriften. Sie predigen Enthaltung vom Tödten lebender Wesen, erzählen, wie auf allen Heerstrassen durch das ganze Reich für Menschen und Thiere Essen und Wasser an

gewissen Stationen bereit stehen, und mahnen eindringlich zur religiösen Toleranz. In Delhi und anderswo sind diese Edicte auf Säulen angebracht, hier und an sonstigen Orten, auch drüben über der Grenze, auf Felsen, die von den umliegenden durch gar nichts sich unterscheiden. Auf einem Bergabhang bei Shahbazgarhi mit weiter Aussicht liegt der grosse Inschriftstein, auf beiden Langseiten beschrieben. Er sieht aus, als müsste er heute noch den Berg hinabrollen. Eines der Edicte fehlt auf dem Stein und wurde von Capt. Deane vor Kurzem auf einem andern Felsen am Fusse des Berges entdeckt.

Die Menschen haben hier auffallend jüdischen Typus, tragen sich auch so schmutzig und halten sich nicht viel besser wie Juden. Sie behaupten der verlorne israelitische Stamm zu sein, der hierher verschlagen wurde. Als ich an einem der Dörfer vorüberkam, sah ich einen Mann, ein Bündel auf dem Rücken, offenbar von einer Reise heimkehrend, durch Umarmung ohne Kuss die ihm Entgegenkommenen begrüßen. Es war ganz feierlich biblisch, wie die Begegnungen auf Giotto's Fresken.

Nun aber, ehe wir weiter gehen, schadet es vielleicht nicht, uns über die geographische Lage von Pesháwar und Umgebung und indische Distanzen überhaupt ein wenig zu orientiren. Pe-

Jüdische Volkstypen.

Indische Geographie.

sháwar liegt nahezu unter dem 34. Grad nördlicher Breite, in gleicher Höhe mit Beirut in Syrien oder einem Punkte zwischen Tunis und Tripolis, weit über dem Wendekreis, der oberhalb Ahmedabad Indien durchschneidet. Colombo auf Ceylon liegt nahezu unter dem 6. Grade, also 28 Grade südlicher, mit dem Winkel des Golfes von Guinea in gleicher Höhe. Ich habe also, Indien von einem Ende zum andern durchziehend, einen Weg gemacht, wie durch die ganze Nordhälfte von Afrika oder, auf Europa übertragen, wie von der Südspitze Siciliens bis Drontheim in Norwegen. Nehmen wir Indien in seiner grössten Breite von der Indus- bis zur Gangesmündung, so erhalten wir ungefähr eine Entfernung wie von Paris bis Kiew, und da liegen noch weite Gebiete des indischen Reiches auf beiden Seiten, jenseits der genannten Endpunkte. Das Land der fünf Ströme allein ist annähernd so gross wie das Königreich Italien.

Takht-i-Bahi.

28. *Februar.* — Ausflug nach den Ruinen von Takht-i-Bahi auf einem vulcanischen Hügel wenige englische Meilen westlich von Mardán. Auch der Hügel von Shahbazgarhi und alle andern in der nächsten Umgebung sind vulcanischen Ursprungs. Capt. Deane kutschirt mich bis zum Fusse des Burgberges, $\frac{3}{4}$ Stunden lange hübsche Fahrt parallel mit dem oben erwähnten Fluss. 20 Minuten steilen Steigens,

dann schöner Blick vom Bergkamm nach der andern Seite mit den Ruinen im Vordergrund, der Ebene, den westlichen Randbergen. Wieder lebhaft Erinnerung an Pamphylien, besonders Syllion. Nun ein Stück hinab zur Betrachtung der Baureste. Es war eine ausgedehnte Stadt auf den Kanten, in den Schluchten des Berges steil über einander geschichtet. Treffliches Mauerwerk, wenn auch von kleinen Steinen. Wie die Bewohner sich Wasser verschafften, noch räthselhaft. Das Hauptgebäude, ein Vihara, aus mehreren Räumen bestehend. Noch viele Nischen erhalten, aus denen die Statuen entfernt wurden. Gothische Bogen an dem Vihara und andern Gebäuden. Das Ganze sehr zu architektonischen und landschaftlichen Aufnahmen reizend. Wann wurde die Stadt erbaut? Wir wissen es nicht, wohl ungefähr um die Zeit der Asokainschriften, also im dritten Jahrhundert vor Christo. Ich bringe einige Trümmer von Statuen und Reliefs mit, die ich vom Boden aufas. Am Wege, den Berg hinab, zeigte mir Deane eine kleine gelbe Blume, jede zweite Blüthe derselben mit fünf schwarzen Punkten, es ist die Lieblingsblume der Afghanen, die heilige Blume des Propheten, die fünf Punkte bedeuten die Spuren seiner Fingerspitzen.

1. März. — Ausflug nach Sikri und dem alten Dallila. Deane kutschirt mich wieder, dies

Mal eine Stunde nordwärts. Reitpferde warten auf uns in der Nähe eines Dorfes, hoch oben auf steilem Burgberg stehen die Ruinen von Jamalgiri. Nach einer halben Stunde scharfen Reitens kommen wir zu einer Felsenbucht von amphitheatralischer Form. Der Ort heisst Sikri bei den Eingebornen. Hier hat Deane die Reste mehrerer Vihara's entdeckt mit Statuen und Reliefs in Thon und Stein von allen Grössen. Eben sind Karren daran, eine neue Ladung wegzubringen. Capitelle mit ausgeartet korinthischen Formen liegen herum, Altarbasen aus Thon mit sitzenden kleinen Buddha's, von Elephanten und Löwen gestützt. Eine kleine Relieffigur Buddha's zeigt dieselbe segnende Bewegung, wie die Christi auf vielen italiänischen Bildern, unter andern auf dem Ghirlandaiofresco der sixtinischen Capelle.

Nun wieder zu Pferde längs der Felsen weiter, die wir umreiten, um in eine enge Schlucht einzubiegen, welche in gleicher Richtung läuft. Von hier nordwärts ist nun ununterbrochen Gebirg, und schon der nächste Bergkamm bedeutet die afghanische Grenze. Wir steigen von den Pferden und wandern zu Fusse weiter in die Schlucht. Ein alter Afghane, an einer Quelle sitzend, wird mir als Bild unvergesslich bleiben. Nun aufwärts zu den Ruinen von Dallila, der ehemaligen Hauptstadt des Vagama genannten Landes, die von griechischen Schriftstellern erwähnt wird.

Wilde Felsengegend, noch wilder als bei Ajanta, Ausblick über ein Stück der Ebene nach östlichen Bergen. Die Stadt war so herrlich gelegen, als ich nur je eine sah. Und drüben über der Grenze giebt es solche Städte die Menge, und es ist noch nichts Rechtes geschehen zu ihrer Erforschung. Was müsste es für eine Freude sein, in Afghanistan zu graben und Statuen und Reliefs aus dem Boden zu holen, auf welche die englische Regierung kein Recht hat. Denn mit den diesseits gefundenen geht es, der Theorie nach wenigstens, wie in Italien, Griechenland und der Türkei, sie sind im Princip alle Eigenthum der Regierung.

Nach meinen Begegnungen mit anglo-indischen Civilbeamten kann ich nicht anders als das Lob bestätigen, welches Hübner sämtlichen Verwaltungsbeamten des Reiches zollt. Es sind pflichttreue, gebildete, energische Menschen und ihrer Aufgabe gewachsen. Freilich, die tiefen Wunden, die Gladstone's Regierung durch den radicalen Vicekönig Lord Ripon der englischen Administration geschlagen, werden sehr spät, wenn überhaupt, heilen. Die lächerliche Anwendung von Selfgovernment und ähnlichen Schlagworten auf die hiesigen Volksstämme, das Hinsteuern auf ein indisches Parlament, das Losungswort »Indien den Indern«, lauter Floskeln, um daheim damit zu prunken und den schottischen kleinen

Anglo-indische
Civilbeamte.

Industriellen und Handwerkern, welche den Hauptanhang des »great old man« bilden, zu imponiren, haben ein tausendfaches Echo in der auch hier so zahlreichen Classe der Halbgebildeten unter den englisch erzogenen Eingebornen gefunden. Man hat Wind gesät und kann leicht Sturm ernten. Wieder ein Beispiel von der Gefährlichkeit allgemeiner Ideen, welche die Regierenden sich hüten sollten zu laut zu proclamiren. Falsch verstandene allgemeine Ideen haben Frankreich zu dem fortwährend mit neuen Explosionen drohenden politischen Vulcan gemacht, der es seit einem Jahrhundert ist, und haben in Oesterreich das Ihrige dazu beigetragen, den Nationalitätenhader theilweise bis zum Wahwitz zu schüren. Ein Inder, der die Wahl hat, von einem Engländer oder von einem Einheimischen sich Recht sprechen zu lassen, wird immer den englischen Richter vorziehen, weil er von dessen Unbestechlichkeit überzeugt ist und weiss, dass sein Stammesgenosse so bestechlich ist, wie er selber als Richter es wäre. Es giebt Völker, die als Gehorchende Vortreffliches leisten, aber nicht zur Selbstregierung geschaffen sind, welche, auf sie angewendet, nichts anderes bedeutet, als die Auslieferung der ungeheuren Mehrzahl des Volkes an die Willkür und den Eigennutz einer kleinen Gruppe von Mächtigen.

2. März. — Ich hatte die Nacht im Dak-Bangalo von Naushara zugebracht, wo der Vormittag mit Briefschreiben vergieng. Um 1½ nachmittags Abreise nach Lahore, wohin mich mein Bahnzug am 3. morgens brachte.

3. bis 7. März, Lahore. — Eine Ruhepause in dem recht erträglichen Hôtel, das von einem Landsmann, einem Dalmatiner, gehalten wird, um diese Zeilen zu Papier, in meine Notizen Ordnung zu bringen und mich ein wenig auf den leider letzten Abschnitt meiner Indienfahrt vorzubereiten. Dazwischen Studium des Museums, sehr anregender Verkehr mit Kipling und Besichtigung von Lahore und Umgebung.

Die Stadt liegt in einer weiten Ebene, ein Lahore.
 »Monte Testaccio«, ein wirklicher Scherbenberg, in ihrer unmittelbaren Nähe ist die einzige Erhöhung, von der man sie betrachten kann. Auf der Festung ein Palast, in seiner Anlage allen Palästen in Indien ähnlich, mit feinen Details in Malereien und eingelegten Steinen. Einige schöne Sandsteinloggien, wohl Ueberreste eines von Akbar herrührenden älteren Baues, mit Elephanten und Löwen als Dachstützen und Friesen mit Vögeln und Blumen, wie sie bei Sansovino oder Giovanni da Nola nicht schöner vorkommen. An der Aussenmauer Mosaikbilder aus glasierten Thonstücken, Elephanten, Pferde, Kameele, alle mit Reitern, und gazellen-

jagende Löwen. Schön eine grosse Moschee mit vier Minarets, weitem Hof, zwei Façaden, Alles mit ähnlichem bunten Mosaik bedeckt. Die Moschee ohne Tiefe, als wäre der Hof der eigentliche Betraum. Jehangirs, des Sohnes des grossen Akbar, Grab über dem Fluss drüben, ein riesiger Bau mit vier Eckthürmen in einem Garten, daneben die Reste eines Serais, auf der andern Stadtseite ein Grab neben dem andern, meist mit Portalen, Alles mehr oder minder gute Erzeugnisse später mohamedanischer Kunst. Der berühmte Garten Shalinar, von Shah Jehan angelegt. Ein Wäldchen schöner Mangobäume, von vier Canälen durchschnitten, welche in der Mitte in einen quadratischen Teich münden. Pavillons und Eckthürme. Als wir eben hinein wollen, erblicken wir eine davor campirende Karavane, hunderte von Männern und Weibern mit Zelten, Kameelen, Fahnen, Musik. Es sind Wallfahrer, die nach Multan am mittleren Indus ziehen. Herrliche Typen.

Altes
Stadtviertel.

Das Merkwürdigste in Lahore sind die Strassen des alten Stadtviertels. So schönes Holzwerk an Fenstern, Erkern, Gittern, Balkons habe ich noch in keiner andern mohamedanischen Stadt gesehen, dazu das unregelmässige Durcheinander der Stockwerke und winkligen Gässchen. Auch einzelne Privathäuser sind an und für sich als Bauanlage von Interesse. Sehr merkwürdig ein

hiesiges College für orientalische Sprachen, welches von einem jungen Doctor Stein, einem Oesterreicher, geleitet wird. Alles, sogar die hässliche Gothik des Gebäudes ist den Colleges der englischen Universitätsstädte abgeguckt, und in den Zimmern und Sälen sitzen oft zwei oder drei einheimische Lehrer im Turban und halten kleinen Gruppen brauner beturbanter Schüler Vorträge. Wie in England, wird nur in den Colleges gelehrt und werden von der Universität als solcher nur die Prüfungen abgehalten. Beim Anblick dieser Hörer westlicher Weisheit, durch ein orientalisches Medium filtrirt, fielen mir die dunkelhäutigen Kunstjünger in der School of Arts in Bombay ein, wie sie mit rührendem Eifer Gipsabgüsse des Laokoon und der Venus von Milo abzeichneten. Ich fürchte sehr, die Engländer und der brave Dr. Stein werden ihre Schüler nur wie Papageien oder Affen abrichten, aber nimmermehr sie bilden können. Dies zu erreichen, müsste etwas unsern Schulen nicht Gleiches, aber Analoges, auf orientalischen Voraussetzungen Aufgebautes gefunden werden.

So etwas von Zähmheit von Thieren wie in Indien sieht man sonst nirgends. In Pesháwar Cantonment, in Naushara und hier laufen Geier verschiedener Gattungen ganz gemüthlich auf der Strasse herum wie Hühner und lassen sich kaum durch die Wagen stören. Auch mit Hausgeflügel beobachtete ich Raubvögel auf bestem Fusse lebend.

College
für orientalische
Sprachen.

Zähmheit der
Thiere.

Amritsar. 8. März. — 10¹/₂ vormittag von Lahore abge-
 reist, 12³/₄ in Amritsar, ebenfalls einer Stadt von
 über 100.000 Bewohnern. Schon auf dem Bahnhof
 ward ich von Händlern belagert, denn hier leben
 viele kunstreiche Arbeiter aus Kashmir, und der
 Handel mit Erzeugnissen, deren Muster von dort
 herrühren, wird sehr schwungvoll betrieben. Un-
 terwegs nach der Stadt beschimpfen und raufen
 sich zwei Shawlverkäufer auf dem hintern Trittbrett
 meines Wagens. Mehr als Lahore, das als
 Provinzhauptstadt schneller die Spuren der
 näheren Vergangenheit verwischt hat, trägt Am-
 ritzar noch den Stempel des Regiments der
 Die Sikhs. Sikhs, die, ursprünglich eine religiöse Secte,
 im vorigen Jahrhundert im Panjab ein König-
 reich aufrichteten, dem, ich glaube 1849, von
 den Engländern ein Ende gemacht wurde. Ein
 ganz mit Goldblech beschlagener kleiner, zier-
 Der goldene Tempel. licher Tempel, innen reich bemalt und vergoldet,
 mitten in einem Teich, über den ein marmorner
 Damm führt, ist die Hauptmerkwürdigkeit der
 Stadt. Er ist kaum älter als 100 Jahre und
 nicht etwa irgend einem Hindugott geweiht,
 denn die Sikhs haben sich die Zweifel des Sévère
 aus Polyeuete zu Eigen gemacht, denken von den
 indischen Göttern, »qu'il y en a beaucoup pour
 être de vrais dieux,« und beten nur einen Gott
 als Weltschöpfer an, der hier durch Blumenspen-
 den, Musik und näselnde Cantilenen verehrt wird.

Ein ehrwürdiges heiliges Buch wird im Tempel aufbewahrt. Nicht weit davon, wieder an einem Teich, der Baba Atal, ein thurmartiges Gebäude, das einen schmälern zweiten Thurm trägt, innen das Grab eines Helden der Sikhs. Zwei Minarets stehen in der Nähe, welche wohl früher zu einer Moschee gehört haben werden, obwohl dies für mich nicht festzustellen war. Von der Höhe des einen schöner Blick auf Stadt, Tempel und Ebene. In den Strassen fallen die Feigenbäume auf, die überall aus dem Mauerwerk hervorstechen und wohl mit der Zeit die Häuser zerstören müssen, und das Holzschnitzwerk an den Fenstern, etwas verschieden von dem in Lahore. Wie dort gehen hier die Mohamedanerinnen in ganz weissen Ueberwürfen, in welche bloß für die Augen kleine Gitterfenster gesteckt sind. Merkwürdige Kopfbedeckungen der früheren Krieger der Sikhs, welchen man oft als Kastenabzeichen auch bei jungen Männern begegnet. Ein schmaler, meist gelber, hinten hoch ziemlich spitz zulaufender Turban. Massen verschiedener zierlicher Eisenketten und zwei eiserne schmale Reifen mit der Schärfe gegen den Turban, also wie Heiligenscheine, dann eine Art Krone kleiner eiserner Fünfecke. Das Ganze ein Anklang an persische Formen. Auch einem Triumphzug bin ich in Amritsar begegnet. Musik, Geschrei, mit gemachten Blumen geschmückte Stäbe um

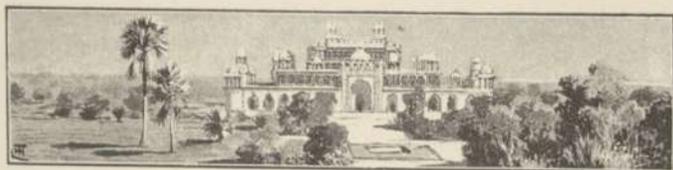
Trachten.

Ringer.

das Haupt eines im Wagen sitzenden Kahlkopfes geschwungen. Er war ein Ringer und hatte eben über seinen berühmten Rivalen aus Lahore, der schmachvoll in seine Stadt zurückfuhr, den Sieg davongetragen. Der Jubel der Localpatrioten war ohne Grenzen, mehr Lärm kann auch einen Olympischen Sieger nicht umbraust haben. In einer grossartigen Teppichfabrik, welche ein Engländer leitet, sind die Muster alle alt und geschmackvoll, die Arbeit sehr gediegen. Um $7\frac{3}{4}$ abends bestieg ich einen Eisenbahnzug, der mich nach beinahe 19stündiger Fahrt am 9. um $2\frac{1}{2}$ nachmittags nach Delhi brachte, dessen Wahrzeichen, die grosse Moschee, aus weiter Ferne schon dem Reisenden sichtbar ist.



Indische Tänzerin.



Akbar's Mausoleum in Sikandra.

III. INDISCHE NORDWESTLICHE UND CENTRALPROVINZEN, BENGALLEN.

9. bis 11. März, *Delhi*. — Es ist das Rom Delhi.
Indiens. In diesem, vielleicht von den meisten
und grausamsten Kriegen, die je und irgendwo
Menschen gegen einander geführt haben, heim-
gesuchten Lande ist kein Boden so mit Blut
getränkt als der, auf dem nacheinander die
sieben Städte sich erhoben, meist Herrscherresi-
denzen, deren Ueberreste auf einer Fläche von
45 englischen Quadratmeilen das moderne Delhi
umgeben. Anderthalb Stunden fährt man, ganz
wie in der römischen Campagna, zwischen Ruinen
von Gräbern hindurch in südwestlicher Richtung
nach Kutab. Hier steht ein eiserner, etwas über
20 Fuss hoher Pfeiler aus dem fünften Jahr-
hundert nach Christo, eine Siegessäule der
Inder, als Erinnerung eines glücklichen Krieges
gegen westliche Völker, die über den Indus ge-
kommen waren, errichtet, und ein merkwürdiges
Zeugnis für ihre Fertigkeit in Behandlung der

Metalle. Ganz nahe davon finden wir das grosse Minar, über 200 Fuss hoch, als Siegessäule der Mohamedaner, also eines solchen westlichen Volkes, 800 Jahre später aufgebaut. Auf der Ridge (Berglehne), dem Monte Mario von Delhi, von wo man die Gegend am besten übersieht, steht neben dem Monument für die hier während des grossen Aufstandes gefallenen Engländer eine der Säulen, die König Asokas menschen- und thierfreundliche Edicte eingegraben tragen. Nur am Tiber begegnen wir neben- und übereinander Zeugen so widersprechender und einander bekämpfender Bestrebungen. Eine zweite Asokasäule ragt aus einem Haufen mohamedanischer Trümmer nahe am Ufer der Jumna empor, ein Rottmannisches Landschaftsbild. Die Jumna, die an Delhi und Agra vorbeifliesst, bei Allahabad sich in den Ganges ergiesst, ist historisch fast so wichtig wie dieser selbst. Das Land zwischen Ganges und Jumna ist das hochgerühmte Mittelland, der Madhya Desha. Hier bei Delhi ist die Jumna ein träger Fluss von gelber Farbe, in mehrere Arme getheilt, kaum von der Stärke des Arno noch oberhalb Florenz.

Die Jumna.

Moschee in
Kutab.

Ausser dem grossen Minar ist in Kutab das Hauptdenkmal eine Moschee, Anfang des 13. Jahrhunderts, wenige Jahre vor der alten Moschee in Ajmere errichtet. Wie bei jener ist

eine Reihe herrlicher mohamedanischer Bogen um die Säulen eines Jainatempels aufgeführt worden, und von beiden ist ungefähr gleichviel erhalten. Stehen die Inschriften, die im Relief um die Bogen laufen, an Pracht und Feinheit der Ausführung denen in Ajmere nach, so sind hingegen die Tempelsäulen hier noch kunstvoller als dort. Alle Menschen- und Thiergeichter haben die bilderstürmenden Eroberer von den Ornamenten weggeschlagen, aber es ist genug erhalten, um constatiren zu können, dass diese mit den besten italiänischen Cinquecento-Ornamenten den Vergleich aushalten. In Ajanta giotteske Fresken 1000 Jahre vor Giotto, hier ein Jaina-Sansovino wenigstens 300 Jahre vor dem italiänischen. Eine der alten Städte um Delhi, halbwegs nach Kutab, ist Indrapat. Aus dem Mahábhárata wollen Manche beweisen, dass 1500 Jahre vor Christo bereits eine Stadt dieses Namens an dieser Stelle sich erhob. Nun stehen hier mächtige Mauern aus mohamedanischer Zeit zum grossen Theile noch aufrecht mit schönen malerischen Thoren, dahinter liegt aber nur ein elendes Dorf, aus dem als letzte Zeugin einstiger Herrlichkeit eine Moschee hervorragt, die schönste noch erhaltene, die ich in Indien sah. Sie datirt aus den Anfängen der mongolischen Herrschaft, kurz vor Akbar. Die Façade, die künstlichen Stalaktiten

unter den drei Kuppeln, die Art, wie das Herauf-
ragen der Bogen unter die Seitenkuppeln glück-
lich gelöst ist, sind architektonische Leistungen
ersten Ranges. Wie die meisten Moscheen hier
zu Lande hat der Bau keine Tiefe, die Masse
der Gläubigen stand im Hofraum vor den Kup-
peln, nicht unter denselben.

Grosse Moschee
von Delhi.

Auch die berühmte grosse Moschee im neuen
Delhi, hochaufragend gleich der Peterskirche
und vom baulustigsten Mongolenherrscher, Shah
Jehan, zu derselben Zeit errichtet, da jene voll-
endet wurde, ist nur ein Façadenbau mit grossem,
von Bogen und Thoren eingefasstem Hof davor.
Mehr Eindruck als dieses berühmte Bauwerk hat
auf mich gemacht, was von Shah Jehan's Pa-
last in der Festung, die eine Stadt für sich bil-
det, wie in Lahore, noch übrig ist. Schönere
ingelegte Steinarbeit habe ich noch nicht ge-
sehen als dort, aber noch prächtiger ist die De-
coration einiger Räume mit weissen Marmor-
wänden, auf welche Blumen in bunten Farben
mit reichem Goldaufsatz gemalt sind.

Palast auf der
Festung.

Sehr angenehmes Diner am 10. bei Colonel
Hanna, der eine grosse Sammlung indischer und
persischer Malereien besitzt. Porträts von Mon-
golenkaisern, so fein gezeichnet wie nur Dürer
gezeichnet hat; sehr merkwürdig Scenen aus
den Evangelien und eine Erscheinung der Ma-
donna, nach Hanna's Meinung unter Akbar's

Indische Bilder
mit christlichen
Sujets.

Einfluss entstanden. Akbar ist der Kaiser Friedrich II. des Ostens und coquettirte mit dem Christenthum in ähnlicher Weise, wie jener mit dem Islam. Die jetzige Stadt Delhi ist staubig und ohne besonderen Charakter, weder mit Jáipur noch Lahore, nicht einmal mit Ajmere kann sie entfernt den Vergleich vertragen. Händler, Gaukler, Tänzerinnen mit ihrem Gefolge von Musikanten sind hier so lästig wie die Fliegen, welche in Delhi und an andern Orten Indiens eine wahre Landplage ausmachen. Ein Schmuck der Stadt ist Victoriagarden, ein schöner Park, darin das Museum mit einigen buddhistischen Statuen aus dem Panjab. Eine lebensgrosse weibliche Figur (eine Seltenheit in dieser Kunstepoche) erinnert in der Haltung des Nackens an die Karyatiden vom Erechtheion. Recht unterhaltend ein Jahrmarkt mit Feuerwerk, Volk in bunten Trachten, lärmender Musik auf einer grossen Wiese, eher Wüste, vor der Stadt. Die sonderbarsten Ochsenwagen, aufgeputzte Pferde wie das, welches ich in Jáipur zeichnete, landesübliche billige Gegenstände in den Buden.

Museum.

12. März. — Um 7 Uhr früh verliess mein Zug Delhi und erreichte um Mittag die Station Hatras. Hier 2½ Stunden Aufenthalt und dann weiter auf senkrecht die Hauptlinie nach Agra schneidender Zweigbahn nach Muttra. Selbst

für Indien auffallendes Gedränge, ich habe braune Männer und Weiber auf der Plattform meines Waggons sitzen. 5 Uhr Muttra. Hier die Confusion ungeheuer. Schreien, Stossen, Remmen bündeltragender Eingeborner. Krishna-feste in Bindraban in der Nähe erklären den Andrang. Eine englische Meile vom Bahnhof der Dak-Bangalo, ganz zwischen Feldern, ich kann mich auf einem galizischen Pachthof denken.

Dak-Bangalos.

So schlecht die meisten Hôtels in Indien sind, so gut ist man fast durchwegs in diesen Fremdenherbergen untergebracht, welche demselben Bedürfnis entsprungen sind wie die, freilich viel weitläufiger gebauten Chane, welche mohamedanische Herrscher in früheren Zeiten unterhielten und mit deren Ruinen Kleinasien und Syrien übersät sind. Man zahlt sehr wenig der Regierung für reinliche Wohnung, der Wirth sorgt für in der Regel ganz gesundes und schmackhaftes Essen, die einzige Schattenseite ist, dass man an die Luft gesetzt wird, wenn später Ankommende das Zimmer brauchen, nur 24 Stunden hat man ein Recht zu bleiben. Da ich ohnedies kaum irgendwo länger mich aufhielt, hatte die Vorschrift für mich keinen Nachtheil.

Muttra.

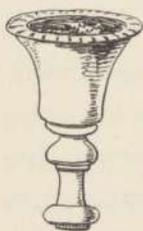
Dreiviertel Stunden fuhr ich, kaum angelangt, in die Stadt Muttra an der Jumna, den Geburtsort Krishna's, dieser populärsten Incarnation

Vishnu's, welcher gegenüber sogar Rama eine untergeordnete Rolle spielt. Mitten zwischen den beiden Residenzen der Mongolenkaiser, Delhi und Agra, ist Muttra, das Mekka der Hindus, vielleicht mit Benares, die wichtigste reine Hindustadt. Fremd nimmt sich hier die grosse Moschee aus unter allen diesen Tempeln, kleinen Heiligthümern, mit Farbe beschmierten oder in der heiligen Jumna badenden Menschen. Hier muss ich einen Satz meines letzten Berichtes verbessern, der die Jumna betrifft, deren Breite ich bei Delhi nicht gut bemessen konnte und unterschätzte. Sie ist schon dort viel breiter als der Arno vor Florenz, wie ich mich heute früh, als ich darüberfuhr, von der Eisenbahnbrücke aus überzeugt habe. Ach, ich sage es ja immer, nichts oberflächlicher als ein Reisender! Hier bei Muttra ist die Jumna so breit wie der Rhein bei Mainz. An den flachen Ufern Tausende von Affen, die sich ebenso hier zu Hause fühlen, wie ihre Vettern, die Menschen, deren sonderbares Gebahren bei ihren Festen sie vielleicht mit den Gefühlen des Pharisäers im Evangelium erfüllt: »Herr Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin, wie diese.« Im Wasser zwischen den Badenden Tausende von Schildkröten aller Grössen, man wirft ihnen Futter und sie bilden an einander gedrängt ansehnliche Inseln im Fluss.

Affen und Schildkröten.

Bindraban. *Mittwoch 13. März.* — 8 Uhr früh im Wagen nach dem $1\frac{1}{2}$ Stunden nördlich, auch an der Jumna gelegenen Bindraban, den Indern besonders theuer als der Schauplatz der muthwilligen Scherze des jungen Krishna mit den Hirtenmädchen, denen er ihre Kleider stahl, wenn sie im Flusse badeten. Am Eingang der Stadt ein weiss beschmierter frommer Bettler, den ich zeichne, der abgemagerteste, der mir noch vorgekommen. Andächtige werfen sich vor ihm mit der Stirn auf den Boden und geben ihm ein Geldstück, er hält zwischen

Heiliger Bettler.



seinen Händen die kurze landestübliche Pfeife und bläst weltverachtend und selbstvergessen in die Höhlung, welche durch das Falten der Hände entsteht. Ideale Modelle, diese Bettler, so ruhig zu sitzen bringt sonst niemand zu Stande. Drei schöne

Govinda-Deva-
Tempel.

Tempel aus rothem Sandstein, bis auf den grössten davon jetzt ausser Gebrauch, besuchte ich hier. Sie sind, sämmtlich mehr als 200 Jahre alt, mit Reliefs von Thieren und Thierornamenten, prächtigen Fenstern, Consolen, Umrahmungen geschmückt. Der umfangreichste ist der Govinda-Deva-Tempel, einer der schönsten Indiens, ein Werk des toleranten Kaisers Akbar, von seinem fanatischen Urenkel Aurangzebe theilweise wieder abgetragen. Er hat voll-

kommen die Form eines griechischen Kreuzes und edle und reine Verhältnisse. An der Stelle der abscheulichen vier mit Gold- und Silberpapier behängten Fratzen, die aus dem rückwärtigen Theil hervorlugen (irgend eine Vishnu-Incarnation und damit zusammenhängende Götter), würde man eher in solehem Raum eine buddhistische Dagoba oder einen katholischen Altar vermuthen. Etwas vom Geiste der Duldsamkeit des Erbauers scheint übrigens an dem Bauwerke hängen geblieben zu sein, denn ich durfte, was mir noch nirgends gestattet worden war, bis ganz nahe vor die Götzen hintreten.

In geringer Entfernung ist nach dem Muster der Tempel im Süden, von einem Privatmann, ein riesiger, Krishna zu Ehren, errichtet worden. Sein Bezirk sowie die ganze Stadt widerhallt eben heute vom Toben und Schreien Krishna's Namen ausrufender Pilger. Alle tragen das Vishnuzeichen, die senkrechten Striche an der Stirn, manche auch auf Schultern und Brust, die meisten haben Gesicht, Hände und Kleider überdies mit rother und gelber Farbe beschmiert, der »Festzeit« zu Ehren. Auch ein Elephant, der vermuthlich bei einer Procession verwendet wurde, wandelt glockenbehängt feierlich durch die Strassen.

Krishnapilger.

Nach Muttra zurückgekehrt, besuchte ich das Museum, einen schönen kleinen Bau im

Museum von
Muttra.

Hindustil, weit von jeder menschlichen Wohnung, in der Gegend des Dak-Bangalo. Es enthält wichtige Sculpturen aus buddhistischen Klöstern, die in der Nähe sich erhoben und von denen sonst nichts mehr übrig ist. Denn Muttra ist, ehe es der Lieblingswallfahrtsort des modernen Hinduthums wurde, einer der Vororte des Buddhismus gewesen. Vermuthlich haben die Brahmanen mit Absicht den Cultus Buddhas durch den eines, jenem in Manchem ähnlichen Helden ersetzt, um von der früheren Popularität des Ortes profitiren zu können. Das Hauptstück des Museums ist eine schöne Buddhastatue, lebensgross mit riesigem, reich verziertem Heiligenschein. Ich halte sie entschieden für viel später, als die Sculpturen aus der Gegend von Pesháwar. Als ich am Nachmittag die Plätze besichtigte, wo die Klöster gestanden haben sollten, machte mich mein Diener auf einen colossalen Kopf aufmerksam, der unter einem Baume lag. Die vor dem nahen Gefangenhause wachhaltenden Soldaten stellten ihn mir zum Zeichnen zurecht, bald kam auch der braune Gefangenaufseher, ein Babù (des Schreibens kundiger, englisch erzogener Inder), und auf seine Auskunft, dass der Kopf niemandem gehöre, erklärte ich, ihn mit mir zu nehmen, um ihn vor weiterem bösen Schicksal zu schützen. Die braven Krieger hoben mir ihn, sowie noch

einen zweiten, schlechter erhaltenen in den Wagen, und ich fuhr mit meiner Beute davon. Beide Köpfe sind aus dem mir seit Jodhpur so lieb gewordenen Sandstein, der, wenn auch härter als der Schiefer bei Pesháwar, leider ein nicht viel besseres, zu weiches Material ist. Der weniger verstümmelte von den Köpfen ist wegen seiner Frisur sehr merkwürdig, die mich zweifeln lässt, ob er zu einer Buddhastatue gehörte.

14. bis 16. März, Agra und Umgebungen. — Am 14. um 8 Uhr morgens langte ich in Agra mit dem Zuge an, der 4 Stunden früher Muttra verlassen hatte.

Ein sehr weitläufig angelegtes Cantonment Agra. mit schlechten Hôtels und zahlreichen Verkaufsläden, besonders solchen von eingelegten Steinarbeiten, eine uninteressante Stadt der Eingebornen, ein Fort, abgesondert wie das in Delhi, an dem wie an jenem die Jumna vorbeifliesst, und weiterhin an ihren Ufern herrliche Grabbauten, vor allem der gefeierte Táj — das ist Agra. Wie um Lahore, wie um Delhi keine Berge, nicht einmal am Horizont, und nur wenige Erhöhungen, die Monotonie der Ebene unterbrechend.

Diese Ebene mit ihren Feldern und Baumgruppen hat nichts von der Grösse der Wüste oder Steppe, sie ist einfach langweilig, und doch steht im Palast Shah Jehan's im Fort von Delhi an einer der Marmorwände ein persischer

Vers: »Wenn es ein Paradies auf Erden giebt, so ist es hier.« Dies erinnert an die berühmte Inschrift in jener Villa eines freigeisterischen Bischofs bei Tarent mit auch sehr alltäglicher Aussicht: »Si Adam hic peccasset, Deus ignovisset«, oder an die Lobpreisungen Heinrichs des Zweiten von Frankreich über die Lage von Chenonceaux an der Loire, die mir keineswegs gerechtfertigt schienen. So wahr ist der Ausspruch eines Malers: »Un paysage est un état de l'âme,« und nicht blos im Sinne des Künstlers, der seine Gemüthsstimmung in die geschaute Landschaft hineinlegt und im Bilde wiedergiebt, auch im Sinne des von seinem Wohnplatz aus die Gegend Beschauenden, dem sie im Laufe der Zeit mit seinen Wünschen, Hoffnungen, Erinnerungen in Eins verwächst.

Die Bauten
Akbars.

Hatte ich in Lahore und Delhi vereinzelte Bauten Akbar's gesehen, so konnte ich hier nun Denkmäler seiner Bauthätigkeit aus allen Epochen seines Lebens bewundern. Am Fort rührt der interessante rothe Palast von ihm her, Fatehpur Sikri, seine Lieblingsresidenz, 3 Fahrstunden von hier, ist ganz von ihm erbaut, und in Sikandra, wohin man in einer halben Stunde zu Wagen gelangt, erhebt sich sein Mausoleum. Was er als die Aufgabe seines Lebens ansah, Verschmelzung der Eroberer und der Besiegten in ein Volk, Verbindung des mohamedanischen mit dem hindu-

stanischen Element, finden wir in genialer Weise in seinen Bauten ausgedrückt. Auch hierin gleicht er Friedrich dem Zweiten von Hohenstaufen, der nicht nur der erste Bauherr, auch der erste Architekt seiner Zeit genannt werden kann. Das ist lebendige Baukunst, in der das Streben eines Volkes oder eines Einzelnen, der gross genug ist, in sich selbst solches Streben zu verkörpern, sich ausdrückt, wie die verschiedenen Seeleneinstimmungen in der Musik sich ausdrücken. Dabei kommt es keineswegs auf Originalität der einzelnen Motive eines Gebäudes an. Wie überhaupt im geistigen Leben, so gilt vor Allem in den Künsten, den redenden sowohl als den bildenden, Molière's Wort: »Je prends mon bien, où je le trouve.« Auch in der Architektur ist das Neue, Lebendige stets aus anderswo hergenommenen Formen zusammengesetzt, man denke an die Renaissance, an die englische Profangothik, an die herrlichen Werke des Fischer von Erlach und seiner Nachfolger in und bei Wien, aber diese wo anders hergeholten Motive werden sich beim echten Baukunstwerk zu einem neuen Ganzen vereinigen, das als solches der Ausdruck des Fühlens und Denkens der Zeit und des Ortes ist, wo es entstand, und damit hängt zusammen, dass ein solcher Bau auch immer seine Bestimmung deutlich zu erkennen giebt und immer zweckmässig ist. Die Schön-

heit beim wahren Kunstwerk wie beim Naturproduct ist nichts, als die nach aussen sich darstellende Zweckmässigkeit. Die lächerliche Unterscheidung zwischen den rein künstlerischen und den praktischen Qualitäten eines Baues, wie sie uns erst jüngst in Wien in einem eclatanten Fall aufgetischt wurde, ist nur eine jämmerliche Ausrede künstlerischen Unvermögens. Ein Bauwerk, das seinem Zweck nicht entspricht, ist immer das Werk eines Pfuschers, und mag es mit noch so viel Prunk überladen sein und mögen Millionen dabei verschwendet worden sein, die anders besser zu verwenden gewesen wären. Was mich bei Akbar's Bauten nun so ergriff, war, dass sie bis in das letzte Pfeilerornament, bis in die unscheinbarste Console aus einem Guss sind und den Stempel eines weitumfassenden, kühnen, prachtliebenden, wahrhaft königlichen Geistes an sich tragen.

Seine Nachfolger haben seine Herrscherbestrebungen nicht verstanden und nicht fortgesetzt. Noch ein, zwei Kaiser, die in seinem Sinn regiert hätten, und das grosse Reich wäre für viele Jahrhunderte aufrecht gestanden; so begann schon nach wenigen Generationen der Verfall, und seine Dynastie war kurzlebig wie alle orientalischen Dynastien. Treu drücken auch hier wieder die Bauwerke den Geist ihrer Bauherren aus. Auch die gefeiertsten Denkmäler, welche sein

Enkel Shah Jehan aufführen liess, sind blos schöne Exemplare mohamedanischen Stiles, die wenig oder nichts an sich tragen, das den Boden erkennen lässt, auf dem sie stehen. Wir würden ihnen ohne viel Erstaunen in Aegypten oder am Bosphorus oder in Andalusien begegnen, Akbar's Bauten konnten nur am Ufer der Jumna wachsen, wie die Bäume mit weiss und röthlich violetten Blüthen, die ich in der Umgegend von Agra zuerst bemerkte.

Fatehpur Sikri, auf einem ansehnlichen Hügel gelegen, mit Mauern umgeben, mit Thoren, die den Blick in die Ebene schweifen lassen, ist ein Traum, ein Gedicht, eine Wunderstadt. Nur von einzelnen kleinen italiänischen Städten, San Gemignano z. B., habe ich einen ähnlichen Eindruck empfangen. Das schönste mohamedanische Prachtthor, von Riesendimensionen, und doch wie harmonisch! führt in den viereckigen Hof der grossen Moschee. Ein Kreuzgang um den Hof, darin zwei grosse Grabbauten, viele kleine Gräber. Stimmung vom Campo Santo von Pisa. Die eine der Grabbauten, die für Sheik Selim Chisti, ist der Niketempel des Akbarischen Stiles, in weissem Marmor sich von dem warmen rothen Sandstein aller andern Bauten abhebend, mit Marmorgittern, den schönsten, die ich sah, alle, auch die am Táj, weit überrtreffend, mit köstlichen ornamentalen Malereien

Fatehpur Sikri.

auf dem Stein, einem Baldachin von Perlmutter, einem Wunder der Kleinkunst über dem Grabe. Die Moschee und der Hof sollen ihre Vorbilder in Mekka haben; das kann sich jedoch nur auf den Plan im Allgemeinen beziehen, in jedem Detail finden wir originale, autochthone Kunst. Die Moschee ist von ansehnlicher Tiefe, also kein blosser Decorationsbau, wie die von Shah Jehan in Delhi errichtete, die Pfeiler wundervoll mit Relieffornamenten, Kuppeln und Vorhalle mit Malerei geschmückt. Sonst kein grosses Bauwerk hier, auch der Divan i Khás, die Audienzhalle, klein, durch den Pfeiler in der Mitte merkwürdig, der des Königs Thron trug und von dem vier Brücken nach den vier Eckbalconen führen, wo die Minister sassen. Häuser für Akbars Lieblingsfrauen, eine Hindustanin, eine Christin und die Rumi Sultana aus Constantinopel, für seine Minister, für seine Aemter, nie eines gleich dem andern, alle individuell charakterisirt.

Mausoleum von
Sikandra.

Das Mausoleum von Sikandra, wo Akbar begraben liegt, ist ein hervorragendes Beispiel jener von weiten Gärten umgebenen Paläste, wie sie mohamedanische Herrscher oder Mächtige hier zu Lande errichten liessen, um zu Lebzeiten frohe Feste darin zu feiern und nach ihrem Tode sich dort begraben zu lassen, eine eigenthümliche, aber poetischer Empfindung nicht entbehrende Sitte. Hohe Mauern umfassen den

Bezirk, in welchen man durch grosse Portale gelangt. Zu ebener Erde des Mausoleums oder unterirdisch ist das wirkliche Grabgemach, wo der Erbauer, auch wohl eine Lieblingsfrau oder ein Lieblingskind ruhen, daneben zahlreiche kleinere Grabkammern für die übrige Familie. Darüber unter hoher Kuppel das Paradegrab, ein Sarkophag, demjenigen, in welchem die Gebeine ruhen, vollkommen gleich gebildet. Nebenkuppeln, kleine Pavillons, Minarets.

In Sikandra fehlt die Hauptkuppel, da das Mausoleum unvollendet blieb. Pyramidenartig verkleinern sich die Stockwerke des Daches nach oben, die Terrassen stets mit runden oder viereckigen Pavillons geschmückt, über denen sich Kuppeln aus glasierten Ziegeln wölben, erst im vierten Stockwerk der Hauptraum mit dem leeren Sarkophag unter freiem Himmel. Von dieser luftigen Stadt von Terrassen und Pavillons schweift der Blick über die Ebene hin, welche die Jumna durchströmt, und ich musste an das Dach des Schlosses von Chambord mit seinen Thürmen und Rauchfängen denken. Ueberhaupt hat die Jumna durch die vielen Herrschersitze, die sich um sie erheben, mit der Loire entschiedene Aehnlichkeit, auch die Ufer beider Ströme erinnern merkwürdig an einander. Fischer hat eine Ansicht einer Dachseite mit der Aussicht auf den Fluss gemalt, die meinen Freunden begreiflich

machen wird, warum ich mich von diesem Fleck schwer trennen konnte. Der Paradesaal, so wie er ist, mit dem Himmel als Wölbung darüber, wirkt des grossen Todten nicht unwürdig.

Die Bauten Jehangirs.

Akbar's Sohn Jehangir hat im Vergleich zur architektonischen Thätigkeit seines Vaters und seines Sohnes, Shah Jehan, nur wenige Bauten errichtet. Im Fort von Agra verschwindet, was von ihm herrührt, neben dem, was sein Vorgänger und sein Nachfolger hinterlassen haben, und das sehr merkwürdige Grabmal jenseits der Jumna, welches aus seiner Zeit stammt, hat nicht er, sondern seine Gemahlin erbauen lassen. Es ist das Mausoleum des Ghiyas Beg, eines Persers, der Jehangir's Schatzmeister wurde. Jehangir heirathete dessen Tochter Nurjahan und Shah Jehan die Tochter seines Sohnes, die schöne Mumtáz Mahal, für deren irdische Reste der Táj erbaut wurde. Das Grabmal des Ghiyas Beg liegt in einem Garten an der Jumna, durch vier Thore, auch gegen den Fluss hin, geschlossen. Nicht sehr gross, keine Kuppel, über der Terrasse oberhalb des Erdgeschosses vier Thürme und ein viereckiges gewölbtes Dach über einem Aufbau in der Mitte. Innen mehrere Grabkammern mit Sarkophagen um die mittlere, die den Sarkophag des Ghiyas Beg enthält. Sehr schöne Malereien und Stuccoornamente.

Mausoleum des Ghiyas Beg.

Die sämmtlichen Wände bilden entweder wundervolle Marmorgitter, die schönsten nach denen des kleinen, oben beschriebenen Grabes in Fatehpur Sikri, oder weisser Marmor mit farbigem Stein eingelegt. Es ist die erste derartige Arbeit in Indien, von italiänischen Künstlern angegeben, aber nur indische Werkleute konnten sie so herstellen. Die Genauigkeit und Feinheit der Ausführung, schon an den Moscheen aus dem 13. Jahrhundert in Ajmere und Delhi bewundernswürdig, ist an allen mohamedanischen Bauten Indiens nach Akbar das Einzige, was sie als eigentlich indische kennzeichnet. Sie sind es, die zu dem Wort Anlass gegeben haben, die Mongolenkaiser hätten wie Titanen gebaut und wie Goldschmiede ihre Werke vollendet.

Nun zu Shah Jehan, dessen Baulust die seines Grossvaters womöglich noch übertraf. Von seinem Palast in Delhi haben die Engländer wenig übrig gelassen, aber hier in Agra stehen alle seine Werke noch aufrecht, die grosse Moschee, die er vor der in Delhi errichtete, weniger imposant, aber architektonisch bedeutender, weil nicht so auf äusserliche Wirkung angelegt, im Wesen beide nach demselben Plane erbaut. Dann der Palast am Fort, der aus lauter Juwelen kleiner Paläste und Moscheen besteht, die Perlmoschee (ganz aus

Die Bauten Shah
Jehans.

mattem weissen Marmor, daher der Name) ebenda, und das gepriesenste Bauwerk Indiens, der Táj. Keine Spur in diesen Denkmälern von der übermächtigen individuellen Originalität, die uns an denen Akbar's so fesselt, aber sie übertreffen sie an Pracht, manche an Dimensionen und werden in ihrer einfacheren Anlage immer einer grösseren Anzahl von Beschauern zusagen, als jene älteren und complicirteren Werke. Akbar's Regierung ist das Quattrocento der mohamedanischen Kunst in Indien, die Shah Jehan's das Cinquecento, die seines Sohnes Aurangzebe das Seicento.

Der Táj.

Die bekannteste von Shah Jehan's Bauten ist der Táj. Der Kaiser errichtete ihn an der Jumna in geringer Entfernung unterhalb des Fort als Mausoleum für seine Gattin Mumtáz Mahal, zu deutsch »Stolz des Palastes«. Ihr Name, abgekürzt in Táj Mahal, gieng auf ihren Grabbau über, und mit diesem Monumente hat der trauernde Gatte ihr wirklich die Unsterblichkeit gesichert. Es ist ein Denkmal rührender ehelicher Treue, denn die schöne Sultana hatte, da sie starb, ihrem Herrn 7 Kinder geboren und verschied in Folge der Geburt eines achten. Viele Jahre nach ihr starb der Kaiser, von seinem Sohn Aurangzebe entthront, als Gefangener auf der Terrasse des Palastes von Agra, und, ein mongolischer Toggen-

burg, liess er noch sein brechendes Auge jenseits des Stromes auf dem Prachtbau ruhen, der sein Theuerstes barg. Neben der Gattin haben sie ihn beigesetzt, ihr Sarkophag steht in der Mitte unter der Kuppel, seiner bescheiden seitwärts daneben. Das Alles entspricht so wenig der Vorstellung, die man sich vom Verhältnis orientalischer Herrscher zu Frauen gebildet hat, dass man mit Molière ausrufen möchte: »Où donc la vertu va-t-elle se nicher?« Die Façade des Grabbaues ist der Jumna zugekehrt, ohne dass eine Mauer nach dieser Seite ihn verdeckte, wie das bei Ghiyas Beg's Grabmal der Fall ist. Dennoch hat der Táj vom Dach dieses Mausoleums oder vom Fort von Agra aus gesehen nichts, was sich etwa mit dem Anblick der Peterskirche von der Villa Pamfili oder der Domkuppel von Florenz vom Boboli-Garten vergleichen könnte. Man sieht eine schöne, blendend weisse Moschee mit vier weissen Minarets am Flusse, das ist Alles. Man muss sich dem Táj von der Gartenseite aus nähern, um ihm gerecht zu werden. Mit Garten und Nebengebäuden bedeckt er eine ungeheure Fläche. An einer zierlichen rothen Moschee vorbei kommt man in einen viereckigen Riesenhof, ehemals gewiss auch sorgfältig bepflanzt, jetzt ganz vernachlässigt, von Mauern mit je einem Thore in der Mitte jeder Seite umschlossen. Mauern und Thore sind aus rothem

Sandstein, die letzteren schön, wenn auch gegen das in Fatehpur Sikri weit zurückstehend, durch eines derselben erblickt man den sehr gut gehaltenen Garten, der ungefähr so lang sein mag, als der Liechtensteingarten in Wien. Er ist ganz regelmässig angelegt, mit Blumenbeeten, Cypressen und anderen herrlichen Bäumen, in der Mitte in marmornem Bette fliessendes Wasser. Am Ende des Gartens steht das Mausoleum. Der Vergleich, der zunächst sich aufdrängt, ist der mit dem Generalife neben der Alhambra, das mir Alles in Allem noch lieber ist, aber dieser Blick ist grossartiger und bleibt Jedem unvergesslich. Das glänzende Weiss des Hauptgebäudes hebt sich vom Roth des Thores, durch das man blickt, und vom Grün des Gartens ab. Neben dem Grabbau, ganz symmetrisch rechts und links, ihm zugekehrt, die Seitenfacades gegen den Fluss, stehen zwei rothe Moscheen, so gross, dass jede von ihnen einer Hauptstadt als wichtigstes Gotteshaus genügen würde. Hässlich sind die hohen Minarets des Mausoleums, wie Leuchttürme mit ihren Laternen oben. Innen ein wundervolles Marmorgitter um die beiden steinernen Paradegräber, darunter die Gruft, wo die Todten wirklich ruhen. Auf dem Weg hinab fühlt man sich in das Innere der Pyramiden versetzt.

Aussen Marmorgitter, eingelegte Steinarbeit,

steinerne Baldachine, Thürmchen, Alles von abgecircelter Symmetrie. O über die harmonische Unregelmässigkeit der Bauten auf der Akropolis! Wie wohl thäte es, wenn wenigstens ein paar Kleinigkeiten unvollendet oder später verändert wären. Der Táj ist zu vollkommen, bekommt dadurch etwas von einem Bild ohne Gnade oder von der Tugend einer Frau, die sich nicht Mühe giebt, dieselbe auch angenehm zu machen, und dieses etwas — der untröstliche Witwer und sein Architekt mögen mir verzeihen — ist die Langeweile.

Seit es Künste giebt, giebt es auch zwei Hauptarten von Kunstwerken, welche sich um den Vorrang streiten, und dem entsprechend giebt es auch zwei Arten von Menschen, die Kunstwerke geniessen. Die Einen setzen die Harmonie des Ganzen über Alles, halten die Regel hoch, unter welche die einzelnen Theile und auch der schaffende Künstler sich beugen müssen, während für die Andern die Individualität des Künstlers die oberste Regel bildet. Diese suchen im Kunstwerk mehr das Persönliche, Originelle, Ursprüngliche, als das Allgemeine, von Allen Anerkannte. Beispiele: der Streit, der im 16. Jahrhundert und noch später so in der Mode war, wer grösser sei, Raphael oder Michel Angelo, und der Kampf der Classiker und Romantiker, der in den dreissiger Jahren

Die zwei Haupt-
richtungen in
den Künsten.

unseres Jahrhunderts das literarische und künstlerische Frankreich in zwei Lager schied.

Ich glaube, im Allgemeinen wird man der Richtung den Vorrang geben müssen, welche die Schönheit, die Harmonie obenan setzt, im Besonderen aber wird man mehr echte Kunstwerke da finden, wo die Charakteristik, die Individualität vor Allem zum Ausdruck kommen. Schafft ein geniales Individuum aus dem Innersten heraus ein ganz harmonisches Werk, so werden wir darin die Verkörperung des Göttlichen auf Erden sehen, wie im Parthenon, den Werken des Phidias, den meisten von Raphael's Stanzen, der Iphigenie von Goethe. Aber den wenigen Leistungen, welche in diese Reihe gehören, schliessen sich unzählige an, wo die Regel leere Formel geworden ist, von aussen hineingetragen wurde. Dieser Schaar von Erzeugnissen jeder Kunstgattung wird man immer solche vorziehen müssen, die ihrem Schöpfer aus der Seele fliessen und die höchste Harmonie suchen, wenn sie sie auch nicht gefunden haben. In welche Classe von Kunstwerken ich den Táj rechne, brauche ich nach dem oben Gesagten wohl nicht erst zu bemerken. Er ist unter den Bauten, was eine Tragödie von Racine unter den Dramen ist, anmuthig, correct, regelmässig, aber wegen seiner Vollkommenheit selber, die doch nur eine äusserliche bleibt, unser Innerstes nicht aufregend.

Der ihn baute, war ein grosser Baumeister, aber kein grosser Künstler. Akbar's Grab in Sikandra verhält sich zum Táj wie der Cid von Corneille zu Racine's Britannicus.

Obwohl Vollmond war, habe ich den Táj nicht bei seinem Scheine gesehen. Man behauptet, und ich mag es gerne glauben, dass er dann am schönsten sich ausnimmt. Es war so viel Nebel in der Luft, dass ich das Project hinzufahren, welches ich an den beiden Abenden, die ich in Agra verlebte, gefasst hatte, jedes Mal wieder aufgab. Seit Ajanta habe ich nirgends so von der Hitze gelitten, an allen drei Tagen war es gewitterschwül, ohne dass ein Gewitter gekommen wäre.

Auf dem Rückweg von Fatehpur Sikri sahen wir ein stattliches Rudel Antilopen ganz nahe an der Strasse einherspringen, herrliche Mandelkrähen oder doch ähnliche blaubefiederte Vögel und ganz kleine, kolibriartige, denen ich auf Ceylon vergebens zu begegnen gehofft hatte. belustigten uns während der heissen Fahrt.

Am 16. März abends 6 Uhr fuhr ich Bhartpur. mit der Eisenbahn zwei Stunden westlich von Agra nach Bhartpur, der Hauptstadt eines kleinen Rajputenstaates, denn wir sind ganz nahe der Rajputana und Jáipur liegt nur einige Stunden entfernt. Von meinem Ausflug nach Norden, in das Land der fünf Ströme, bin ich wieder in

diese mir so liebgewordene Gegend zurückgekehrt. Auf dem Bahnhof von Bhartpur höre ich, der Dak-Bangalo sei drei Meilen entfernt, kein



anderer Wagen als eine landestübliche »Ekka«. Ich packe Diener und Gepäck darauf und folge zu Fuss einem Kuli, der meinen Sack auf dem Kopf

trägt, über Stock und Stein, staubige Strassen, steinige Feldwege. Geschrei der Affen dringt durch die Nacht zu mir, noch lauterer der Menschen von der Stadt her, denn es sind die Märzfeiertage. Endlich ein netter Garten, ein freundliches Haus; mein Gepäck. Der Maharaja stellt den Fremden einen wirklich sehr heimlichen Bangalo zur Verfügung, aber er sorgt schlecht für ihre Nachtruhe, denn um Mitternacht werde ich von Kanonenschüssen geweckt, die den Hindus zur Festfreude unentbehrlich sind.

Sonntag 17. März. — Um 7 Uhr früh schritt ich mit einem Führer und meinem Diener als Dolmetsch der Stadt zu, denn auch hier ist die Fremdenherberge ziemlich weit von ihr entfernt. In den Strassen fiel mir die Ärmlichkeit von Häusern, Läden und Menschen auf, welche letztere wenig von dem kecken Wesen der Bewohner anderer Rajpu-

tenstädte an sich haben. Der Bau eines grossen Tempels wurde vor einigen Jahren begonnen, wegen Geldmangels aber bald eingestellt. Auch hier liegt das Fort jenseits der Stadt, und, was sonst nicht oder nicht mehr der Fall, um die Mauer läuft höchst malerisch ein Wassergraben, über welchen Brücken mit gothischen Bogen führen. Schade, dass Fischer nicht hier ist. Einige Punkte am Schlossgraben geben Bilder, wie ich sie besonders liebe. Das stehende Wasser, die unregelmässig gezackten Mauern, die alten Brücken, der melancholische Gesamttton versetzten mich nach Brügge. Innerhalb der Mauern auch Alles in Unordnung und verfallen, von einer alten Schanze, wo eine Kanone steht, die gewiss nie losgeht, Blick auf die ziemlich ausgedehnte Stadt, die Ebene, den weiss schimmernden Palast des Maharaja einige Meilen von hier. Auch die indischen Fürsten folgen dem Zuge der Zeit und wollen nicht mehr wie ihre oder unsere Väter in engen Gassen wohnen, auch sie zieht es wie die Reichen und Wohlhabenden unserer grossen Städte hinaus in's Freie, in bessere Luft, wo man von Bäumen umgeben, dem Menschengewühl mehr entrückt ist. In den Schlössern innerhalb des Fort, die, zu verschiedenen Zeiten erbaut, nun alle schmächtig verwahrlost sind, wohnen jetzt blos »pensionirte« legitime und illegitime Gattinnen des jetzigen und des vorigen Herrschers.

Wassergraben.

Einige hübsche, echt indische Details an Thürmen und Fenstern, das Schönste aber sind drei Thore, zwei grosse von Bronze an den beiden Haupteingängen in die Festung an den Brücken, die jeder italiänischen Kirche zur besonderen Zierde gereichen würden, mit herrlich gearbeiteten Blattornamenten, das dritte, holzgeschnitzt, ist das Eingangsthor des ältesten und am meisten ruinirten der Paläste. Schönes schachbrettartiges Muster von pyramidenförmig sich nach aussen und hinein abstufenden Quadraten, auf den erhöhten abwechselnd Rosetten und sehr feine, immer verschiedene Ornamente, auch einige wenige figurliche Darstellungen, Götter und Menschen. In Spanien und Italien giebt es ganz ähnliche Thore aus dem Trecento und dem beginnenden Quattrocento.

Auf dem Wege zum Dak-Bangalo dem Feste zu Ehren gräulich musicirende Leute, etwas weiter solche, die mit Farbe sich anschütten, Gesicht, Hände, Anzug sind dann roth oder gelb beschmiert, als wäre der Betroffene in einen grossen Farbentopf gefallen. Es ist das Gegenstück zum Confettiwerfen, nur viel roher, fast thierisch. »Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben, und nennen's Freude, nennen's Gesang.« In einer Ekka fahre ich zum Bahnhof, auf diesem Fuhrwerk sitzen häufig ganz wohlgemuth drei, oft auch vier Hindus, ich benutze es zum ersten und letzten

Mal, denn mein Oberkörper hat kaum darin Platz, meine Beine, auf die Deichsel gestützt, reichen am Kutscher vorüber, beinahe bis zum Kopf des kleinen Pferdchens.

Nach zwei Stunden Eisenbahn bin ich wieder in Agra und fahre gleich weiter nach dem südlich gelegenen Gwalior. 5 Uhr Abfahrt von Agra, 7 Uhr Dholpur, auch eine kleine Rajputenresidenz. Auf dem Bahnhof Ochsenwagen in allen Farben und Formen, vergoldete Sänften, Kameele: man erwartet den Maharaja. Verächtlich mustern meine Reisegefährten, zwei englische Officiere, die ziemlich unordentlich aussehende Ehrencompagnie, die mit der Fahne ihrem Herrn entgegengezogen ist.

9 Uhr Gwalior. Ein kleiner Palast im indischen Stile, 200 Schritt vom Bahnhof, nimmt mich auf. Der hiesige Maharaja oder vielmehr seine Regierung (er ist zwölf Jahre alt) hat denselben mit ungeheuren Kosten als Mussafir Khānā (ein anderes Wort für Dak-Bangalo, Fremdenherberge) bauen lassen, und er ist erst seit vierzehn Tagen vollendet. Innen nicht blos Luxus, sondern Comfort, was im Osten, schon theilweise in Osteuropa, bekanntlich nicht immer Hand in Hand geht. Es giebt sogar bei Tisch Messer, die wirklich schneiden, wie ich sie ausser in Privathäusern nirgends in Indien fand, und wahrhaftige Thürklincken, während sonst hier zu Lande Thüren, wenn

Gwalior.

überhaupt, so nur von innen durch Klammern verschliessbar sind, will man sie von aussen versperren, wird eine Kette durch zwei Löcher gezogen und an diese ein Schloss gehängt.

Montag 18., Dienstag 19. März, Gwalior. — Ein Gewitter hatte sich bald nach meiner Ankunft entladen, von etwas Regen gefolgt. Ich fand also am Montag morgen den Staub gelöscht, die unleidliche Hitze der letzten Tage gebrochen und die Luft klar und rein. Ein zweites Gewitter kam Montag abends, ich konnte sein Nahen lange beobachten, es war eines der schönsten Schauspiele, die ich gesehen habe. Wetterleuchten wechselte mit herrlichen Blitzen ab, die silbern über den schwarzen Burgberg hinführen.

Gwalior ist einer der grösseren Rajputenstaaten. Während des grossen Aufstandes, Ende der Fünfzigerjahre, wurde der den Engländern ergebene Fürst von seinen Unterthanen fortgejagt, England übernahm die Pacificirung des Landes und behielt es bis vor wenigen Jahren unter eigener Verwaltung. Jetzt wurde es dem Sohne des damals vertriebenen Maharaja zurückgegeben. Der Burgfelsen von Gwalior steigt, wie der Felsen von Orvieto, auch aus demselben braunen Stein, nur weniger hoch, aber das Plateau oben viel ausgedehnter, von Osten her unvermittelt aus der Ebene empor, zu seinen Füssen ein unbedeutender Fluss, im Nordosten die alte

Stadt mit schöner Moschee, malerischen Gassen, im Südosten in weiten Gärten die Paläste des Maharaja und ihre Nebengebäude und die Neustadt, Lashkar, das Lager, geheissen, weil aus einem Lager entstanden. Hier buntes Leben, wenn auch in kleinerem Massstab als in Jáipur, aber durch das Märzfest eben jetzt in Schwung gebracht. Merkwürdig die festen Turbane der Männer, die, innen mit Pappendeckel gefüllt, beinahe die Form von Dreispitzen annehmen. Alle Häuser weiss getüncht und, was ich sonst nirgends an Privatbauten sah, die meisten mit prächtigen Steingittern oder solchen aus Lehm, den Mustern an den Mausoleen bei Agra nachgebildet.

Lashkar.

Die englische Colonie liegt einige Meilen ostwärts und heisst Morar. Da Alt- und Neustadt auch eine Gehstunde von einander entfernt liegen, der Bahnhof und der neue Fremdenpalast aber mitten zwischen den drei Orten, ergeben sich noch ärgere Entfernungen, als sonst hier zu Lande. Und um sie zu überwinden, hat der Reisende blos einen jämmerlichen geschlossenen Wagen mit zwei elenden kleinen Pferdegerippen zur Verfügung. Die Meisten werden, wie ich, lieber stundenlang zu Fuss gehen, als sich und die Thiere einer weiteren Tortur aussetzen. In ganz Indien bekommt man keine anständigen Pferde zur Benutzung, im Deccan sollen sie das Klima nicht vertragen (die Rennen

Pferde in Indien.

bei Madras prosperiren aber dennoch!), in Hindustan sieht man gelegentlich sehr schöne Pferde, aber die man zu miethen bekommt, sind immer schlecht. Das Rind bleibt auch hier das hauptsächlichliche Zug-, Last- und sogar Reitthier neben dem Kameel und dem Elephanten.

Jainagrotten.

Nach Westen zu ragen neben dem Burgberg niedrigere Felsen und Hügel empor, gerade im Norden einer mit dem Thor eines unvollendeten Palastes, das nun als Ruine höchst malerisch die kegelförmige Anhöhe krönt. Von da prachtvoller Blick auf die alte Stadt und den Burgfelsen. An den Wänden des letzteren, besonders aber in einer Schlucht, die von Westen her tief in denselben einschneidet, sind Grotten von den Jainas ausgehauen, einige von ziemlicher Tiefe, die meisten sehr flach, mit menschlichen nackten Figuren. Einige dieser letzteren sind klein mit sonderbar aus ihrem Kopf herauswachsenden Zweigen, die wieder noch kleinere Figürchen tragen, andere lebensgross, manche 20 Fuss hoch, Riesenkaryatiden, die gleichsam den ganzen Berg mit ihren Häuptern stützen. Fast alle seichtereren Grotten haben vorne Balustraden, welche die Figuren in der Mitte überschneiden, die Mohamedaner haben sämmtliche Köpfe verstümmelt, die Jainas in der Folge dieselben aus Ziegeln und Thon wieder hergestellt. Legionen von Bienen wohnen an den Grotten in der Schlucht. Auch oben

auf dem Plateau der Festung finden wir Werke der Jainas, vor allem zwei reizende kleine Tempel, erst jüngst restaurirt, so zierlich, so fein in den Proportionen und reich an Sculpturen, dass ich sie nur mit den schönen Ueberresten des Tempels in Alt-Delhi, der in die grosse Moschee daselbst eingebaut wurde, vergleichen kann. Ferner liegen im Umkreis des später zu erwähnenden grossen Tempels Massen von Sculpturen und Sculpturfragmenten, die von den Jainas herrühren, grosse Figuren, den in den Felsen gehauenen ähnlich, und kleine, sitzende mit unverhältnismässig grossen Köpfen. Auf dem Wege hinab, aber oberhalb der Grotten, begegnen wir einem ganz kleinen aus dem Felsen gehauenen Tempel mit einer sitzenden Marmorfigur der alleinigen Gottheit, polirt, wie spätgriechische Arbeiten, z. B. der Faunskopf in der Münchener Glyptothek. Der grosse Tempel oben ist einer der ältesten Hindutempel Nordindiens, aus dem zehnten oder elften Jahrhundert, imposant, die Anlage sehr einfach, der obere Theil eingefallen. Aus dem buddhistischen Reliquienschrein hat sich offenbar diese Tempelform entwickelt. Auch sonst noch vereinzelt, aber schwer zu bestimmende Trümmer. Wie in den Cäsarengärten in Rom oder in einem botanischen Garten sind auf oder neben allen Objecten Aufschriften angebracht, was die Wirkung beeinträchtigt.

Tempel auf dem
Burgberg.

Paläste.

Ausser hässlichen modernen Kasernen, die ehemals die englische Garnison beherbergten, nun leer stehen, sind noch auf dem Hochplateau fünf bis sechs Paläste des Maharaja, alle unbewohnt und nur einer davon interessant. Dieser aber ist es in höchstem Grade durch seine vornehmen Verhältnisse, die kleinen Thürmchen auf den, grossartige Blicke in die Ebene gewährenden Zinnen, die schönen Höfe und vor allem durch die mit glasierten Ziegeln belegten Mauern. Vieles davon ist abgefallen, es bleibt aber noch genug übrig, damit man sich eine Vorstellung von der ganzen Decoration mache. Die vorherrschenden Farben sind blau und gelb, hie und da grün, ich bemerkte einen Elephantenfries, einen Fries heiliger Gänse, dann eine oder zwei Kacheln mit Tigern. Der Palast stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Beinahe ebenso merkwürdig, nur viel schlechter erhalten, ist ein anderer am Fusse des Burgberges gleich hinter dem untern Festungsthor. Jetzt sind Viehställe darin und Menschenwohnungen, die nicht besser sind. Auch hier finden sich an den Mauern Spuren von farbigen Ziegeln, dann aber Reste von in Stein gehauenen grossen Elephanten, während solche Thiere in kleinerem Massstabe, nebst Gänsen und Pfauen, als Ornamente dienen. Sehr eigenthümlich ein Hof mit Elephanten, die mit ihren Rüsseln Dachstützen abgeben. Wie hier die Thiere orna-

Decoration aus
glasierten Ziegeln.

mental verwendet sind, hoffe ich den Freunden an einigen Fragmenten zu zeigen, die, offenbar von irgend einem kleinen Palast herrührend, beim Aufgraben des Bodens für einen Hausbau nicht weit vom Mussafir Khānā gefunden wurden. In der Nähe dieses Fundplatzes erhebt sich ein schöner Bau aus der ersten Zeit Akbars, das Mausoleum des Muhammad Ghaus. Es ist mit seinen herrlichen Steingittern, dem schönen Schrein im Innern, vor Allem aber den kleinen, abwechselnd runden und viereckigen Pavillons auf dem Dache der richtige Vorläufer von Akbars Grab in Sikandra.

Mausoleum
des Muham-
mad Ghaus.

Den 19. abends 9 Uhr fuhr ich auf erst kürzlich eröffneter Eisenbahn von Gwalior nach Südosten bis Ihānsi, wo ich um Mitternacht anlangte. Ein leidliches Hôtel ziemlich weit vom Bahnhof. Mein Zimmer lufflos, die Pankhá muss in Bewegung gesetzt werden, damit ich schlafen kann. Die Pankhá ist ein schmales Brett mit einem breiten Stück Leinwand daran, das an Stricken vom Plafond herabhängt und durch eine Schnur von einem vor der Thür, auch wohl einen Stock tiefer sitzenden Kuli in Bewegung gesetzt wird. In Ceylon das ganze Jahr, in Indien den grössten Theil des Jahres speist, arbeitet, schläft man unter dem Rauschen der Pankhá. Ihr tactmässiger Schlag begleitet ernste Gerichtsverhandlungen und fröhliche Gelage. Sie

Ihānsi.

Die Pankhá.

fungirt auch in den Kirchen und auf den Dampfeln in tropischen Ländern, und ich frage mich, ob es nicht angezeigt wäre, sie, natürlich durch eine Maschinerie bewegt und künstlerisch annehmbar gemacht, in unseren heissen Tanz- und Speisesälen einzuführen.

Mittwoch 20. März. Der Manager des Hôtels kam morgens, sich nach meinen Wünschen zu erkundigen. Er ist mit seinem schlechten Englisch, seiner grinsenden Unterwürfigkeit und den falschen Augen das Muster eines Einheimischen, der englisch lesen und schreiben kann, oder Babù. Der Name Babù soll auf hindustanisch »Herr« bedeuten, während der mohamedanische Ausdruck für »Herr« Sahib, in Sā'b verändert, nun dient, um den Europäer zu bezeichnen. Dasselbe Wort in der Sprache der einstigen Eroberer und der Besiegten zeigt nun verschiedene Kategorien von Menschen an, die der gemeine Mann als über sich stehend ansieht, und zwar bezeichnet ganz logisch das Wort in der Sprache der Sieger die höhere Kategorie. Diese Babùs sind, wie überall die Halbgebildeten, das unruhige neuerungssüchtige Element in Indien, saugen ihre unwissenden, zutraulichen Landsleute aus, wo sie können, und behandeln sie viel schlechter, als die Engländer sie behandeln. Dabei hassen sie natürlich ihre weissen Regierer und sind bereit, bei erster Gelegenheit

Die Babùs.

sich zehnfach für die tiefen Bücklinge bezahlt zu machen, mit welchen sie sich vor ihnen winden. In ihrer scheinheiligen Unterwürfigkeit der fremden Regierung gegenüber und ihrer abstossenden Hoffahrt gegen ihre übrigen Nebenmenschen haben diese »Schriftgelehrten« etwas von jenen an sich, die im Evangelium so häufig in einem Athem mit den Pharisäern genannt werden.

Nun geht es im Wagen nach Bundelkhand hinein, einer ausgedehnten Landschaft von Centralindien, bis nach dem drei Stunden entfernten Orchá. Der Weg führt durch niedrigen Wald, aus dem überall die mit rothen Schnabelblüthen bedeckten Bäume (*Butea frondosa*) hervorglänzen, wie ich sie noch nirgends in solcher Fülle sah. Wir durchfahren mehrere Flüsse und bleiben regelmässig im Flussand stecken. Einmal mussten uns in der Nähe beschäftigte Arbeiter heraushelfen.

Endlich werde ich die weit ausgedehnten Bauten von Orchá gewahr, die ich nun drei Stunden hindurch bei drückender Hitze besichtige. Keine Stadt, nur die sehr weitläufigen Palastbauten des jetzt, glaube ich, mediatisirten Maharaja mit dazugehörigen Tempeln und Gräbern, alles erst aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, aber höchst charakteristisch, theilweise grossartig und in seinem heutigen Verfall inmitten der anheimelnden Waldgegend mit dem über Felsen,

wie die Tungabhadra bei Vijayanagar, wegspringenden, in der Ferne herrlich blauen Fluss, der Betva, einem Nebenfluss der Jumna, äusserst malerisch. Sehr schön, echt indisch der massige Hauptpalast, gänzlich vernachlässigt und abgesperrt, denn es sollen, wie in jenen von Bhartpur, einige Frauen des Maharaja darin wohnen. Wenn dem so ist, so haben diese unglücklichen Damen blos die Affen zu Courmachern, die das Gestrüpp und die Baureste in unmittelbarer Nähe dicht bevölkern. Prächtigt die Brücke über den Schlossgraben mit gothischen Bogen und indischen Thürmchen, imponirend der grosse Vishnupempel, der innen an den Govinda-Deva-Tempel in Bindraban so stark erinnert, dass er ihm wohl nachgebildet sein muss. Wie jener ist es eine Kirche von den edelsten Proportionen, und wie dort wird der Eindruck gestört durch die kleinen, mit Gold- und Silberpapier behängten Fratzen-götter (Vishnu und Lakshmi, seine Gattin), zu denen ein misstönender Knabenchor als Götterdienst nur zu gut stimmte.

Weiterhin am freundlichen Flussufer eine ganze Reihe von Gopuras. Sie gehören kleinen Heiligthümern, etwa 12—14 an der Zahl, einige von ihnen wieder von einer eigenen Mauer umfriedet. In einer der Bauten wohnt nun eine Bauernfamilie, die meisten anderen sind Viehställe, nur eine einzige war verriegelt, und ich vermuthete ein

Götterbild darin. Aber an Stelle des Elephanten- oder Affengottes, wie sie solche kleine Heiligthümer zu bewohnen pflegen, sah ich, als ich den Holzriegel weggeschoben hatte, ein Marmorrelief mit einer Inschrift. Unter einem Baldachin, wie die ebenfalls steinernen, die über indische Palastfenster sich breiten, ein abstossend hässlicher, kleiner dicker Mann mit der Kopfbedeckung der Vornehmen, sich mit der Rechten auf ein Schwert stützend, mit der andern Hand die einer magern kleinen Frau fassend, womöglich noch hässlicher als er, mit auffallend grossen Ohren, in der Linken hält sie einen Spiegel, einen für sie doch überflüssigen Gegenstand. Ueber Beiden Sonne und Mond. Vermuthlich also der Grabstein eines Fürstenpaares von Orchá, das seine Abstammung auf die Sonnen- und Monddynastie hinaufleitete. Oder sollte vielleicht die Sonne den wohlgenährten Fürsten, also eine Art Taschenausgabe des Roi Soleil, der schmale Halbmond seine schwächliche Gemahlin symbolisiren? Abseits von diesen Gebäuden im hindustanischen Stil steht eines im mohamedanischen, wohl ebenfalls ein Grabbau.

Grabcapelle.

Als ich auf der Rückfahrt mich Ihánsi näherte, liess ich auf einer Anhöhe halten, um mich über das Land zu orientiren. Der Blick hat etwas Grossartiges, aus der weiten Ebene steigt der Burgberg von Ihánsi empor und schöngeformte Felsen, einige mit Tempeln be-

krönt. Es wäre eine Gegend, um gerne da zu leben, nur nicht in der heissen Zeit, die hier schon jetzt beginnt. Ich vergass Pilger zu erwähnen, die in Orchá sich anschickten, neben dem Vishnutempel zu übernachten, und andere in Ochsenwagen, denen ich unterwegs begegnete, einige Männer trugen rosenfarbige Kopftücher, die zu ihrer dunkelbraunen Haut vortrefflich standen. Um 9 Uhr abends legte ich mich im Wartezimmer des Bahnhofs von Ihánsi zur Ruhe, der, ländlich sittlich, aus einer ganzen Stadt kleiner Bangalos besteht, die in weiten Abständen von einander liegen.

21. März 4 Uhr früh ab nach Allahabad. — Nach diesem kleinen Abstecher nach Süden biege ich wieder in die Hauptbahnlinie ein, welche der Richtung der grossen Ströme folgt. Da es noch dunkel, fahren wir über die Jumna, um 10 $\frac{1}{2}$ Cawnpore, wo Wagenwechsel. Es liegt nicht weit vom Ganges, aber vom heiligen Fluss ist auf der ganzen Fahrt nichts zu sehen, obwohl wir fortwährend in nicht grosser Entfernung parallel mit ihm bleiben. 5 Uhr abends Allahabad.

Allahabad.

22. März. — Allahabad war von Alters her ein hochwichtiger Punkt, denn es liegt am Zusammenfluss der beiden heiligen Flüsse, der Jumna und des Ganges. Wie, wer das Meer noch nie gesehen hat, sobald er in Triest oder Ostende ankommt, auf den Molo oder die Digue

eilt, seiner Sehnsucht Genüge zu thun, so machte ich mich früh morgens auf den Weg, den Ganges endlich zu erblicken. Von einer Anhöhe nahe dem Fort sah ich einen Fluss von mässiger Breite sich langsam durch ein ungeheures Sandbett wälzen. Der Ganges ist zur Regenzeit dreimal so breit als jetzt und nimmt nun noch durch Monate täglich an Wasserreichtum ab. Von der Bastei des Forts sah ich dann die Jumna, die weit stolzer als der Hauptstrom sich hier ausnimmt, und fern am Horizont den Punkt, wo beide sich vereinigen.

Der Ganges.

Auf dem Fort hat Akbar einen seiner Paläste erbaut, aber die Barbarei der Engländer hat so gut wie nichts davon übrig gelassen. Hingegen steht eine Säule mit der bekannten Inschrift des Asoka zwar noch aufrecht, aber nicht wie jene in Delhi in homogener Umgebung, sondern zwischen den coquetten kleinen Blumenbeeten eines Squares. In der Nähe Berge von Kanonenkugeln, welche wie ein Hohn auf jene Aufforderung zu allgemeinem Mitleid sich ausnehmen. Das Merkwürdigste auf oder vielmehr unter dieser Festung ist ein heiliger, nach dem Glauben der Hindus ewiger Baum, d. i. einer, der nie zu Grunde gehen kann. Es ist nur mehr der Stamm übrig, zu dem man auf unterirdischem Gange gelangt. Wie in den Katakomben leuchtet mir ein Führer voran. Kleine Götterbilder rechts und links, Masken

Heiliger Baum.

aus Messing, wie ich sie sonst nirgends sah, auf dem Boden neben den Wänden. Um den heiligen Stamm Lichter, Blumenopfernde, die Gebete murmeln, und wieder Messingmasken. Das Ganze liess mich an die alten unterirdischen Götterculte, z. B. den des Mithras, denken, bei denen freilich statt unschuldiger Blumen-, blutige Opfer dargebracht wurden.

Mohamedanische
Grabbauten.

Der Stolz von Allahabad ist ein gut gepflegter Garten mit drei Mausoleen aus Jehangir's Zeit. Durch ein schönes mohamedanisches Thor, von oben bis unten mit Hufeisen beschlagen, wie das berühmte Moscheenthor Akbar's von Fatehpur Sikri, dann zwischen Blumenbeeten und herrlichen Bäumen fährt man zu den drei Grabbauten, die nahe aneinander liegen. Der merkwürdigste ist der am meisten westlich gelegene, welcher die Reste der Sahibah-Begam birgt, einer von Jehangir's Frauen. Die Grundanlage gleicht jener des Mausoleums von Sikandra, nur ist sie in der Ausführung wesentlich vereinfacht. Ueber drei würfelförmigen Stockwerken, die pyramidenartig sich verkleinern, steht ein anmuthiger Baldachin, der den symbolischen Sarkophag beschattet, während auch hier die Todte im Innern der Pyramide begraben liegt. Um 6 Uhr abends verliess ich Allahabad, um 11 $\frac{1}{2}$ fuhr mein Zug über den Ganges, und eine Stunde später war ich in Clarke's Hôtel in Benares.

23.—26. März, *Benares und Umgebungen.* — Benares.

Das ausgedehnte Cantonment liegt im Norden der Stadt, diese selbst hat 300.000 Einwohner, 1470 Sivatempel, 380 Moscheen und besteht aus einem Labyrinth kleiner Gassen, wie in Genua oder Venedig, welches unendliches Menschengewühl durchströmt. Keine grossen Plätze, die wichtigsten Heiligthümer versteckt zwischen thurm hohen Häusern, entsetzliche Luft, heilige Bettler und zahllose Läden mit messingenen Göttern und Opfergegenständen. Benares hat nur eine Hauptstrasse, die es aber nicht durchschneidet, sondern an ihm vorüber führt, nämlich den Ganges. Die Stadt liegt vollständig an seinem nördlichen, linken Ufer, und doch concentrirt sich alles Leben auf diesem einseitigen Canal Grande. Und welches Leben! 47 Ghâts oder breite Prachtstiegen führen in den heiligen Fluss hinab, und Opfernde, Sühnende, Badende wandeln täglich zu tausenden ihre Stufen hinunter, Sterbende, Todte werden hinuntergetragen. Aus ganz Indien kommen Alte und Kranke hierher, um, die Füsse in den Ganges getaucht, zu sterben, auf dem Ufer verbrannt und dann in die heiligen Fluthen geworfen zu werden. Blumenkränze und abends Lämpchen, auf kleinen Brettern befestigt, schwimmen auf dem Wasser als Opfergaben. Die flammenden Scheiterhaufen stören nicht das bunte Treiben der Badenden.

Volksleben.

Die heilige Ganga ist dem Inder der Inbegriff der ewig zerstörenden und neu gebärenden Natur, welche alles Leben in sich aufnimmt, und aus der es neu wieder hervorgeht.

Aurangzebe's
grosse Moschee.

Zahlreiche Tempel stehen am Ufer, alle modern, auch einer schon in halb japanischem Stil mit Holzreliefs und Messingornamenten, die Buddhaschreinen nachgebildet sind, von Weitem aber der päpstlichen Tiara mit den Schlüsseln auffallend gleichen. Die grosse Moschee Aurangzebe's, die er auf den Trümmern eines zerstörten Hindutempels errichtete, ragt über alle empor. Er wollte ein Wahrzeichen des Islam in der heiligsten Stadt der Besiegten aufrichten. »Du hast's erreicht, Octavio!« Seine Moschee ist bis heute der Stephansdom von Benares geblieben. Ich besteige eines ihrer Minarets, Gestrüpp umgibt im Norden und Osten die Stadt, vielleicht ein Ueberrest des Wildparks, wo Buddha, von Gaya kommend, seine erste Predigt hielt, denn schon damals, sechs Jahrhunderte vor Christus, war Benares ein Mittelpunkt des religiösen Lebens von Indien, weshalb der fürstliche Bettler sich in ihrer Nähe niederliess, seine Laufbahn als Lehrer zu beginnen. Der Thurm von Sarnath, der den Platz, wo er sass, bezeichnet, grüsst von Weitem herüber. Auch von hier oben hat der Ganges zu dieser Jahreszeit nichts Imposantes, und man sieht keine Palmen-

wälder in seinen Wellen sich spiegeln, wie sich das die Phantasie wohl auszumalen pflegt.

Auf Spazirfahrten auf dem heiligen Flusse zu verschiedenen Tageszeiten, besonders aber des Morgens, wo am meisten Todte verbrannt werden und am meisten Opfernde und Badende sich herumtummeln, beschränkten sich beinahe meine Touristenwege in Benares. Vom Dach einer kleinen Dahabiah, vor welche stromaufwärts ein elend durchlöchertes Segel gespannt wurde, die Ruderer ausruhen zu lassen, sah ich mir gemächlich das immer wechselnde, nicht erfreuliche, aber in seiner Art einzige Schauspiel an. Vom berühmten Kuh- und vom Affentempel, den Schopenhauer verspottet, von der Quelle der Weisheit und vom Brunnen des Lebens, denen ich allen einen flüchtigen Besuch abstattete, weiss ich nichts zu sagen, was man nicht besser in Büchern nachlesen könnte. Keine dieser Cultusstätten hat mir irgend einen tieferen Eindruck gemacht, einige haben mich angeekelt.

Fahrten auf dem
Ganges.

Eines Nachmittags fuhr ich eine Stunde den Fluss stromaufwärts bis Ramnagar, dem Palast des mediatisirten Maharaja von Benares, der am rechten Flussufer sich erhebt. Eben kamen Elephanten mit silbernen Sesseln zum Ganges herab, die Götterbilder nach den Schiffen trugen für die nun bald folgenden Nachtfeste auf dem Strom. Der Fürst hat das

Ramnagar

Mohamedani-
scher Hochzeits-
zug.

Privilegium behalten eigene Soldaten zu besolden, und im und um den Palast, der sonst nichts Bemerkenswerthes hat, kann man Gestalten wie in Jáipur oder Gwalior begegnen. Auch in Benares habe ich einen Hochzeitszug mit angesehen, einen mohamedanischen, wie der Führer sagte, was mir deshalb wahrscheinlich ist, da die Hochzeitsmonate der Hindus vorbei sind. Schlecht uniformirte Soldaten des Maharaja eröffneten und schlossen den Zug, kleine Jungen, Verwandte des Bräutigams, wurden in Sänften diesem selbst vorausgetragen, der, kaum 15 jährig, zu Pferde hinter ihnen einherritt, über ihm wurde ein Baldachin gehalten. Das Sonderbarste aber waren Massen von Tragbrettern mit Blumen von allen Farben, Pfauen, kleinen Soldaten und Musikanten, Alles von Papier oder Papiermaché.

Lebendige
Figuren Michel-
angelos.

Mehr noch als sonstwo fielen mir in diesen Tagen die Inder, besonders Bootsleute und Kutscher, auf durch den freien Gebrauch, den sie von ihren Gliedern machen. Mit ihnen verglichen, sind selbst Italiener und Araber steif und hölzern. Was Michelangelo mit seinem inneren Auge geschaut und in seinen Werken hingestellt hat, die volle Herrschaft des Menschen über seine Gliedmassen, ist hier verwirklicht. Hatte ich in Bombay und in Amritsar schon Menschen in den Stellungen der

Vorfahren Marias von der Decke der Sixtina gesehen, so meinte ich hier jeden Augenblick eine der berühmten medaillonhaltenden Zwischenfiguren aus jenem Riesenwerk der Malerei zu erblicken, oft genau die Stellung des einen oder andern besonderen Lieblings, den ich mich in Rom auf dem Rücken liegend gequält hatte nach dem Original zu zeichnen. Ich werde mich nicht wundern, noch eine Inderin in der von den Kritikern als unmöglich verschrieenen Pose der Florentiner »Nacht« schlafend zu finden. Ein neuer Beweis, dass das künstlerische Genie und die Natur wesentlich Eines sind, jenes ahnt, was den anderen Menschen verborgen bleibt, und stellt es uns überzeugend, weil überzeugt vor Augen. Malern und Bildhauern aber ist nichts so zu empfehlen als eine Reise nach Indien, um den menschlichen Körper nicht in gezwungenen Modellstellungen, sondern in freier Ungebundenheit zu beobachten.

In dreiviertel Stunden erreicht man von Benares nordwärts fahrend Sarnath mit dem buddhistischen Stupa, den ich vom Minaret der grossen Moschee ausgesehen hatte. Es ist ein hochbedeutendes Bauwerk, vermuthlich aus dem zehnten Jahrhundert nach Christo, also ungefähr ein und ein halbes Jahrtausend nach der Predigt Buddhas errichtet, deren Andenken es geweiht war. Aller Wahrscheinlichkeit nach enthielt es niemals Reliquien,

Sarnath.

wie die Dagobas solche enthalten, und blieb in Folge des Einfalles der Mohamedaner unvollendet. Man sieht nur den Unterbau eines colossalen runden Thurmes, reichlich mit Pflanzenwerk überwachsen, und blos bis zu einem Drittel der Höhe Reste der Ausführung, wie sie geplant war. Etwa 18 Fuss vom Boden läuft ein sehr breites Ornament, so schön, wie man nur irgend wo eines sehen kann, mit verwickelten geometrischen Figuren, Pflanzen und menschlichen Gestalten, darüber Nischen, in denen offenbar Buddhas sassen. Einen überlebensgrossen Kopf, der ganz wohl von einer dieser sitzenden Figuren herühren kann, fand ich nicht weit von einem benachbarten Sivatempel. Spuren von Vergoldung sind unterhalb des ornamentalen Streifens noch hie und da sichtbar. Viele Sculpturen, die einst diesen Stupa schmückten, habe ich im Garten des College von Benares gesehen, wo sie einer Asokasäule Gesellschaft leisten, von deren Inschrift fast nichts mehr vorhanden ist. Die besseren Stücke sollen in Allahabad sich befinden, leider wusste ich nichts davon während meiner Anwesenheit in jener Stadt. Nicht weit vom grossen Stupa in Sarnath steht auf einem kegelförmigen Hügel ein achteckiger mohamedanischer Thurm, wie ich solche bei Missis und Ajas in Kilikien gesehen habe, durch seine Wölbungen Blick auf Benares und

den Ganges. Man behauptet, dass auch dies ursprünglich ein buddhistisches Bauwerk gewesen ist, welches die Mohamedaner nur umgeändert haben.

Da der Wirth von Clarke's Hôtel selber einen Laden von Bronzewaaren und Stoffen neben dem Speisezimmer eröffnet hat, dürfen keine Händler den Fremden hier belästigen, wie in den Hôtels von Delhi oder Agra, dagegen sind die Schlangenbändiger zudringlicher als irgendwo. Einer von ihnen zeigte mir eine arme mittelgrosse Eidechse, die er an einem Strick festhielt und deren Kunststücke er produciren wollte. Ich kaufte ihm das Thier um eine Rupie ab und liess es fern von den Blicken seines Peinigers über die Mauer in den Nachbargarten aus. Ob es der armen Eidechse nicht hinterher so ergangen ist wie dem Knaben, den Don Quixote aus den Händen seines Quälers befreite, das heisst, ob sie der Schlangenbändiger später nicht doch wieder eingefangen hat, weiss ich freilich nicht.

Eine befreite
Eidechse.

27. März. — Wieder ein Tag auf der Eisenbahn. 10¹/₂ vormittags verlasse ich Benares, in Bangipur biege ich von der Hauptlinie nach Calcutta südwärts ab und bin um 9 Uhr abends in Gayá.

28. März. — Um 6 Uhr früh fuhr ich zu Wagen nach Buddha-Gayá, dem Ort, wo unter dem Feigenbaum die Erleuchtung über Buddha

Buddha-Gayá.

Buddhatempel.

kam, und war um 8 Uhr dort. Unterwegs orientirte ich mich über die bedeutende Ausdehnung der Stadt Gayá und erfreute mich an der anmuthigen Gegend. Kegelförmig steigen theils vulcanische, theils andere Berge aus der Ebene empor, die meisten mit Tempeln auf der Spitze, wie die bei La Cava mit Capellen. Palmen und sonstige Vegetation in Fülle. In Buddha-Gayá mehrere Tempel, aber nur einer interessirte mich, nämlich der im sechsten Jahrhundert nach Christo neben jenem heiligen Feigenbaum errichtete. Er ist eigentlich nichts anderes als ein grosser Stupa, wie sich ja wohl aus solchen buddhistischen Stupas der nordindische Tempelstil entwickelt haben mag. Es ist eine sehr steile neunstöckige Pyramide, oben der heilige Sonnenschirm aus Messing neuerdings wieder hergestellt, überhaupt hat der König von Burma in den letzten Jahren das Gebäude renoviren lassen, nicht immer zu dessen Vortheil, z. B. hätte er sich den gelben Anstrich der Gesimse füglich schenken können. Innen zwei Andachtsräume über einander, wie die Unterkirche und Oberkirche in Assisi, und wie dort der obere Raum mit gothischen Bögen. In jeder dieser Capellen eine reich vergoldete, überlebensgrosse moderne Buddhastatue, ganz ostasiatisch, unten eine sitzende mit einem wirklichen Stoffgewand bekleidet, oben eine stehende von einer Art Rahmen umgeben, den

kleine Relieffiguren beleben, ähnlich wie Fra Angelico auf die Rahmen um einige seiner kleinen Madonnenbilder Heilige oder Engel gemalt hat. Aus dem oberen Raume tritt man auf eine Terrasse heraus, an deren vier Ecken kleine Stupas stehen, jeder mit einem Buddha darin. Hinter dem Tempel der Platz, wo der heilige Baum stand, jetzt noch durch einen steinernen, sehr schönen Fussboden bezeichnet mit prachtvollen Ornamenten, jedenfalls aus der allerbesten Zeit buddhistischer Kunst. Gegenüber ein junger Feigenbaum, der Nachfolger des zu Grunde gegangenen. Der ausgedehnte Tempelbezirk liegt tiefer als das ihn umgebende Niveau, weshalb der Tempel von der Strasse nicht seiner wirklichen Höhe entsprechend wirkt. Innerhalb dieses Bezirkes kleinere Hinduheiligthümer (der Göttercommunismus in diesen Ländern ist vollkommen desorientirend!) und eine unendliche Anzahl guter und schlechter Statuen, zum Theil Buddhas und kleiner Votivstupas von allen Grössen und Formen, die auch auf den Stufenabsätzen des Haupttempels bis hoch hinauf sichtbar sind.

Feigenbaum.

Das Merkwürdigste aber bleibt, was von der steinernen Rampe übrig ist, die, viel älter als der Tempel, den heiligen Feigenbaum umgab. Sie ist vielleicht das früheste von den bis jetzt bekannten Kunstwerken Indiens, möglicher Weise

Steinerne
Rampe.

mit jener Rampe identisch, von der wir wissen, dass König Asoka sie um den Feigenbaum aufführen liess. Solche Steinbalustraden um einen heiligen Baum, eine Dagoba oder einen Stupa gehörten zu den Lieblingsbauten der Buddhisten, die meisten hatten triumphbogenartige, mit Sculpturen reich geschmückte Eingangsthore, und auf den senkrechten und Querbalken der Rampen selbst haben die Erbauer in Relieffiguren, kleinen Reliefscenen und Verzierungen uns köstliche Documente hinterlassen, aus denen wir uns eine Vorstellung vom indischen Leben in den Jahrhunderten zwischen Alexander und Augustus bilden können. Von unserer Rampe hier ist nur ein Eingangsthor erhalten und dieses verhältnismässig klein und unbedeutend. Unter den Relieffiguren in halber Lebensgrösse auf den Balken der Rampe fielen mir nackte Frauen einzeln oder zu zweien, reich mit Schmuck behängt, auf, welche mit viel kleineren, die ich im Museum zu Muttra gesehen hatte und die auch von einer Rampe herrühren, Aehnlichkeit haben, nur dass sie zweifellos älter sind. Schöne Lotusblumen als Rosetten und sehr merkwürdige Ornamente mit Seejungfrauen und auf langen Füßen laufenden Crocodilen. Das Wichtigste aber sind kleine kreisrunde Reliefs mit verschiedenen Emblemen und Figuren. Da giebt es geflügelte und gewöhnliche Elephanten, Flügeltrosse, kleine Dago-

bas, vor einem Baume betende Menschen, Liebespaare, eine Schachpartie u. s. w. Keinerlei Verwandtschaft mit der Antike, wohl aber, wie bei den Malereien von Ajanta, mit der mittelalterlichen Kunst Italiens. Mit ähnlichen kleinen, theils allegorischen, theils realistischen Reliefs finden wir z. B. den grossen Brunnen von Perugia geschmückt, und die Meisterwerke dieser Gattung sind Andrea Pisano's wundervolle Sculpturen am Campanile zu Florenz. Sowohl diese buddhistischen als jene italiänischen Werke bezeugen einen hochentwickelten Culturzustand, in welchem die Menschen Lust und Musse fanden, in freiem Spiel, was sie sahen, glaubten und hofften, sich und den Nachkommen vor Augen zu stellen.

An den Tempelbezirk grenzt ein heiliger Teich, zu dem man durch ein Thor gelangt, vor welchem zwei gekrönte sitzende Buddhas, offenbar aus später Zeit, Wache halten. Auch sie kauern, wie Buddha meistens dargestellt wird, auf türkische Art und so, dass beide Füsse höher liegen als die Kniee und die Sohlen nach oben gekehrt sind. Bei uns bringt das höchstens ein Kautschukmann oder Clown zu Stande, die indischen Bildhauer sahen darin offenbar die bequemste Stellung zum Nachdenken über die letzten Probleme. Dem Tempelbezirk schräg gegenüber liegt über der Strasse der Dak-Ban-

Statue des kau-
ernden Buddha.

galo, im Garten desselben, auf der Mauer, die diesen umgiebt, in den Nebengärten, als Schutt zusammengehäuft, finden sich zahllose Fragmente von buddhistischen Votivsteinen, von denen ich ein gut Theil entführt habe. Moderne Hindutempel mit abscheulichen Fratzen darin stehen um den heiligen Bezirk herum und beeinträchtigen die Stimmung. Nicht weit im Osten aber fließt durch Palmengruppen die Liliya, ein jetzt dürftiger, aber im Herbst mächtig anschwellender Fluss. Sein Sanskritname ist Nairanjana, die Unbefleckte.

Für den Buddhismus giebt es keinen wichtigeren Ort als Buddha-Gayá. Mehr als tausend Jahre war es der heiligste Fleck für die Inder, und jetzt noch ist es das Jerusalem von vielen Millionen Erdbewohnern. Als König Asoka seinen Sohn Mahindo und seine Tochter Sanghamitta als Apostel nach Ceylon sandte, gab er ihnen einen Zweig des heiligen Baumes von Buddha-Gayá mit. Nach der Legende löste sich der Zweig von selbst vom Stamme ab und schlug Wurzeln im goldenen Gefässe, das ihn aufnahm. In der fernen südlichen Insel wurde er dann in Anuradhapura in die Erde gepflanzt und ward dort zum heiligen Baum, den ich vor drei Monaten an Ort und Stelle sah. Die ganze Sage ist ein sinnreiches Symbol für die Verpflanzung der Religion, die in diesem Feigenbaum gleichsam sich verkörpert.

Legende vom
Feigenbaum.

Um 1 Uhr mittags war ich wieder im Dak-Bangalo von Gaya und schlenderte in den späten Nachmittagsstunden durch die engen, sehr belebten Gassen der Stadt. Ihre grosse Sehenswürdigkeit ist ein Vishnutempel, architektonisch nicht hervorragend, aber weit und breit berühmt durch Vishnus Fussspuren, die im Stein des Bodens ausgeprägt, mit Silberblech überzogen und mit einer silbernen niederen Rampe umgeben sind. Ich durfte nur von Weitem hinsehen, weiss also über die Grösse der Spuren nichts zu sagen. Gewiss aber sind sie riesig gross, wie die angeblichen Fussspuren Buddha's, die man mir neben der Stelle des heiligen Baumes in Buddha-Gayá zeigte, oder die undeutliche Spur auf dem Adamspik in Ceylon. Dass hier in der Nachbarschaft von Buddha-Gayá ein vielbesuchter Wallfahrtstempel der Vishnubeter sich befindet, wie der Vishnutempel von Bindraban in der Nachbarschaft von Muttra, dürfte wohl, wie dort, auf einer inneren Verwandtschaft des Vishnudiendienstes mit dem Buddhismus beruhen. Schöner Blick vom Balcon eines Hauses auf den die Stadt durchschneidenden Fluss, die Palmen und Kegelberge. Mein Weg zum Bangalo führte an einem Teich vorbei, ein Hindutempel steht an seinem Ufer, klein mit holzgeschnitzten, ganz ostasiatischen Dachstützen, immer zwei phantastische Thiere, eines aus dem

Vishnutempel.

Holzschnitzwerk.

andern wachsend, ähnlich jenen an unseren gothischen Cathedralen, die übrigens an norwegische uralte Holzschnitzereien erinnern. Liegt hier wohl eine Spur frühester indogermanischer Stammverwandtschaft vor?

Siva-Wallfahrts-
tempel.

29. März. — Früh morgens auf einen vulcanischen Berg, den ein beliebter, Siva geweihter Wallfahrtstempel krönt. Ein reicher frommer Pilger hat eine bequeme Stiege von wohl tausend Stufen hinauf machen lassen. Der Himmel war, wie leider jetzt gewöhnlich, umschleiert, die Aussicht ziemlich beschränkt, dennoch habe ich mir von dort oben über diese historisch so wichtige Gegend Rechenschaft geben können. Ich blickte nach Buddha-Gayá hin, ohne vom Tempel etwas zu sehen, nur die Liliya gewahrte ich als dünnen blauen Streifen am Horizont. Um Mittag fuhr ich nach Bangipur zurück und setzte von dort wenige Stunden später meine Reise nach Calcutta fort, wo ich tags darauf 6 Uhr morgens anlangte.

Calcutta.

30. März — 2. April, Calcutta. — Wenn man von der Bahn kommend über die Brücke über den Hugli nach der Stadt fährt, glaubt man in Liverpool zu sein. Schiffsmasten, Fabrik-schornsteine, geschmacklose Kuppeln, griechisch sein sollende Säulenfronten, mit einem Worte Alles, was zu einer englischen Hafenstadt gehört. In den Hauptstrassen wird dieser Eindruck

noch verstärkt. Mehrere schlechte Standbilder, unter andern ein gemüthlicher Herr aus Marmor, der auf niederem Sockel zwischen drei Laternen sich offenbar entsetzlich langweilt. Nur durch das Denkmal der Königin Victoria in Amritsar, die mit bitterbösem Gesicht in Strassentollette spaziren zu gehen scheint, ist diese Kunstleistung noch übertroffen. Die Läden mit den Vordächern ganz wie in England; Government House, ein grosses Gebäude im Empirestil, in einem wohlgepflegten Garten. Keine eigentliche Stadt der Eingebornen, und diese selber verkommen. Wie die Kutscher hier auf dem Bock sitzen, erinnern sie nicht an Gestalten Michelangelo's, wie ihre Collegen in Benares, sondern an Affen. O diese Kutscher! Keiner von ihnen kann fahren, die sogenannten Lohndiener wissen keine Gasse, die Pferde scheinen dem Verenden nahe, die Wagen drohen jeden Augenblick in Stücke zu gehen, und da soll der Fremde in Calcutta weiter kommen! In dieser und mancher andern Hinsicht ist Bombay entschieden der Hauptstadt voraus, aber im grossen Ganzen merkt man hier doch, dass man sich in einem mächtigen Mittelpunkt wichtiger Interessen befindet, der eine Ueberlieferung von Generationen hinter sich hat. Kann Calcutta dieser Mittelpunkt bleiben, trotz des zähen Festhaltens der Engländer am Hergebrachten? Ich glaube kaum.

Bombay, das nach Europa hin blickt, nicht nach Ostasien wie seine Rivalin, wird diese mehr und mehr überflügeln, und Viele glauben, die Regierung werde in Púna, in den Bergen oberhalb Bombay, ihren Sitz aufschlagen. Dort könnte der Vicekönig zehn Monate im Jahre bleiben, während Calcutta, eine der ungesunden Städte der Welt, eigentlich nur drei Monate hindurch zu bewohnen ist. Den grössten Theil des Jahres wird Indien von Simla aus regiert, am andern Ende Hindustans, in den Abhängen des Himálaya oberhalb Lahore, und es ist mit Recht bemerkt worden, dass ein aus Nordwesten vordringendes Eroberungsheer leicht die ganze Regierung vom indischen Continent abschneiden könnte.

Botanischer
Garten.

Der Weg nach dem, eine Stunde von der Stadt entfernten botanischen Garten erinnert stark an die Umgebung von Colombo, und auch der riesige Garten selbst versetzte mich auf Ceylon. Er ist schlecht angelegt, enthält aber prachvolle Exemplare von Bäumen. Die Pièce de résistance ist eine *Ficus elastica*, die mit ihren Wurzeln, welche die Zweige stützen, einen ganzen Wald für sich bildet, es soll der grösste Feigenbaum der Welt sein. Im Glashause prachvolle Orchideen. Im zoologischen Garten nahe am Landungsplatz der Dampfer sah ich besonders schöne Panther und Tiger, unter letzteren einen riesig grossen, wie es wohl nur sehr wenige geben

mag. Die Käfige sind so geräumig, dass man die Thiere in der Bewegung gut beobachten kann.

Gegen die sonstige Gepflogenheit in Indien Museum.
 liegt das Museum mitten in der Stadt. Die archäologische Abtheilung ist sehr reich und wohl geordnet. Das Hauptstück, eine der ältesten buddhistischen Rampen, die von Barhut in Centralindien, oder wenigstens ein grosser Theil derselben mit einem bedeutenden Thore. Die Rampe von Barhut.
 Rampe rother Sandstein, ganz wie die in Buddha-Gayá, aber grösser. Sie kann dem Charakter der Sculpturen nach unmöglich viel jünger sein als jene. Wäre Calcutta nur nicht schon unerträglich heiss, man möchte mehrere Tage an ihr Studium wenden, jedes Relief zeichnen. So verzweifle ich sogar daran, Photographien zu erhalten, denn man bekommt sie nur mit besonderer Erlaubnis, und die sie ertheilen können, sind entweder schon in Simla oder reisen eben dahin ab. Halblebensgrosse Relieffiguren auf Thieren, eine auf einem Zwerg stehend, der die Beine von rückwärts über die Arme biegt. Er hat eine Kappe wie die Hofnarren unseres Mittelalters, unbedenklich würde man ihn in eine Cathedrale am Rhein versetzen können, als Dachstütze oder Kanzelhalter. Einige der Figuren, die Hände gefaltet, wie auf unsern Grabsteinen. Kleine runde Reliefs zum Entzücken und schon complicirter als in Buddha-Gayá, ein

Mal eine ganze Versammlung, wo, sehr naturalistisch, ein Mann vom Rücken gesehen wird. Sonst im Museum Sculpturen aus allen Gegenden Indiens, auch aus dem Fünfstromland und Muttra. In der School of Arts sah ich recht geschickte Bildhauer unter den braunen Schülern, die grösste Merkwürdigkeit aber ist eine Bildergallerie, die einzige in Indien, mit Copien nach Raphael, Murillo, Rubens, Netscher. Diese Kinder unserer Himmelsstriche nehmen sich unter der Sonne Bengalens mindestens ebenso fremd aus, wie die Giebelfiguren vom Parthenon im British Museum unter dem Londoner Nebel.

Bildergallerie.

Angenehme Begegnung mit zwei jungen Freunden und Landsleuten, Graf Ernst Hoyos und Graf Géza Széchenyi, die ich zu meinem Leidwesen in Bombay um wenige Tage verfehlt hatte. Sie haben in verschiedenen Gegenden Indiens, unter Anderem in Haidarabad, aufregende und erfolgreiche Jagden mitgemacht und erzählen sehr fesselnd von ihren waidmännischen Erlebnissen in Kuch-Bihar, einem kleinen indischen Bundesstaate nahe der Grenze von Sikkim. Ich frage mich, ob sie nicht eigentlich das bessere Theil erwählt und Indien intimer kennen gelernt haben, als es mir auf meinen Touristenwegen vergönnt war. Nicht ohne Neid höre ich vom Plane der beiden Freunde, trotz der herannahenden grossen Hitze einige Wochen

hindurch noch in Centralindien auf Tiger zu jagen. Auch Fischer, von Darjiling sehr befriedigt zurückgekehrt, stellte sich in Calcutta ein. Wir haben auf dieser Reise manche Orte gemeinschaftlich, manche jeder einzeln besucht, jetzt trennen sich endgiltig unsere Wege. Fischer schifft sich in wenigen Tagen, reich beladen mit Skizzen und ausgeführten Aquarellen, in Bombay nach Triest ein, während ich mich entschlossen habe, nach meiner Rückkehr aus Sikkim, wohin ich nun aufbreche, über Japan und Nordamerika den Heimweg anzutreten.



Todtenverbrennung in Benares.



Fragment eines Steingitters.
(Gwallor.)



Kinchinjanga.

IV. SIKKIM UND BHOTAN. — VON CALCUTTA NACH COLOMBO.

2. *April.* — Nachmittag Bahn nach Darjiling; wieder werde ich an Ceylon erinnert, da ich die palmenbesetzte Tiefebene durchschneide, welche den Hugli, der eine der Mündungen des Ganges ist, vom Hauptstrom trennt. In Domukdia besteige ich um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr ein Dampfschiff, auf welchem dieser übersetzt wird, am andern Ufer in Sara Ghat eine kleinere Bahn.

Reise nach Darjiling.

3. *April.* — 8 Uhr früh Siliguri. Abermaliges Umsteigen in eine Dampftramway mit kleinen, meist offenen Waggons, die aus dem Wiener Wurstelprater geborgt scheinen. Die ganze Bahn mit der Zwerglocomotive ist das Gegenstück zu der ehemaligen »Kaffeemaschinenbahn« von Lambach nach Gmunden, auf der ich als Kind noch gefahren bin. In Siliguri sah ich die ersten Mongolen, kleine Menschen mit plattgedrückten Gesichtern. Bald kamen die Vorberge des Himálaya in Sicht, bewaldet, von

grossen Formen, im Schleier dünnen Nebels. Wir beginnen zu steigen, die Bahn beschreibt die schönsten Schlittschuhläuferfiguren, mehrmals steigt sie in Spiralen aufwärts, manchmal fahren wir bis zu einer Spitze, dann glauben wir zurückzufahren, aber wir sehen bald unter uns den eben verlassenen Weg. Haben wir die halbe Höhe erreicht, wird die Steigung sanfter, die Luft herrlich, welche Wohlthat, aus der Backofenatmosphäre von Calcutta heraus zu sein. Auf den Stationen mongolische Musikanten, die wie Bären zu den eigenen Weisen tanzen. Bald wird es empfindlich kühl, Alles greift zu Plaids und Mänteln. Noch eine Stunde, und Darjiling ist in Sicht, auf steilem Berg-

Darjiling.

abhang, Villen, grössere Gebäude, Kirchen, Alles meist mit Blech gedeckt. Die Gegend hat einen Zug ins Grosse, man sieht den Boden des Thales nicht, das im Nebel schwimmt. Es ist wirklich »Wolkenheim«, was der Name Darjiling bedeuten soll. Leider verhüllen die Wolken auch die Schneeberge, von denen nichts zu erblicken ist. Um 4 Uhr Ankunft. Woodland's Hôtel, das mehr als irgend ein anderer Gasthof im indischen Reich nach Muster der europäischen eingerichtet ist, nimmt mich auf. Orientirungsspazirgang, herrliche Vegetation, ich bin mehr als 7000 Fuss hoch, in dieser Höhe sitzt man bei Zermatt zwischen Gletschern, hier stehen in

den Gärten, mit buschigen rothen Blüten bedeckt, grosse Rhododendronbäume.

4. — 7. April, Darjiling. — Kleine buddhistische Dagobas und Tempel erheben sich rings um den Ort. Weniger rein als in Burma oder Thibet, bleibt der Buddhismus doch die Religion der Lepchas, des hier ansässigen mongolischen Stammes. Eigentlich bin ich, wie bei Pesháwar, hier schon nicht mehr in Indien. Gehört das nordwestliche Panjab streng genommen zu Centralasien, so ist Sikkim, die Landschaft, in welcher Darjiling liegt, das richtige Vorland Chinas. Die köstlichsten Trachten, Bemalung oder vielmehr Betupfung der Gesichter mit schwarzer Farbe, viel Schmuck, aber noch mehr Schmutz. Noch drei weitere Tage blieben die hohen Schneeberge hinter Wolken und Nebel verborgen, endlich kam Regen und Sturm, und heute den 7. wurde ich um 5 Uhr mit der Nachricht geweckt, dass die »Snows«, wie man hier die Schneeberge nennt, sichtbar seien. Ich eilte ans Fenster, es war wie eine Vision, beinahe schöner in der Dämmerung als dann im vollen Sonnenglanz. Die höchste von hier zu sehende Spitze ist der Kinchinjanga, mehr als 28.000 Fuss hoch. Man fühlt ganz gut die Riesenhöhe, da man die weite Entfernung bemerkt, die zwischen uns und dem Fuss der Bergkette liegt, und doch von der Höhe überwältigt wird. Nichts in Europa kann

Himálajakette.

annähernd einen Begriff davon geben. Mit dem Pater Schäffer, dem lebenswürdigsten Jesuiten, dem ich begegnet bin, galoppierte ich einige Stunden später einen steilen Hügel hinan, an dessen Abhang die katholische Garnisonskirche liegt. Von oben zeigte er mir ausser der Hauptbergkette gegen Norden noch eine andere lange gegen Osten zu, die leider schon in den Wolken verschwand. Der Kinchinjanga und seine Nachbarspitzen ragten noch einige Zeit aus den qualmenden Wolken empor, dann war über dem märchenhaften Bilde wieder der Vorhang geschlossen.

8. April. — Vormittags waren die »Snows« noch oder vielmehr wieder zu sehen, aber blos wie hinter einem Schleier. Ich schickte einen Koch und Kulis mit dem Gepäck voraus und trat um 1 $\frac{1}{2}$ nachmittags zu Fusse meinen Ausflug nach dem bis vor Kurzem noch unabhängigen Sikkim an.

Grossstaaten und
Vorländer.

Wie eine orientalische Stadt sich zwischen endlosen Gärten und Vororten erhebt, die oft stundenlang sich hinziehen, bis der müde Reisende endlich den Stadtkern erreicht, so war und ist in alter und neuer Zeit jeder asiatische Grossstaat von einer Anzahl tributärer Vorländer umgeben, deren Verhältnis zum Centralstaat und unter einander den mannigfachsten Schwankungen unterliegt, so dass die politischen Grenzen innerhalb des grössten Continents der Erde

eigentlich nie buchstäblich zu nehmen sind. So war es der Fall mit Babylonien und Assyrien, mit dem alten und neuen Persien, mit den Reichen der Mongolen und Seltschuken, so ist es heute noch mit der Türkei und auch mit China der Fall. Es ist nicht in Wirklichkeit das Reich der Mitte, welches die Himálayaberge vom anglo-indischen scheiden. Zwischen den beiden Staatencolossen liegen als Puffer eine Reihe sehr ausgedehnter, aber nach hiesigem Massstabe kleiner Länder, die nominell zu China gehören, in Wahrheit aber höchstens einmal in einer Reihe von Jahren einen Tribut nach Peking entrichten, unter sich wieder in Unterordnungsverhältnissen stehen. Da ist nördlich vom Rückgrat des Himálaya der geheimnisvolle Priesterstaat Thibet, südlich davon und durch Thibet von China abhängig, in der Richtung von Westen nach Osten angeführt: die Länder Nepal, Sikkim und Bhotan. Diese Gebiete am südlichen Abhang der Riesenbergkette gerathen naturgemäss immer tiefer unter den Einfluss des anglo-indischen Reiches, und ihre Herrscher fürchten mehr die englischen Kanonen in ihrer Nähe, als den Kaiser im fernen Peking. In Sikkim, dem mittleren und kleinsten dieser drei Länder, hat England in den dreissiger Jahren Fuss gefasst, indem der Raja von Sikkim Darjiling mit einem kleinen Gebiete der

englischen Regierung als Sanitätsstation für ihre Truppen einräumte. Einige Jahrzehnte später war das ganze untere Sikkim bis zum Flusse Ranjit englisch, und 1865 wurde von Bhotan ein Stück zur Arrondirung abgerissen. Wie das alte römische und heute das russische Reich muss das englische in Indien sich ausbreiten, will es nicht zu Grunde gehen. »Friss Vogel oder stirb,« heisst es hier im wahrsten Sinn des Wortes. Die Beziehungen von Völkern und Staaten zu einander unterliegen nicht dem Gesetz der Moral, sondern einem unerbittlichen Naturgesetz, die bessere, strammere, festere Organisation muss die weichere, losere in sich aufnehmen, will sie ihre Bestimmung erfüllen.

Nun haben vor einigen Jahren die Thibetaner das Verhältniss zwischen dem Raja von Sikkim und der Regierung von Calcutta gestört, die Engländer marschirten in das bisher noch nicht unterworfenene nördliche Gebiet, bezogen Festungen, die meist schon von den Besatzungen verlassen waren, und haben thatsächlich ganz Sikkim schon in ihrer Gewalt. Der Raja und seine Rathgeber dürfen nichts thun, wobei der englische Resident nicht die Hand im Spiele hätte. Englische Truppen lagern im Lande, gerade so wie im indischen Reich. Vermuthlich aber wird dieser Status quo eine Weile dauern, denn ohne Krieg mit Thibet wird kein Definiti-

vum sich herstellen lassen; die Hauptkette des Himálaya ist eine starke Festungsmauer, und die Engländer werden wohl schwerlich Verlangen tragen, Kriegszüge zu unternehmen, gegen welche Alpenmärsche wie die Hannibal's und Napoleon's Kinderspiel wären, um schliesslich einen Staat zu vernichten, der sie ebenso vor dem ostasiatischen Riesenreich schützt, wie dieses vor ihnen.

Die Sonne war recht stechend, wenn sie aus den Wolken hervorblitzte, als ich das auf dem Bergrückén lang hingezogene Darjiling durchschritt. Da, wo sich der Weg den Berg hinunter neigt, steht eine kleine, weiss angestrichene Dagoba. Ein schmutziger Lama oder Priester aus Thibet umkreiste sie, immer aufstehend und wieder sich mit dem Gesicht zu Boden werfend, und murmelte seinen Rosenkranz. Nun gieng es südostwärts steil hinunter durch den Fleischbazar und Bambushütten mit angestrichenen und schmuckbehängten hässlichen Weibern. Bald war ich im Walde und freute mich, wenn die Zickzackwindungen des Weges mich in den Schatten der grossen Laubbäume mit pinienartigem Stamm brachten, die ich aus der Umgebung des Adamspik auf Ceylon wohl kannte. Eine ausgedehnte Theepflanzung mit einladendem Bangalo auf halber Höhe versetzte mich noch mehr in jene Gegend. Dann wieder dieselben Bäume immer dichter, mit immer breiterer Krone, und endlich

Fusswanderung
zum Ranjit hin-
ab

nach zwei Stunden anstrengenden Bergabgehens sah ich unter mir den blauen Ranjit über Felsen ein Waldthal mit steilen Abhängen durchfliessen. Als ich unten am Ufer war, marschirte ich noch eine Weile fort, an einigen Pferdestationen vorüber, bis ich zu einer landesüblichen schwankenden Bambusbrücke kam. Hier warteten Ponies für mich und meinen Diener, und fort gieng es in raschem Ritt den Fluss entlang. Es war schon 5 Uhr, und ich musste eilen, mein noch entferntes Nachtlager zu erreichen; deshalb bin ich nicht über jene Brücke an das jenseitige Ufer gegangen, auf welches Hübner sich auf einem Kahn übersetzen liess. Der lebendig und launig geschriebene Abschnitt im »Empire Britannique« verdient nachgelesen zu werden. Uebrigens sollte ich ja ohnehin bald an anderer Stelle in das zu Hübners Zeit noch unzugängliche, damals »freie« Sikkim eindringen.

Bambusbrücke.

Himalaya-
Ponies.

An den Pferden merkt man wohl, dass man nicht mehr in Indien ist. Diese Ponies, feurig und ausdauernd, sogar unseren kleinen galizischen Karpathenpferden überlegen, sind der Hauptreichthum der Gegend, wie das Vieh in den Alpen, und tragen mit unglaublicher Leichtigkeit die grössten Lasten die steilen Berge hinauf und hinab. Der Ritt, die in tiefgoldenen Dunst getauchte Abendsonne im Rücken, bald ganz knapp am munteren Bergstrom, bald hoch

über ihm, bleibt mir unvergesslich. Noch niemals habe ich meine Unwissenheit in der Botanik so sehr bedauert. Prächtige Bäume von den mannigfaltigsten Formen bilden einen Wald, der seinesgleichen sucht, Orchideen und andere Schlingpflanzen, einige blos grosse grüne Blätter, andere schöne weisse Blüthen tragend, ranken sich um die moosbedeckten Stämme, aus denen auch kleine fremdartige Blattpflanzen hervorspriessen, theils abgestorben, theils ganz frisch mit röthlicher Blattspitze. Unzählig sind die Abarten der Farnkräuter, von denen einige wirkliche Bäume bilden und durch welche Sikkim ebenso berühmt ist, wie durch seine Vögel und Schmetterlinge. Auch der Reichtum an diesen setzte mich am Ranjitufer in Erstaunen, ich sah Fasanen, bunt wie Paradiesvögel, grosse blaugefiederte und ganz kleine kolibriartige Vögel, deren Gezwitzcher sich mit dem Zirpen der Grillen mischte. Schmetterlinge, noch mehr und grössere als auf Ceylon, aber wie dort die schönste Gattung ein mächtiger Falter, schwarz mit gelbgestreiften Hinterflügeln. Anderthalb Stunden ritt ich durch diesen Zaubergarten, dann kam ich zum Zusammenfluss des Ranjit mit der Tista, der in einem rechten Winkel erfolgt. Der Ranjit fliesst westöstlich, die Tista, von Nord nach Süd strömend, ist der Hauptfluss von Sikkim und er-

Pflanzen.

Vögel und
Schmetterlinge.

Tista.

giesst sich an der Grenze von Assam und Kuch-Behar in den Brahmaputra, den dritten der grossen Himálayaströme, der nicht weit von der Quelle des Indus entspringt, in entgegengesetzter Richtung wie dieser die Hauptkette des Himálaya umfliesst, um schliesslich knapp vor seiner Mündung seine Fluthen mit denen des Ganges zu vermischen. Dem Lauf der Tista folgend dreht der Weg sich nun südlich. Allmählich brach die Nacht herein, ich ritt über eine Brücke über einen Gebirgsbach, der parallel mit dem Ranjit fliesst, und war gegen 7 $\frac{1}{2}$ abends in einer Art Bazar, zwei Reihen Hütten an der Strasse, unter mir am Flussufer andere, aus denen Musik mir entgegenklang. Noch ein kurzer Galopp, und ich hielt vor einem einladenden Dak-Bangalo, wo ich Essen und Nachtlager bereit fand, neben einer kühnen Kettenbrücke über die Tista, welche die Engländer erst vor Kurzem vollendet haben.

Tistabrücke.

9. April. — 5000 Fuss bin ich hier unterhalb Darjiling, und die zahlreichen Insecten, die mich zwangen unter meinem Mosquitonetz zu schlafen, liessen es mich deutlich merken. Nun gilt es, am andern Ufer den steilen Berg wieder hinaufzuklimmen. Der Blick von der Brücke ist stromauf und stromab gleich schön. Drüben angekommen, trägt mich mein braver Pony tapfer die raschen Krümmungen empor.

Wo ich hinblicke, ansehnliche waldbedeckte Berge, etwas schief in nördlicher Richtung, hoch über der Brücke eine saftig grüne Wiese, die mit dem Schweizer Rütli Aehnlichkeit hat. Die Schattirungen, dank einigen weisslichgrünen Bäumen, anderen von der Sonne gebräunten und verdorrten, sind so mannigfaltig wie bei uns im October; ich denke an meine Ritte durch röthliche und goldgelbe Buchenwälder und empfinde einen Augenblick etwas wie Heimweh. Die Windungen des Weges werden grösser, fast eben reite ich bald in einer, bald in der andern Richtung den Berg entlang. Kein Wald umgiebt mich mehr, die Sonne wird stechend. Nun blicke ich fast senkrecht auf den Zusammenfluss der beiden Wasser hinunter, ein Flussthal ist herrlicher als das andere. Oberhalb dieser Stelle biege ich um die Bergspitze herum und gewahre bald vor mir auf einem Kamm, der zu einer andern überleitet, Bambushütten und weisse Häuser. Es ist der Ort Kalimpong.

Waldschattirungen.

Kurze Rast auf der Polizeistation und weiter durch den Bazar des Ortes, dann wieder in nordöstlicher Richtung den anderen Bergabhang entlang mit dem Blick auf den Fluss Rilli, der von Osten her der Tista zufliesst. Theils eben, theils schwach bergan geht es nun, meist schattenlos, stundenlang fort hoch über dem Thal, das, weniger schmal als die vorher-

Menschliche
Typen.

gesehenen, auch weniger malerisch ist. Die Menschen aber und Werke von Menschenhand ersetzen, was der Gegend vielleicht mangelt. Ausser den Lepchas mit dem mongolischen Typus, dem gedrunenen Körperbau und den besonders starken Waden, Leute aus Thibet mit oder ohne Zopf schon in ganz chinesischer Tracht mit Schirmen, welche bunt mit Vögeln und Blumen bemalt sind und die sie aus Ehrerbietung vor dem Europäer schliessen. Von den Berittenen steigen viele von ihren Pferden, mich zu grüssen, wie die galizischen Bauern. Man sieht, die Engländer haben den Gelbhäuten den Respect vor der weissen Farbe gründlich einzufliessen verstanden. Ferner kurze, gedrungene, nicht mongolisch aussehende Gurkhas aus Nepal, entschlossen dreinschauend, ein beliebtes Soldatenmaterial für die britische Regierung, dann aber andere, hohe schlanke Menschen, hellbraun, mit Adlernasen, verschieden von allen Racen, die ich in Indien sah, über die niemand mir Auskunft geben konnte.

Bambushütten.



Grosse und kleine
Bambushütten,
strohgedeckt, mit
einem Loch an beiden
Dachenden, den
Rauch heraus zu

lassen, mit kleinen Verandas und kleinen äus-

seren Stiegen: das ist schon China, wie ich es mir gedacht habe. Um viele der Häuser, mögen sie Tempel sein (die sich äusserlich von den Wohnhäusern nicht unterscheiden) oder nicht, hohe Bambusstangen mit weissen oder auch bunten, der Länge nach daran befestigten Fahnen, Gebete sind auf thibetanisch darauf gedruckt, und der Wind, wenn er die Stangen bewegt, fungirt als Gebetsmaschine und vertreibt so die bösen Geister. Aehnliche Fahnen umgeben die Tempel bei Darjiling, ihre Bedeutung erfuhr ich aber erst jetzt. Kleine, schlecht gemauerte Steinbauten stehen auch an der Strasse, wie unter einander verbundene Rauchfänge, darin in halber Höhe eingefügt oder in Nischen Inschriftsteine, dieselben Gebete enthaltend. Ein solches kleines Bauwerk heisst Dobon auf ostthibetanisch, und die gläubigen Buddhisten umkreisen es betend und sich niederwerfend und wieder aufstehend, wie der Lama von gestern Morgen die Dagoba, einige Secten von rechts nach links, andere in entgegengesetzter Richtung.

Gebetsfahnen.

Dobons.

Zwei Stunden, nachdem ich Kalimpong verlassen habe, durchreite ich einen neu angelegten Bazar, und bald umfängt mich hochstämmiger Wald. Eine Weile bergan, dann Blick in eine neue Welt; ich bin auf einer Passhöhe. Ein weites Thal, höhere Berge, grossartigere Formen, leider beein-

trächtig der Nebel, wie stets oder beinahe stets in dieser Jahreszeit, die Aussicht. Nun durch den Wald bergab, wieder wimpelungebene Häuser, dann Bazar, hohe kräftige Kriegergestalten mit gutmüthigem Gesichtsausdruck, es sind Panjaber, ein Eliteregiment, das hier liegt, ich bin in Pedong.

Behausung des
Missionärs.

Ein Officier weist mir das einstöckige, weiss getünchte Haus des französischen Missionärs, Pater Desgodins, an den ich einen Empfehlungsbrief habe. Zwei jüngere Priester rufen den Pater herbei, der im Schurzfell, einen Anstreicherpinsel in den schmutzigen Händen, mich begrüsst. Er hatte soeben sein Stiegenhaus frisch angestrichen. Er führte mich in das Fremdenhaus hinter dem Hauptgebäude — von beiden war der Pater selbst Architekt, Maurer und Zimmermann — eine elende Baracke aus Bambus und schlechtem Lehm mit einer schwankenden Aussenstiege, zu engen und zu niederen Thüren, in der Mitte des einen Zimmers ein Quadrat mit Erde als Feuerherd, zeigte auf eine eiserne Bettstatt und ersuchte mich, es mir bei ihm bequem zu machen; das Alles that er mit einer Würde und Grazie, als sei er ein englischer Herzog, der mir die schönste Gastwohnung seines Schlosses anweist.

Während der Pater sich zurückzog, sich umzukleiden, besichtigte ich das Hauptgebäude

und seine Umgebung. Die Aussicht ist weit. Steil fällt auch dieser Waldberg ab, und auch hier strömt unten ein munterer Fluss, der Rushet, der sich in den Ringpo, einen Nebenfluss der Tista, ergiesst. Pedong gehört zu Englisch-Bhotan, das 1865 annectirt wurde, über dem Rushet drüben liegt das bis jetzt unabhängige Sikkim. Der Berg gegenüber heisst Rhenok oder Rhena, und unterhalb der Spitze, die ein von Wimpeln umgebenes kleines Buddhistenkloster krönt, gewahre ich ungefähr in der Höhe meines Standpunktes die weissen Zelte eines ausgedehnten englischen Lagers. Im Hintergrunde in weitem Halbkreis hohe Berge, die Schneeberge hinter diesen verdeckt leider der Nebel. Vor dem Hause ein freundliches Gärtchen mit den schönsten Rosen. Das Haus besteht aus mehreren kleinen Kammern zu ebener Erde und im oberen Stockwerk, eine davon dient als Capelle. Ich betrachte die Farbendrucke an den Wänden: ein sehr verunstalteter armer Erzengel Michael, ein entarteter Nachkomme des himmlischen Streiters von Raphael im Louvre, eine moderne heilige Anna, die kleine Maria unterrichtend, mit spanischer, französischer und englischer Aufschrift, wohl für amerikanische Missionen bestimmt, der Tod des Sünders und des Gerechten mit giottesken Anklängen und zwei Bilder, wie sie eigens für China verfertigt werden, die

leidende, streitende und triumphirende Kirche mit Chinesen im Fegefeuer, Chinesen im Himmel, Chinesen um den Papst und die Cardinäle, und ein anderes die Höllenstrafen, sehr drastisch, wo wieder bezopfte gelbe Männer in Flammen geschmort und von greulichen rothen Schlangen gebissen werden.

Pater Desgodins.

Bald kam Pater Desgodins mit gewaschenen Händen und in schwarzer Soutane herbei und hiess mich auf's Neue willkommen. Erst jetzt habe ich ihn genau betrachtet. Er ist ein Mann von einigen 60 Jahren mit gescheidten Augen hinter einer Brille und grosser gebogener Nase. Sein ganzes Wesen bekundet Güte und Energie. Wir setzten uns auf den zitternden Balcon, und er erzählte mir liebenswürdig und fesselnd von seinem Lehrer und Genossen, dem kühnen Missionär Lerou, der an der thibetanischen Grenze, als chinesischer Kaufmann verkleidet, von einem Lama das Thibetanische erlernte und nachts, als dieser schlief, seine chinesischen Notizen ins Französische übersetzte, von seinem eigenen Leben während 30 Jahren in China und Thibet, und wie er in letzterem Lande schon viele Bekehrungen vorgenommen hatte, aber sein Werk wieder zerstört sah, von den buddhistischen Klöstern in Thibet, von Lhassa, der Hauptstadt, in unzugänglicher kalter Höhe, von der dortigen Religion und Staatsverfassung. Durch den letzten Sturm, den die

Lamas erregt hatten, aus jenem Lande vertrieben, hat er sich nun hierher unter englischen Schutz geflüchtet und besorgt mit seinen drei jungen Gefährten die Seelsorge der zahlreichen irländischen Truppen, die jetzt in Sikkim lagern. Bekehrungen hat er hier noch keine zu verzeichnen und glaubt kaum, dass ihm sobald eine gelingen werde, die Lepchas seien mehr Thiere als Menschen, ohne Ahnung von irgend einer Religion. Es wurde Nacht, und da mein Gepäck noch immer auf sich warten liess, forderte mich der Pater auf, seine Abendmahlzeit zu theilen. Ich setzte mich mit ihm und den beiden jüngeren Missionären zu Tisch, zwei zerlumpete Knaben von acht Jahren, Lepchas, bedienten uns. Die Speisen waren so wenig einladend, dass ich nur etwas Brot und Salat, den der Hausherr bereitete, zu mir nehmen konnte. Er that, als bemerke er nicht, wie ich nichts ass, und wieder war ich über seine Manieren erstaunt. Ein römischer Cardinal an wohlbesetzter Tafel mit poudrirten Bedienten hinter den Stühlen hätte mir nicht anders die Honneurs machen können. Pater Desgodins ist ein Lothringer aus der Gegend von Verdun, den sein Drang, für den Glauben zu wirken und die Welt zu sehen, jung aus Europa forttrieb. Er hat mehrere Bücher, eines über Thibet, geschrieben, ist Officier der Pariser Academie und arbeitet seit Jahren uner-

müdtlich an einem thibetanischen Lexikon, dessen Vollendung er kaum zu erleben hofft.

Ritt nach dem
Rhenok.

10. April. — Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und neben meinem Bette stand ein junger, eleganter Tourist, der mich fragte, wann wir aufbrechen würden. Ich rieb mir die Augen und erkannte den Pater Saleur, einen der Missionäre, der mir auf einem Ritt in's englische Lager auf dem Rhenok drüben als Führer dienen wollte und der in seinem grauen Reiseanzug fast wie ein Dandy aussah. Bald waren wir auf unsern Ponies unterwegs, und ich freute mich wieder an herrlichen Bäumen und Farrnkräutern. Nach zwei Stunden langten wir unten am Fluss an, über den eine neue gute Holzbrücke führt. Die Landschaft ist im Wesentlichen der am Ranjit ähnlich. In steilem Zickzack geht es auf der andern Seite hinauf, durch einen Ort mit bunten Gebetsfahnen, der ebenso wie der Berg Rhenok heisst, und bald halten wir im englischen Lager, Hari genannt.

Englisches
Lager.

Musterhafte Ordnung, die schönsten Maulthiere, die ich je sah, viele aus Italien, zum Transport des Gepäcks. Auch kleine stahlblaue Armstrongkanonen tragen sie auf ihren Rücken die Berge hinan, ein Maulthier den Lauf und je eines ein Rad. Gutmüthige Riesen aus dem Panjab und kleine, trotzig dreinschauende Gurkhas stehen Wache oder pflügen vor

den Zelten liegend der Ruhe. Wir begrüßen einen der Missionäre, der schon vorgestern Pedong verlassen hatte, er geht drei Tagereisen weiter nach Natong, wo ein irländisches Bataillon steht. Zwei Postbeamte, wie die Officiere gekleidet, im weissen Ashantihut und dem staubfarbigen, Kakhi genannten, Leinwandanzug, schliessen sich uns an, und hinauf geht es auf die Bergspitze zum kleinen Buddhistenkloster. Unterwegs kräftige Buckelstiere, die eine üppige Wiese abweiden. Rundblick oben sehr lohnend, zwar sind die Bergriesen auch heute verschleiert, aber einen schneebedeckten Berg gewahren wir doch im Nordosten, es ist der Lingtu, an der Grenze zwischen Sikkim und Bhotan. Dort oben hatten die Thibetaner ein Fort errichtet, das sie für uneinnehmbar hielten, vor Erstaunen über die dennoch anrückenden Engländer liess es die Besatzung im Stich, und die Eroberer machten nur zwei Zurückgebliebene zu Gefangenen. Dies geschah vor einem Jahre, im März 1888.

Lingtu.

Das kleine Kloster fanden wir begreiflicher Weise menschenleer. Ein Holzbau, zwei Stuben, in der inneren ein bunt bemalter hölzerner Schrank mit Nischen. Einige Buddha- und Götterbilder, denn der Buddhismus ist hier zu Lande mit zahlreichen, aus Indien und China stammenden fremden Elementen gemengt; eine Theekanne, Löffel u. s. w. Wir nahmen Einiges davon

Buddhistisches
Kloster.

als gute Prise mit, sowie mehrere Gebetsfahnen, die mich besonders freuen, da sie sonst schwer zu erlangen sind.

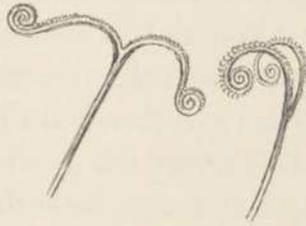
Zweige mit dem
Samen des Ve-
nusbaumes.

Auf dem Rückweg nach Pedong, beim Hinaufreiten durch den Wald auf der Terrasse einer Bambushütte eine roth drapirte Spinnerin, ein fertiges Bild. In der Nähe des Missionshauses am Wege kleine Baumzweige, in welche Ritzen gemacht sind, um sonderbare Pflanzengebilde zu halten. Sie sehen aus wie die Enden weisser Pfauenfedern, nur sind sie bis auf den kleinen Kern durchsichtig wie dünnes Seidenpapier. Sie sind der Same des Venusbaumes, der rothe Blüthen trägt und eine Art Riesenschote zur Frucht hat, die eine ungeheure Zahl dieser eigenartigen Samenkörner enthält. Vielleicht hat das Aufstecken derselben einen religiösen Zweck. Merkwürdiger Weise heisst der Venusbaum auch auf thibetanisch: Baum der Liebesgöttin, Passang-Ching. Passang heisst nicht nur die Liebesgöttin, sondern auch Dies Veneris, Freitag.

11. April. — Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens nahm ich Abschied von dem schön gelegenen, wackeligen Missionshause, aber nicht von seinem Erbauer, denn Pater Desgodins liess es sich nicht nehmen, seinen Touristenanzug hervorzuholen und mich auf dem einzigen Gaul der Mission ein Stück zu begleiten. Koch und Gepäckträger wurden direct nach dem Bangalo an der Tista-

brücke gesendet, wir aber schlugen, von meinem Diener und den Pferdeknechten gefolgt, uns nach Westen wendend, einen Weg über eine bewaldete Höhe ein. Steil ritten wir anfangs aufwärts und blickten hinunter auf das Treiben im Lager mit seinen Baracken und Holzhäusern, aus deren Mitte eine breitästige Cypresse von einer mir fremden Gattung ernst hervorragt. Wir kamen an Maulthierhürden vorbei, die Thiere waren aber bei Weitem nicht so schön, als die im Lager, das ich gestern besucht hatte. Bald nahm uns ein prächtiger Wald auf, wieder aus jenen Laubbäumen mit pinienartigen Stämmen, von Orchideen und anderen Schlinggewächsen umwuchert, zwischen ihnen auf dem Boden allerlei Farrnkräuter. Viele von diesen nehmen, ehe sie ganz entwickelt sind, die Form von orientalischen Sceptern an. Grillengezirpe und der in diesen Bergen vierfache Kukukruf erfüllte den Wald. Nach-

Farrnkräuter.



dem wir noch einige Zeit tüchtig bergan geritten waren, gieng es nun auf einer nach beiden Seiten steil abfallenden Bergkante weit sachter aufwärts. Zwischen den Bäumen durch Blicke in die Thäler und auf höhere Waldgebirge. Die Schneeberge im Norden waren wieder von

Nebel bedeckt. Im October, November soll hier, wie auch in Darjiling, die Atmosphäre am klarsten sein.

Domson.

Um 9 Uhr waren wir auf der Höhe; hier hatte einst ein Lamakloster gestanden, das grösste weit und breit. Im Jahre 1865, als die Engländer in Bhotan einmarschirten, um das südwestliche Ende davon ihrem Reiche einzuverleiben, ward das Kloster zur Festung, die von den Priestern und ihrem Anhang heldenmüthig vertheidigt wurde. Niemand ergab sich, alle Vertheidiger wurden niedergemetzelt und das Gebäude dem Boden gleich gemacht. Der Berg heisst Domson, und nach ihm führte das Kloster den gleichen Namen. Ein Dobon oder eine Mauer mit Inschriftsteinen, wie ich sie neulich erwähnte, grösser, als die ich bisher sah, ist allein aufrecht geblieben. Drei mannshohe »Schornsteine« ragen aus dem Boden hervor, durch etwas niedrigere Mauern verbunden, in den drei »Thürmen« auf allen freien Seiten Nischen mit Inschriftsteinen, an den Mauern bis zu dreiviertel Manneshöhe zwei Reihen von solchen Steinen übereinander.

Mauer mit Inschriftsteinen.

Gebet auf den Steinen.

Pater Desgodins behauptet, dass diese Inschriftsteine immer, die Fahnen um die Häuser und Tempel meistens dasselbe Gebet enthalten, das aus sechs Silben oder Worten besteht. Auch an den Rosenkränzen, auch mit den kleinen und grossen, zum Drehen eingerichteten Gebet-

maschinen wird hauptsächlich dieselbe Reihe von Silben abgebetet. Beinahe niemand kennt in Wirklichkeit ihre Bedeutung, und die Bauern pflegen zu sagen, dass die Priester ihnen das Aussprechen dieser Silben empfehlen, daher müsse ihnen eine besondere Kraft innewohnen. Die meisten Lamas selber wissen nicht mehr darüber, aber vermuthlich ist jede Silbe der Anfang eines Satzes oder eine Anrufung in Sanskrit, mit thibetanischen Buchstaben geschrieben. Die glaubwürdigste der verschiedenen Erklärungen ist nun die, dass die sechs Silben die sechs Stufen der Seelenwanderungen bedeuten: 1. Reine Geister, Genien, Engel; 2. Solche, die nahe daran sind, es zu werden; 3. Menschen; 4. Thiere; 5. Ein Ungeheuer, Symbol des Elends, mit Riesenmaul und Riesenbauch, einem ganz dünnen Hals, immer hungrig, nichts verschlingen könnend; 6. Die Hölle. Die drei ersten Stufen werden als günstige, die drei letzten als ungünstige bezeichnet. Innerhalb der einzelnen Stufen wieder Unterabtheilungen. So ist es in der Stufe »Mensch« besser, als Mann als als Weib wiedergeboren zu werden, besser reich als arm u. s. f. Die Hölle gar hat 18 verschiedene Variationen, wovon neun heisse und neun kalte. Einem Anhänger des Thibetaner Buddhismus, der z. B. im Mai einige Tage in Calcutta sich aufhalten müsste, sollte es, denke

ich, die ärgste Versuchung sein, irgend eine Unthat zu begehen, in Folge welcher er in die kälteste der kalten Höllen geschleudert würde.

Die meisten Steine auf dem Dobon von Domson zeigen diese, immer gleichen Inschriften in fortlaufender Schrift in mehreren Zeilen, einige aber eine Silbe in der Mitte, die andern in kreisförmiger Anordnung herum mit Verzierungen dazwischen, so dass die Inschrift einem Stern gleicht. Am meisten erfreut aber war ich, in den Nischen des mittleren »Schornsteins« Steine mit einer Dagoba (thibetanisch Tschutin) in Relief zu finden. Einen dieser letzteren und einen Stein mit der vollständigen Sechssilbeninschrift nahmen wir heraus und wollten sie den Pferdetreibern zum Tragen geben. Obwohl die Steine aber nur eine Schieferart, also nicht schwer sind und die Treiber keine Buddhisten waren, denen religiöse Scrupel als Entschuldigung gedient hätten, weigerten sich diese stolzesten aller Spanier entschieden, die Steine zu tragen: »Wir sind Pferdetreiber, keine Träger«, lautete ihre kategorische Weigerung, die durch die glänzendsten Trinkgeldversprechungen nicht rückgängig zu machen war. Ich wurde dadurch zwar um die Kenntnis eines wichtigen Rangunterschiedes unter diesen schlitzäugigen Hídalgos bereichert, musste dieselbe aber ziemlich theuer erkaufen,

Standesgefühl
der Pferdetrei-
ber.

denn es blieb mir nun nichts übrig, als einen der Steine meinem treuen Mahadöh auf das Pferd zu laden, den andern selber vor mich auf den Sattel zu nehmen und so den ziemlich steilen Waldpfad hinunter zu reiten. Nach einer Stunde bogen wir in den Hauptweg ein, der nach der Tistabrücke führt, und hier nahm ich mit einem »Auf Wiedersehen«, das, wie ich befürchte, sich nie realisiren wird, Abschied von meinem gelehrten Führer und Hausherrn.

Wir begegneten bald Kulis, denen wir die Steine aufluden, und in raschem Trabe eilte ich den Andern voraus, Kalimpong zu. Unterwegs wieder alle möglichen Typen von Menschen, auch Lepchas, die mittelst eines Bandes über dem Kopf ungeheure Balken trugen, bald sie quer über den Weg in ihrer ganzen Länge frei schweben lassend, bald einen, auch zwei derselben auf dem Boden nachschleifend. Nicht weit von der Stelle, wo der Pater umgekehrt war, überholte ich die Träger mit meinem Gepäck; lachend einander die Zähne zeigend — ihre Fröhlichkeit unterscheidet diese Mongolen vortheilhaft von den immer gedrückt dreinschauenden Hindus — lagen sie im Schatten eines Baumes, meine Bündel und Körbe um sie herum, und lachend zeigten sie, als ich sie zum Aufbruch mahnte, nach der Sonne, mit ihren heissen Strahlen ihr Rasten entschuldigend.

Koch und Kulis.

In ziemlich' weiter Entfernung aber sass, sein Pferd haltend, unter einem andern Baume mein langer Koch aus Kashmir. Nach dem Zwischenfall mit den Pferdetreibern wunderte ich mich nicht über den räumlichen Abstand, durch welchen der Schüler Vatels seine überlegene gesellschaftliche Stellung den Trägern gegenüber zu erkennen gab. Ein Koch kann doch nicht mit Kulis unter demselben Baume rasten! Hätte ich Rousseau auferwecken und ihm diese Naturkin-der zeigen können, er hätte vielleicht eingestehen müssen, dass gerade das Umgekehrte seines berühmten Satzes wahr ist, der lauten müsste: Die Ungleichheit ist das Werk der Natur, die Gleichheit das Werk der Gesellschaft.

Lamakloster bei
Kalimpong.

Um 11 $\frac{1}{2}$ war Kalimpong von Weitem in Sicht, und es galt, bevor ich es erreichte, das Lamakloster links vom Wege ausfindig zu machen, von welchem mir die Missionäre erzählt hatten. Nachdem ich zu zwei von weissen Gebetsfahnen umflatterten Häusern hingeritten war, die sich als gewöhnliche Bauernwohnungen herausstellten, wollte mich von einem dritten, etwas grösseren Gebäude ein kleiner, schlau dreinschauender kugelrunder Mongole fortweisen. Ich ritt aber um das Haus herum und entdeckte einen bunt bemalten hölzernen Erker. Nun wusste ich, dass ich am Ziele war,

und nöthigte durch mehrmaliges Wiederholen der Zauberformel Bakschisch den ehrwürdigen Nachfolger Buddhas, mich in das Innere zu geleiten.

Wie die meisten hier zu Lande, steht auch dieses Gebäude auf Balken frei in der Luft, unten treibt sich allerlei Geflügel herum. Auf schwankender Holzstiege gelangte ich zunächst in ein geräumiges Vorzimmer, an dessen Hauptwand vier Gemälde prangten, phantastische, chinesisch aussehende Götter darstellend, einer mit weisser, einer mit gelber, einer mit blauer, der vierte mit rother Hautfarbe, alle reich gekleidet und mit langen krallenartigen Nägeln an den Fingern. Eine schmale Thür führt in den Hauptraum, der wie das Vorzimmer ziemlich niedrig ist. Man tritt unmittelbar neben der Hinterwand ein, deren ganze Länge durch drei roth und blau bemalte, mit Nischen versehene Schränke eingenommen wird, ähnlich dem, den ich auf dem Rhenok sah. In den Nischen kleine Buddhas, aber auch Sivas und andere vielhändige Götter aus Messing, in der mittleren ein grosser sitzender Buddha mit vergoldetem, ganz westländischem Kopfe und riesigem Heiligenschein, herum kleinere stehende und sitzende Götter und Lamas, davor auf einem langen Tisch Blumen aus bunt bemalter Butter, allerlei Glocken und verschiedene fremdartige Metallgegenstände. Gegenüber

dem »Altar« der bunte Erker, durch den das Licht fällt. Was an Raum rechts und links neben dem Erkerfenster bleibt, ist, wie die beiden Seitenwände, bedeckt mit acht oder zehn gemalten lebensgrossen, sitzenden Gestalten von chinesischem Aussehen. Meist sind es Buddha-Incarnationen, aber auch hässliche Gottheiten sind darunter mit ekelhaftem Gebiss und widerlichen Augen, und um die grossen viel kleinere sitzende und stehende Figuren gruppiert. Zwei roth bemalte Pferde stützen die Decke, an denen Fratzenmasken befestigt sind, wie sie die Priester bei Festen tragen, wo sie als Götter erscheinen. Zwischen den Nischen der Schränke, am Erker, an den Pfeilern hängen kleine, theilweise trefflich gemalte Bilder, Fahnen ähnlich, von breitem Seidenrand umgeben. Ein Buddha besonders schön darunter, vierhändig, zwei Hände gefaltet, in der dritten eine Blume, in der vierten den Rosenkranz, auf der blassrothen Lotusblume sitzend, chinesisches in Haltung und Malweise. Ganz ähnlich finden wir ihn einmal gross an der Wand. Ein Paar Holzbänke und ein Tamtam stehen an den Pfeilern.

Verfall des Buddhismus.

Ich dachte an die Grotten von Ajanta mit ihrem vornehm ernsten, künstlerischen Schmuck, die der Ausdruck des reinen Buddhismus waren. Was mich hier umgab, bezeugte, was tausend-

jähriger Verfall und ihre »Uebersetzung in's Mongolische« aus dieser Religion gemacht hatten. Wo hatte ich aber schon ähnliche Eindrücke empfangen? Diesen grellen Farben und Vergoldungen, diesem rohen Fetischdienst, wo war ich ihnen begegnet? Und bald war es mir deutlich, dass es in den Klöstern von Moskau und Kiew war. Die Religionen modificiren die Völker, aber auch umgekehrt modificiren die Völker die Religionen. Das Mongolenthum hat von den edelsten unter allen, von der Religion der Liebe und von der des Mitleids, sich nichts innerlich anzueignen verstanden, es hat ihr Wesen versteinert und ihr Bild zu hässlichen Fratzen verzerrt.

In Kalimpong angelangt, frühstückte ich bei einem Ingenieur, dem ich auf dem Ritte nach Pedong begegnet war, denn hier, wie im fernen Westen von Amerika, schliesst man sich rasch aneinander an. Mein Gastfreund haust mit Frau und Kindern an der Strasse in einer geräumigen Bambushütte, die mehrere Zimmer enthält, mit weiter Aussicht auf die Waldberge und das Thal des Rilli. Ich verplauderte eine angenehme Stunde mit dem Ehepaare. Frauen wie die, welche mir gegenüber sass, liebenswürdig, klug, gewandt, unterrichtet, die ihrem Manne an entlegene Vorposten der Cultur folgen, Entbehrungen, Krankheiten sich aussetzen und ihm

Europäische
Familie in einer
Bambushütte.

mit der Häuslichkeit Zuversicht und Ausdauer verleihen, wird man gewiss am meisten unter den Engländerinnen antreffen.

Die Bambusstaude, der Bambusbaum ist dem Menschen in diesen Bergthälern das Um und Auf. Aus Bambus sind seine Wohnungen gezimmert, Bambusrohr, ausgehöhlt, dient als Wasser- und Milchbehälter, Bambuszweige sind das fast ausschliessliche Futter der kleinen, ausdauernden Bergponies. Lange Züge dieser Thiere, die das Gepäck englischer Truppen in das unabhängige Sikkim getragen hatten, überholte ich auf meinem Ritte weiter zur Tista hinunter und fand sie auch zu dreissig und vierzig auf den Höhen in Hürden untergebracht, wie man in den Abruzzen die Schafe antrifft. Von Pflanzen, die ich auf dem Wege herauf nicht notirt hatte, bemerkte ich eine daturaartige Blume in der Nähe der Hütten und eine Akazie, grösser und mit grösseren Blättern und Blüthen, als die bei uns vorkommt, die Blüthen aber vom selben Duft. Ein Gewitter gieng in der Ferne nieder, und es war ziemlich kühl, als ich um 5 Uhr nachmittags im Bangalo neben der Kettenbrücke anlangte. Abends schöner Mondschein, an dem ich mich von der Brücke aus erfreute.

12. April. — Um 7 Uhr früh Aufbruch nach Darjiling. Auf dem steilen Bergabhang links von der Strasse bemerkte ich eine elende

Hütte mit ruinirtem Dach, schwankender Leiter als äusserer Stiege, schwachen Bambusstämmen als Stützbalken, an einer Art Balcon aus Rohr aber hieng eine Tafel mit der Bezeichnung Post-office, und an einen Baum, an den die Hütte sich lehnte, war eine andere Tafel gehängt, offenbar die Stunden des Postabganges enthaltend. Ich ritt ein Stück des Weges zurück, den ich vor vier Tagen gekommen war, aber nach der Brücke über den kleinen Nebenfluss, lange bevor man den Ranjit erreicht, bog ich nach Westen ab und schlug einen neuen, steil bergan führenden Weg ein. Prachtvoller Wald, nach einer halben Stunde Blick auf den Zusammenfluss der zwei Wasser, in der Nähe ein Dak-Bangalo, wo ich die letzte Nacht hätte zubringen können, wenn ich von seiner Existenz gewusst hätte. Nach einer weiteren Stunde habe ich den Wald hinter mir und bin in Mr. Munroes berühmter Theepflanzung angelangt. Sein Wohnhaus, ganz aus Bambus, steht heimlich unter Nadelbäumen, etwas weiter nahe am Wege herrliche Cypressen, von kleinen, wilden, aber vollen Rosen reich umwunden, wie ich sie nur in Sikkim gefunden habe. Munroes Besetzung und die ganze Gegend heisst Peshok. Nun ohne Schatten mit der Aussicht auf das Tistathal in Windungen noch ein Stück auf-

Primitives Post-
bureau.

Mr. Munroes
Theepflanzung.

wärts, dann bald eben fort, tief unter mir den eilig fließenden Ranjit. Dann folgt wieder Wald mit Farrnkraut-Bäumen, Kukukruf und bunten, fremdartigen Vögeln.

Um 11 Uhr sah ich Darjiling in der Ferne mir gegenüber auf einem steilen Bergkamm, den ein tiefes Thal von mir trennte. Ich musste dasselbe auf der Höhe umreiten, mich erst nach Süden, dann nach Westen, zuletzt nordwärts wendend, zwischen Bäumen, welche weisse Orchideen bedecken, mit Blicken in neue Thäler, zuletzt in jenes, oberhalb welches die Eisenbahn hinzieht. Endlich um 2 Uhr ein Bazar voll ostasiatischer Figuren, dann Mount Vernon mit der katholischen Kirche, von wo ich neulich die Schneeberge so gut sah, und zuletzt mein Hôtel. Kaum war ich angelangt, gieng ein starkes Hagelwetter nieder, das die Luft tüchtig abkühlte. Am Kaminfeuer lesend erwartete ich mein Gepäck.

Regentage in
Darjiling.

12.—16. April, Darjiling. — Darjiling war mehr als je »Wolkenheim«. Wolken zogen in allen Windrichtungen, auch vertical aus der Tiefe der Thäler zu mir herauf. Oft Nebel, dass man nicht drei Schritte weit sah, oft strömender Regen, dass ich glaubte, in Ischl zu sein, immer aber kalt, wie im November. Wer den Spleen bekommen will, setze sich bei solchem Wetter eine Woche nach Darjiling.

Und derartige Tage soll es den Sommer über sehr viele geben, erst Ende September zieht beständigeres Wetter ein, und die Schneeberge sind dann fast immer sichtbar. Gerade so wie ich die Passion, sich in St. Moriz oder Pontresina im August einen künstlichen Winter zu bereiten, nicht begreife, finde ich auch den Abstand zwischen der Temperatur der bengalischen Ebene und diesem 7000 Fuss hohen Bergnest zu gross. Für Kranke, als äusserstes Mittel, will ich einen solchen Luftwechsel gelten lassen, wo aber dann die Uebergänge von einem Extrem ins andere wohl gewahrt und mehrere Stationen herauf und hinunter gemacht werden müssen. Die Gesunden aber, die gesund bleiben wollen, thäten entschieden besser, wenn sie dem heissen Calcutta auf einige Tage entfliehen, dieselben in weniger verdünnter Luft in Gegenden zuzubringen, wo sie nicht riskiren, die Temperatur des schottischen Hochlands anzutreffen.

Unter diesen Umständen war an neue Excursionen leider nicht zu denken. Mein weitester Ritt war mit Pater Schäffer zu der Stelle am Nordende des Bergkammes, wo das künftige grosse Erziehungs-
 haus der Jesuiten sich erheben soll. Bei klarem Wetter der schönste Punkt der Gegend, dem Kinchinjanga gerade gegenüber. Die Regierung hat den Patres den Grund umsonst gegeben, in richtiger Erkenntnis, dass

Jesuitencol-
 legium im Bau.

hier an den Vorposten der chinesischen Welt jedes christliche Unternehmen den Interessen Englands dient. Nun wird Terrain geebnet für das mächtige Gebäude, Gärten und Spielplätze. Doppelt so viele Zöglinge, als jetzt in dem provisorischen Hause, werden aufgenommen werden können. Es ist charakteristisch, dass viele anglikanische und protestantische Knaben von den Jesuiten hier erzogen werden, und dass die Eltern sie gerne den Patres anvertrauen.

Consul Heilgers.

Den österreichischen Consul Heilgers, der jetzt von Calcutta heraufgekommen ist, lernte ich nun näher kennen. Der Sohn eines in England naturalisirten Rheinländers, welcher in Indien ein colossales Vermögen sich erwarb, hat er Grund und Boden in Australien und Neuseeland, Gold- und Silberminen in Südamerika, ein Haus bei London, Interessen in der ganzen Welt. Er spricht von Reisen nach China oder Sidney, wie wir in Europa von einer Reise nach Hamburg oder Neapel. Seine anmuthige Frau stammt aus einer anglisirten französischen Familie und ist, glaube ich, in Shanghai geboren. Die Hauptunterhaltung während dieser Tage war das Kaufen von Curiositäten aus Thibet, Sikkim, Nepal und von ordinärem Türkisenschmuck, wie ihn die Weiber hier tragen. Andere Schmuckarten, wie z. B. goldene, massive, fein gearbeitete Stäbe, welche

Frauenschmuck.

die Frauen am Halse hängen haben, waren unerschwinglich theuer. Eine hässliche Alte, mit allem möglichen Kram um den Hals, an Ohren, Händen und Füßen zeichnete ich im Bazar, als ihr betrunkenener Mann hinzukam, der ihr befahl, schleunigst nach Hause zu gehen. Die Frau aber kehrte sich nicht daran, ihr Trinkgeld erwartend. Der Mann war wirklich eifersüchtig und tobte und hat mir vermuthlich die ärgsten Injurien gesagt. Da ich sie aber nicht verstand, zeichnete ich ruhig weiter, bis ich auf meinem Blatt Papier hatte, was ich wollte. Es war eine Scene, ganz wie aus einer Goldonischen Comödie. Nahe dem Bazar, unterhalb der Villen und des Hôtels liegt ein kleiner Hindutempel, ein hier fremdes Cultusgebäude, Vishnu und Siva zugleich gewidmet, deren Heiligthümer durch eine Wand von einander getrennt sind.

Und nun hiess es auch von diesem Grenzlande Abschied nehmen. Grenzländer sind wie hohe Berge, die weite Aussichten in neue Gegenden gestatten. Vom Kháibarpass aus konnte das geistige Auge westwärts schweifen bis an das kaspische Meer, denn die Gegend von Pesháwar hat mehr von Centralasien als von Indien. In Sikkim beginnt eine Welt, die vom Himálaya bis Sibirien und zum stillen Ocean reicht. Zwischen diesen zwei Welten im Norden und Ceylon im Süden, das wieder

Grenzländer.

typisch ist für zahllose Inseln der Südsee, liegt Indien, so gross wie ein Continent, eine geographische, wenn auch keine ethnographische Einheit, ein Land der Wunder, eine Welt für sich.

Zurück nach
Calcutta.

17. April. — Um 10 Uhr 40 Minuten sass ich im kleinen offenen Waggon der Bahn nach Siliguri. Es war weniger kalt als die letzten Tage, und zum Abschied zeigten sich über den weissen Wolkenmassen, kaum von diesen zu unterscheiden, noch die höchsten Spitzen der Schneeberge. Nun geht es abwärts und wird merkbar wärmer. Die Aufschriften neben der Bahn sind gemacht, das Gruseln der Reisenden über die schwindlige Fahrt zu erzeugen oder zu vermehren. Hat man Sensation-Corner passirt, gelangt man nach Agony-Point. Sollte der erste Unternehmer nicht ein Amerikaner gewesen sein? Um 5 Uhr sind wir unten in der Ebene, die von halber Höhe aus mit einem dicken Dunstquahl bedeckt schien, ähnlich denen, die über grossen Städten im Sommer lagern. Wir durchfahren das Terai, eine der ärgsten Fiebergegenden. 6 Uhr Siliguri. Auch hier Angst vor Fieber, alle Häuser auf Stützen über dem Boden, der Malaria sie zu entrücken. Gespräch mit dem Stationschef. Vorgestern nachts hat ein Wirbelwind in der bengalischen Ebene einen gemischten Zug entgleisen machen, drei Menschen sind todt, viele verwundet. Um 7 Uhr

abends rolle ich dem Ganges zu. Ich schliesse sorgfältig die Fenster meines Coupés, die böse Sumpfluft nicht hereinzulassen, und schlafe bald den Schlaf des Gerechten.

18. April. — 5 $\frac{1}{2}$ Uhr, die Sonne geht eben auf, und wir sind am Ganges in Sara Ghat. Reizende kleine und grössere Boote mit viereckigen Segeln aller Farben. In dem heiligen Strom Badende und Waschende. Als ich nach Darjiling fuhr, passirte ich ihn bei Nacht, ich trachtete also heute, das Bild des Ganges so kurz vor seiner Zertheilung in die vielen Mündungen mir einzuprägen. Seit Benares hat der Strom drei Viertheile der grossen bengalischen Ebene durchlaufen, er hat noch die Gogra, den Gandak und unzählige kleine und grosse Flüsse von Norden und Süden aufgenommen. Mehr als irgend ein anderer ist er der Strom aus Mahomet's Gesang:

Der untere
Ganges.

Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuss.

Aber zu dieser Jahreszeit entspricht der Ganges nur halb den gehegten Erwartungen, er hat erst kürzlich wieder zu steigen begonnen und kaum das Drittel seiner grössten Breite, die er im September erreicht. Er mag jetzt

hier so breit sein, als die Donau bei Ofen. Auf dem Dampfschiff setze ich über den Strom und besteige drüben den bereitstehenden Zug nach Calcutta. Im Coupé vertausche ich meine winterliche Gebirgstoilette mit dem sommerlichsten meiner Anzüge.

Ein in Wien
verfertigter Bud-
dhatempel.

10 $\frac{1}{2}$ Calcutta, und nun bei grosser Hitze Commissionen und Geschäfte. Gegen Abend auf den Messageriedampfer »Tibre«, der morgen mich davontragen wird, meine Cabine zu besichtigen. Hübsche bunte Boote auf dem Hugli und grössere Fahrzeuge, ganz antik mit hochragendem Hintertheil mit acht oder zehn Ruderern. An der eleganten Promenade am Fluss ein Holztempel im burmanischen halbchinesischen Stil. Dieser burmanische Tempel wurde in Wien gefertigt, als Restaurationslocale für die letzte Ausstellung in Calcutta. Seine Spitze bildet eine alte Sodawasserflasche. Ein in Wien verfertigter Buddha-tempel am Hugli — die künstlichen Ruinen in der Gegend von Mödling sind weit übertrumpft. Auch zwei katholische Kirchen besuchte ich, voll Andächtiger, denn es war Gründonnerstag. Sie sind sehr gut gehalten, und einige hübsche Grabsteine gereichen ihnen zum Schmuck; die Pankhá wurde während des Abendgottesdienstes tüchtig geschwungen.

19. April. — Um 7 Uhr früh schiffte ich mich auf dem »Tibre« ein. Viel lieber als auf

diesem kleinen Schiffe langsam nach Colombo, das ich kenne, und von da weiter nach Singapur und Hongkong, wäre ich von Calcutta über Rangun nach Singapur gefahren und hätte so ein Stück von Burma kennen gelernt. Aber die sogenannten Theedampfer nach Rangun gehen so unregelmässig, dass mit ihnen das Erreichen des grossen Messagerieschiffes in Singapur unsicher ist. So blieb nur der »Tibre« übrig, der seit Jahren fortwährend wie ein Pendel zwischen Calcutta und Colombo hin und her fährt und die Reisenden den grossen Dampfern zu trägt, die sich ordnungsmässig in Colombo begegnen. So ist dieses französische Schiff die einzige regelmässige Verbindung zwischen Indien und Ceylon und, wenn man von Bombay absieht, mit Europa, Ostasien und Australien, gewiss eine auffallende Thatsache innerhalb des meerbeherrschenden englischen Weltreiches.

Gegen 8 $\frac{1}{2}$ Uhr setzte sich der »Tibre« in Bewegung. Der Hugli, einer der zahllosen Arme, in welche der Ganges sich theilt, ehe er das Meer erreicht, ist bei Calcutta schmaler, wenigstens zu dieser Jahreszeit schmaler, als die Themse bei London, an welche er stromabwärts Meilen hindurch auffallend erinnert. Grüne Rasenplätze zwischen hohen Bäumen, Villen im Empirestil, zahlreiche Segelschiffe, ein schwer bewölckter grauer Himmel. Schwimme ich wirklich dem

Schiffsverbindungen mit Singapur.

Fahrt auf dem Hugli.

indischen Ocean zu, oder nicht vielmehr zwischen Richmond und Hamptoncourt? Das Schiff ist mässig besetzt. Einige Elegants mit mehreren Damen fahren ein paar Stationen den Fluss hinab, um im Wagen dann nach der heissen Stadt zurückzukehren. Sonst drei oder vier Passagiere nach Marseille und der Rest französische Beamte, die nach Pondichéry sich begeben. Eine Dame hätte ich fast vergessen, die ihrer Gesundheit halber nach Colombo und von dort gleich wieder zurückfährt; da sie seekrank ist, keine angenehme Cur. Die Kost, wie meistens auf den Messagerieschiffen, vortrefflich, das französische Gespräch um mich her klingt mir ganz sonderbar nach den drei in Indien verlebten Monaten. Ein beliebtes Thema ist die Schwierigkeit, englisch zu lernen, und die Proben englischer Conversation, welche die guten Gallier ablegen, beweisen, dass es ihnen so schwer ankommt, als einem Lahmen Menuett zu tanzen. Die Functionäre von Pondichéry sind wichtigthuend, wie das rothe Bändchen, welches nicht einmal im Knopfloch des summarischen Costüms fehlt, in das sie des Morgens schlüpfen, um baden zu gehen. Der Vergleich zwischen ihnen und den englischen Civilbeamten ist ganz zu der Letzteren Vorthail. — Nachmittag. Keine Themsegegend mehr, sondern niederländische bei Dortrecht, schmutziggelbes Wasser, niedrige Ufer in weiter Ferne. Sind wir noch

Französische
Schiffsgesell-
schaft.

auf dem Fluss oder schon auf dem Meere? Leider letzteres noch lange nicht, denn wir bleiben um 6½ abends für die ganze Nacht stehen, weil das Wasser nicht genug tief ist, erst die Fluth morgen soll uns wieder flott machen.

20. April. — Die Schifffahrt auf dem Hugli ist wegen der zahlreichen Sandbänke eine der schwierigsten auf der Welt. Kein Schiff läuft von Calcutta aus oder fährt dahin ohne einen Lootsen, deren es ein ganzes Corps giebt und die ihr Leben lang nichts anderes thun, als die Fahrzeuge den Fluss hinab und hinauf lenken. Calcutta lag ehemals viel näher am Meere. Ganz wie die Flüsse an der Südküste Kleinasiens, setzen die grossen indischen Ströme fortwährend Sand ab, das Festland in den Ocean hinein verlängern. Um 9 Uhr morgens fahren wir endlich weiter. Die grosse, mit Jungle bewachsene Insel zu unserer Linken ist Sagar-Island, die Tigerinsel, so genannt nach ihren Hauptbewohnern, denn wegen der Malaria hält sich dort auf die Länge keine Ansiedlung. Nur an einem Ende derselben wird jährlich ein religiöses Fest gefeiert, zu dem tausende von Eingebornen pilgern. Tiger giebt es mehr auf der Insel, als sonst irgendwo auf gleichem Flächenraum in Indien. Unser Lootse landete dort vor zwei Jahren mit 6—8 Mann. Auf schmalem Pfade durchschritten sie im Gänsemarsch den Jungle,

Lootsen.

Tigerinsel.

als ein gewaltiger Tiger den Letzten der Reihe anfiel und fortschleppte. Da auf sein Geschrei die Anderen umkehrten, liess ihn der Tiger 30 Schritte weiter wieder fallen. Der Mann kam mit einer entsetzlichen Wunde an der Schulter davon und wurde wieder ganz geheilt.

Auf offenem
Meere.

Endlich um 3 Uhr Nachmittag sind wir auf offenem Meere. Schwimmende Signale bezeichnen die Stelle, mehr aber noch die veränderte Farbe des Wassers, die aus schmutziggelb plötzlich grün wird, wie die Farbe der Nordsee. Wir haben starke Strömung gegen uns und machen nur neun Knoten in der Stunde, während die grossen Messagerieschiffe gewöhnlich 15—16 Knoten zurücklegen. Ziemliches Schwanken, kaum die Hälfte der Passagiere erscheint abends bei Tisch. Nach zwei Stunden hat das Wasser wieder die schöne südlichblaue Farbe. Nachts Meerleuchten.

21. und 22. April. — Starkes Rollen, die Kranken mehren sich. Sehr heiss, ich schlafe auf dem Deck. Ein kleiner schwarzer Affe mit schneeweissen Augenbrauen aus Südafrika unterhält durch seine Sprünge die gesund gebliebenen kleinen und grossen Kinder. Am 22. wird das Meer ruhiger.

23. April. — Erst Nachmittag waren endlich heute Berge zu sehen, die ziemlich tief im Lande drin stehen, dann Wälder an der Küste nördlich von Madras, um 3 Uhr die Stadt in

weiter Entfernung. Um 5 Uhr sind wir im Hafen, von hohen, ganz antik aussehenden Booten mit je 12—14 Ruderern umschwärmt. Diese Boote mit den schwarzen Schiffern erinnern an Charon's Nachen auf Michel Angelo's »Jüngstem Gericht«. Eigenthümlich die Ruder, sehr lange Stangen, an deren Enden ganz kleine Scheiben befestigt sind. Unter Geschrei und Stossen bemächtigen sich meiner die Schiffer des einen Kahn's und bringen mich ans Land, wo ich nur meine Briefe ins Postoffice trage, dann kehre ich wieder aufs Schiff zurück. Madras, die hässlichste und schmutzigste Stadt Indiens, hat auf den Quai am Hafen eine Reihe schöner Gebäude hingestellt; ich habe leider in einem mehrtägigen Aufenthalt vor nun bald drei Monaten erfahren, was hinter dieser glänzenden Façade sich verbirgt.

Antik
aussehende Boote
im Hafen von Ma-
dras.

24. April. — Früh morgens Pondichéry in Sicht. Ganz flache Küste, hübscher Wald längs des Meeres an beiden Seiten der Stadt, die freundlich und imposanter sich ausnimmt, als ich dachte. Alle Häuser haben Colonnaden, schon was man vom Schiffe aus gewahrt, erscheint zugleich alterthümlich und unenglisch. Dieser Eindruck wird nach der Landung noch verstärkt. Pondichéry ist durch und durch französisch und zugleich bis zu einem gewissen Grade im vorigen Jahrhundert stecken geblieben.

Pondichéry.

Einen ähnlichen Eindruck im Grossen erwarte ich mir in einigen Monaten von Quebec in Canada. Das französische Gebiet ist nur wenige Meilen gross und noch dazu gegen das englische sehr schlecht arrondirt, um so merkwürdiger, dass keltoromanisches Wesen so Allem und Jedem hier den Stempel aufdrücken und seine Physiognomie so bewahren konnte.

Auf dem Landungsplatz die Statue des gewaltigen Duplex, des ersten Gouverneurs, in der Tracht von 1750, das Piedestal sind Fragmente eines zerstörten Hindutempels, von welchem einige Pfeiler symmetrisch herungestellt sind. Im Herzen der Stadt ein Brunnen, der auch mit allerlei ähnlichen Trümmern aufgeputzt ist, wie man in Rom manchen aegyptischen Bildwerken in sonderbarer Anordnung begegnet. In keiner englischen Stadt Indiens wird man Derartiges finden, obwohl es sich nicht leugnen lässt, dass z. B. die reichverzierte Sandsteinrampe von Barhut auf einem öffentlichen Platz in Calcutta weit besser untergebracht wäre als im Museum.

Auch in Pondichéry sind die »weisse« und die »schwarze« Stadt von einander getrennt, aber nicht durch eine meilenlange Wüste, wie bei den anglo-indischen Städten, sondern blos durch einen fast ausgetrockneten Canal. Auch innerhalb der weissen Stadt nicht die Riesenentfernungen eines englischen Cantonments. Die

Erbauer derselben scheinen sich das Versailles des achtzehnten Jahrhunderts zum Muster genommen zu haben: gerade, breite Strassen, hübsche weisse Säulenhäuser mit Gärten, jeder Garten von einer Mauer umgeben. Alles sehr gut gehalten. Was fehlt, ist eben das, was in Versailles abgeht: das Leben. Ausser auf dem Fisch- und Gemüsemarkt nirgends Gedränge. Der Hafenplatz todt. Zwei sehr reinlich gehaltene Kirchen. Bis vor Kurzem waren in der Hauptkirche Wände errichtet, die Weissen, die Mischlinge und die Vollbluteingebornen von einander abzusondern, gewiss ein eigenthümlicher Commentar zu den, von den Kanzeln eben dieser Kirchen gepredigten Lehren des Evangeliums. War aber auch eine physische Scheidewand errichtet, die moralische zwischen Regierten und Regierern ist hier weniger hoch und schroff als auf englischem Gebiet. Auf portugiesischem Boden in Goa dürfte sie wohl noch geringer sein. Der Romane mit seinem lebhafteren Temperament und seiner mehr äusserlichen Art steht dem Eingebornen unendlich näher, als der hochmüthig und kalt sich gebende Engländer. Aber gerade darum wird letzterer mehr als jener geachtet und ist eher zum Herrscher über das bewegliche braune Volk geeignet.

Einige kleine Hindutempel ragen aus der schwarzen Stadt empor, einer davon mit bunt

Verhältnis der
Franzosen und
Engländer zu
den Eingebor-
nen.

bemalten, sehr zahlreichen Figuren an dem Gopura. Das Verkehrsmittel in Pondichéry sind nette kleine Wagen, vorne mit einer Handhabe für den Insassen zum Lenken, die von einem oder zwei Eingebornen geschoben werden. Man nennt sie Pousse-Pousses.

Wolkenbil-
dungen.

Um Mittag verliessen wir dieses kleine Stück Frankreich und hatten bald die Küste aus den Augen verloren. Herrliche weisse Wolkenballen, wie ich sie nie zuvor sah, schwebten unmittelbar über dem Meer. Diese Bildungen wurden gegen Abend immer mannigfaltiger; es gab schwarze und weisse, dicht geknäuelte und zarte horizontale Wolken neben- und übereinander. Die Sonne blieb versteckt, und der Himmel war dadurch um so merkwürdiger. Bei Nacht Wetterleuchten rings um uns, wie das schönste Feuerwerk.

Ostküste von
Ceylon.

25. April. — 7 Uhr morgens in ziemlicher Entfernung Felsen im Meer, Inseln gleichend, die aber lauter kleine Vorgebirge sind, mässige Berge im Hintergrund, es ist die Ostküste von Ceylon, bald werden wir in der Höhe von Trincomali sein. Da die Klippen der Adamsbrücke den Schiffen die Durchfahrt nicht gestatten, müssen wir, um nach Colombo zu gelangen, drei Vierteltheile der Insel umfahren. Bald kommen wir der Küste bedeutend näher, Fort Frederik auf einer Felseninsel und der Leuchtthurm sind in

Sicht, welcher den Eingang der Bucht von Trincomali bewacht. Dies ist die bedeutendste Stadt der Ostküste und der einzige grosse natürliche Hafen von Ceylon. Gegen Mittag war es vorbei mit unserem Beobachten der Küste, denn wir wurden für einige Stunden in Wolken gehüllt, und der mir wohlbekannte warme Regen dieses Himmelsstriches fiel in Strömen auf uns nieder. Als sich das Wetter aufhellte, gewahrten wir die sonderbarsten Bergformen aus dicht geballten, sehr nieder liegenden lichten Wolken hervorragen. Wieder wunderschöner Abendhimmel.

Seit Madras und Pondichéry hat sich die Schiffsgesellschaft stark verändert, die meisten Franzosen sind ausgestiegen, und es dominirt das englische Element. Ein Beamter aus den Centralprovinzen, der 25 Jahre in Indien gelebt hat, giebt mir merkwürdige Details über die Administration. Er zieht sich nun nach England zurück und war Collector, d. i. Steuereinnahmer, zugleich oberste Behörde über einen District mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern. Ausser ihm bildeten noch 14, sage vierzehn Europäer die höhere Beamtenschaft des Districts. Alle untergeordneten Organe Eingeborne, ein kleines Häuflein eingeborner Polizisten, zwei Bataillone eingeborner Truppen. So waren es in Wirklichkeit 15 Engländer, die jene $2\frac{1}{2}$ Millionen beherrschten. Wenn man im ganzen indischen

Verwaltung von
Britisch-Indien.

Reiche alle weissen Beamten, auch die Detectives zum Beispiel, zusammenrechnet, wird man nicht mehr als kaum 5000 zählen können, die Einwohnerzahl des Reiches aber beträgt heute gegen 270 Millionen. Und diese Handvoll Beamter, von Haus aus fast niemals wohlhabend, widersteht den Versuchungen, die nirgends so wie hier sich darbieten, und hat sich seit dem Anfang des Jahrhunderts den Ruf sprichwörtlicher Unbestechlichkeit zu wahren gewusst. Dieses Verdienst ist um so grösser, als die Traditionen der Herrschaft der ostindischen Compagnie, von welcher der Staat dieses Reich übernahm, wohlbekanntermassen nicht die einer spartanischen Integrität und Genügsamkeit waren. Aber ganz wie im alten römischen Weltreich nach der Ausaugung der unglücklichen Provinzen durch die Proconsuln die goldenen ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit den eroberten Ländern Ruhe, Gerechtigkeit, unerhörten Aufschwung brachten, verwandelte sich auch in Indien die unreine Quelle des Raubsystems der Compagnie in den klaren Strom der heutigen Verwaltung. Ja, Indien ist ein Land der Wunder, aber das grösste Wunder ist die Art, wie es regiert wird. Dieses Schauspiel ist wohlthuend in dieser Zeit des allgemeinen Schwankens und Wankens, denn es beweist, dass die Herrschaft der Energie, der Consequenz, der moralischen Integrität gehört,

und dass ungeheure Massen von einigen Wenigen sich leiten lassen, wenn diese Wenigen ihre Pflicht thun. Es ist möglich, dass der Welt dieses Schauspiel nicht mehr lange wird geboten werden, es ist gewiss, dass, wenn sie auch die Stürme, welche um die Wende des Jahrhunderts loszubrechen drohen, überdauern sollte, die englische Herrschaft in Indien dereinst »ihr letztes Glück und ihren letzten Tag« erleben wird, aber die Thatsache, dass sie bestand und so bestand, wie sie ist, wird aufrecht bleiben, als eines der erfreulichsten Capitel der Weltgeschichte.

26. April. — Noch immer fahren wir längs schön geformter Berge und grüner Buchten, aber nicht mehr der Ostküste, sondern der kurzen Südküste von Ceylon. Die Aenderung der Richtung verursacht am Morgen ziemliches Schaukeln. Der Leuchthurm von Point de Galle ist in Sicht. Hier, in der alten Hafenstadt von Ceylon, der erst seit Kurzem Colombo den Rang ablief, wäre ich, wie gestern in Trincomali, gerne gelandet. Um Mittag ist auch dieses Cap umfahren, und in ziemlicher Entfernung vom Ufer dampfen wir nordwärts. Das mir bekannte weite Flachland, von Cocospalmen dicht besetzt, legt sich zwischen Berge und Meer, um 5 Uhr nachmittags fahren wir am Hôtel von Mount Lavinia vorüber, wo ich vor vier Monaten so angenehme Tage verlebte, und bald sind wir im Hafen von Colombo, dessen

Ankunft in
Colombo.

Merkwürdiger
Abendhimmel.

Leuchtturm schon seit zwei Stunden gerade vor uns sichtbar war. Durch die dicken schwarzen Wolken im Norden und Osten eigenthümlich kalte Beleuchtung, die Farben erhalten dadurch etwas Hartes, wie die der Gemälde aus der Empirezeit, und, was ich vor mir sehe, gleicht genau den Hafensbildern von Joseph Vernet im Louvre. Beim Landen wird das Bild beinahe spukhaft, man glaubt nicht, dass unter unserer Sonne solche Effecte möglich sind, ganz wie für das Schluss-tableau des »Fliegenden Holländer«. Rasch besetze ich ein Zimmer im Oriental Hôtel und fahre gleich durch die Stadt an die Promenade, die eine weite Strecke am Meere sich ausdehnt, den Abendhimmel weiter zu beobachten. Einen ähnlichen habe ich nie gesehen. Die schweren schwarzen Wolken sind auf der Landseite, über dem Meer mit tiefrothen Reflexen andere von allen Formen und allen Farbennüancen, manchmal in drei bis vier Schichten vor einander. Der Hauptton des Himmels, orange, scheint durch das Ganze durch, aber ein beträchtliches blaues Dreieck bleibt zwischen einer langen schiffsähnlichen, grauen und leichteren, lichterem Wolken ausgespart. Eine Beethoven'sche Symphonie für das Auge. Wo ist der Maler, der uns das wiedergeben kann? Von den Zeitgenossen hätte blos Makart es vermocht. Wäre er neben mir gestanden, er hätte uns schwerlich eben diesen Himmel

über diesem Meer, aber wahrscheinlich ein Bild gemalt, das meinerwegen Siegfrieds Ermordung oder ein Bacchanale, ein riesiger Blumenstrauß oder eine Tigerjagd geworden wäre, in welchem er aber ähnliche Farbenwerthe in ähnlichem Verhältnis auf die Leinwand gebracht hätte.

27. April. — Es ist viel weniger heiss hier in Colombo als vor drei Monaten, gegen Indien beinahe kühl. Der sogenannte kleine Monsun, ein ziemlich starker, Erfrischung bringender Südwestwind, hält schon einige Zeit hier an. Manche behaupten, es sei niemals so heiss auf Ceylon als um Weihnachten. Ich gestehe, dass ich die Temperaturverhältnisse unter den Tropen noch nicht begreife. Bloss die drohenden Regenwolken zeigen mir, dass der Himmel hier jetzt eben so wenig beständig ist, als im Jänner. Eigentlich sollte Ceylon die Regeninsel heissen. Nachmittags fahre ich nach Mount Lavinia hinaus. Gegen meine Erwartung ist das Hôtel nur schwach besetzt; das machen die Wettrennen in Novara Elia, dem 6000 Fuss hoch gelegenen Luftcurort, die in diesen Tagen stattfinden. Rennen nahe am Aequator in solcher Höhe! Ich glaube, die Engländer könnten eher Essen und Trinken entbehren, als das Vergnügen, rothgelb oder blauweiss gestreifte Kappen und Jacken auf athemlosen Pferden im weiten Umkreis herumfliegen zu sehen.

Temperaturver-
hältnisse.

Colombo
der Durchgangs-
punkt für Schiffe
aus vier Welt-
theilen.

28. April. — Ich habe in Mount Lavinia übernachtet, ein starker Sturm zwang mich, mein Fenster zu schliessen. Früh morgens bin ich im Meere geschwommen, das noch wärmer ist, als es im Jänner war. Die Temperatur der Luft aber ist nicht anders, als an einem warmen Frühlingstag bei uns. Da ich nach Colombo zurückkehrte, war endlich der »Oxus«, der Messageriedampfer, der mich nach Hongkong bringen soll, eingetroffen, und ich besetzte auf demselben meine Cabine. Ausser dem »Oxus« und dem Schiff derselben Compagnie, das, nach Marseille gehend, sich hier mit ihm kreuzt, ist auch ein grosser englischer Passagierdampfer mit der Bestimmung nach Australien heute angekommen. Colombo ist der wahre Mittelpunkt für die ganze östliche Halbkugel geworden, wie Malta für die Mittelmeerländer. Wer von Valencia oder Tripoli nach Aegypten will, muss Malta passiren, gerade so muss auf Ceylon halten, wer von Port Saïd oder aus dem persischen Golf nach Japan oder Australien geht. Solche grosse Durchzugsstationen haben die Engländer stets verstanden sich anzueignen, gerade so wie sie auch die Eingänge ins Mittelmeer und in den indischen Ocean, Gibraltar und Suez, Aden und Singapur, direct oder indirect in ihre Gewalt gebracht haben. Das Oriental Hôtel wimmelt von Menschen, bei Tische ist kaum ein Platz zu be-

kommen, Franzosen und Engländer auf der Heimfahrt nach Europa, elegante Misses und »Gigerln« von Melbourne oder Sidney, die von einem Trip, einer Spazirfahrt, wie sie es mit vollem Rechte nennen, aus Paris oder Italien in ihr Vaterland zurückkehren. Die Australiendampfer sind stets mit jugendlichem Volk stark besetzt, und englische Mütter zittern für ihre Söhne, welche diese Fahrt antreten, denn die Schönheit der Töchter des südlichen Continents hat schon manchen jungen Mann aus Oldengland in ernste Conflicte mit den Seinigen oder sonst in unliebsame Verhältnisse verwickelt. Spät abends schiffe ich mich auf dem »Oxus« ein, der erst gegen Morgen den Hafen verlässt.

Die schönen
Australierinnen.



Buddhistisches Kloster in Sikkim.



Inschriststein. (Bhotan.)



Hongkong.

V. VON COLOMBO NACH HONGKONG. —
EIN STÜCK CHINA. — VON HONGKONG
NACH YOKOHAMA.

29. und 30. April, 1. und 2. Mai, auf dem
»Oxus«. — Heitere, zufriedene Lesetage. Ruhiges
Meer, mässig besetztes Schiff. Der »Oxus« ist
grösser als die »Ava«, auf der ich vor drei Mo-
naten nach Colombo fuhr, hat aber gegenwärtig
kaum ein Drittel der Anzahl Passagiere an Bord,
die er beherbergen kann. Holländer und Spanier
sind darunter, die nach Singapur oder Saigon fah-
ren, um sich dann nach Java oder den Philippinen
einzuschiffen. Die Toiletten der Spanierinnen so
auffallend und geschmacklos als möglich. Von
9 Uhr abends bis 9 Uhr morgens herrscht, wie auf
allen Schiffen in den Tropen, vollständige Costüm-
freiheit. Blossfüssig, in der »Panjama«, der Nacht-
toilette, die von den Seebadcostümen nur bei
den Frauen durch den hinzugefügten Rock sich
unterscheidet, wandeln Männlein und Weiblein

Die Passagiere
auf dem »Oxus«.

in der Nacht- und Morgenluft auf und nieder, lesen, stricken und plaudern. Man kann von den Angehörigen keines der beiden Geschlechter behaupten, dass sie sehr vortheilhaft in dieser bequemen, aber nicht kleidsamen Tracht sich ausnehmen, geradezu komisch sind aber spät abends die schlafenden Ariadnen und Endymione, die auf ihren Rohrstühlen auf dem Deck übernachteten. Ich schlief alle die Nächte bisher in meiner geräumigen Cabine, durch deren Luke ich den frischen Südwestwind, der ununterbrochen weht, aus erster Hand empfangen. Auch bei Tage ist die Hitze nicht drückend, und kein Vergleich, nicht nur mit der Temperatur, die jetzt das indische Festland zu einer Art Hölle macht, sondern auch mit der auf dem Meere zwischen Calcutta und Madras oder derjenigen, welche ich Ende December verspürte, bevor und nachdem ich Aden passirt hatte.

Von grauen Regenwolken, welche die Spitzen der Berge verhüllten, belastet, entschwand am 29. Ceylon allmählich unseren Blicken, nachdem ich noch am Morgen den Leuchtturm und die kleine Bucht von Point de Galle deutlicher als vom »Tibre« aus beobachtet hatte. Sowie wir dem Gebiete der »Regeninsel« entrückt waren, heiterte sich der Himmel auf, aber nie vollständig, ein Vorhang dünner Wolken versteckte fortwährend die Sonne, und all die Abende her hoffte ich vergebens auf irgend welche Be-

leuchtungseffecte. Ohne Land zu erblicken, fuhren wir nun, immer nur ungefähr vier Grade nördlich vom Aequator uns haltend, in gerader Richtung nach Osten, täglich etwa 320 Meilen zurücklegend, bis am 2. Mai morgens die Nordspitze von Sumatra in Sicht kam. Ziemlich nahe Sumatra. umfuhren wir dieselbe und wandten uns dann südöstlich der Meerenge von Malacca entgegen. Schöngeformte Berge, theils ausgestorbene, theils noch thätige Vulcane, die Spitzen in Wolken, später Flachland, dicht mit Wald besetzt, das im Hintergrund ein Gebirgszug begrenzt.

Ein reicher Franzose, der mit seiner Familie von Singapur aus nach seiner Tabakspflanzung im Norden der Insel geht, giebt mir Aufschlüsse über Sumatra, das in neuester Zeit wieder ganz in das Eigenthum Hollands übergegangen ist. In seiner Gegend sind ziemlich viele europäische Ansiedlungen, an der Küste kleine Städte, wo man mit dem Nöthigsten sich versehen kann, Singapur ist 48 Stunden von seiner Besitzung entfernt. Er hat Eisenbahn und Telegraphen zur Verfügung, aber ganz nahe bei seiner Pflanzung beginnt undurchdringlicher Jungle mit Tigern, Schlangen und allem möglichen Gezücht. Die Bewohner sind eingewanderte Malayen und Ureinwohner, die auch mit den Malayen mehr Verwandtschaft zeigen als sonst mit einer Race.

Halbinsel
Malacca.

3. Mai. — Von Sumatra war am frühen Morgen schon nichts mehr zu sehen, dichter Nebel liess blos in weiter Ferne das Ufer ahnen, das er uns verhüllte. Dagegen tauchte linker Hand bald die Küste des Festlandes auf. Es war die der Halbinsel Malacca, der südlichsten Fortsetzung Asiens. Bald fuhren wir ganz nahe an freundlichen Thälern, grünen Bergen vorbei, dann schob sich flaches, dicht mit Bäumen bewachsenes Vorland zwischen Meer und Gebirge, dann folgten kleine Inseln, auch üppig bewaldet. Keine Spur von Menschenniederlassungen. Um so mehr Bewegung auf dem Wasser. Man merkt, dass man sich auf einer vielbefahrenen engen Strasse befindet, wie bei der Ausfahrt aus dem rothen Meere. Dampfer, mächtige Segelschiffe und kleine malayische Handelsfahrzeuge mit schmutzig orangefarbigem Segeln, denen biegsame Bambusstäbe, senkrecht gegen den Mast gestellt, Halt geben sollen, folgen einander in kleinen Zwischenräumen. Nachmittags weit vorspringendes, dichtbewaldetes Vorgebirge, Rasaka, mit Leuchtthurm, zwei Stunden später abermals kleine, runde grüne Inseln, eine ganze Reihe, die Water-Islands, auf der einen wieder ein weisser Leuchtthurm. Hinter ihnen auf dem Festland dichter Regen, dem wir um Sonnenuntergang das grossartige Schauspiel eines Doppel-Regenbogens verdankten. Der

vollständigere Bogen hatte seine Axe senkrecht über unseren Köpfen und war so als Riesenbrücke über die Meerenge gespannt. Hinter uns im Westen aber spielten die Strahlen der sinkenden Sonne mit Wolken aller Formen und der mässig bewegten Wasseroberfläche, die eine Zeit lang ganz pfirsichfarben erschien.

Doppelregengebogen.

4. Mai. — $\frac{1}{2}$ 7 früh. Wir stehen an einer Landungsbrücke in einem schmalen Canal, bewaldeten Inseln gegenüber, wir sind in Singapur. Ganz wie in Aden wird das Schiff von zahllosen Nachen umschwärmt, aus denen kleine Jungen uns anrufen, die ihre Taucherkünste zeigen wollen. Ich gehe ans Land und setze mich in einen der bereitstehenden, sehr netten Miethwagen, zwischen dem Dach und den Wänden kann die Luft frei circuliren, die kleinen Pferde sind wohlgenährt, der malayische Kutscher nickt verständnisinnig, da ich ihm sage, nach dem österreichischen Consulat zu fahren. Nach meinen Erfahrungen mit den Fuhrwerken von Colombo, Madras und Calcutta reibe ich mir die Augen, ob ich nicht träume. Wir sind ziemlich weit von der Stadt, die Strasse geht längs des Meeres, auf der Landseite mässige Hügel, theilweise als Sandgruben verwendet, überall wird gebaut. Die Strasse sehr belebt mit Wagen und Jin-riki-shas, den

Landung in Singapur.

von Menschen gezogenen Wägelchen, wie ich sie in Colombo zuerst sah. Aber hier sind sie breiter und schöner, rückwärts oft lackirt mit allerlei Thieren und Blumen in Gold, chinesische Arbeit, und Chinesen sind es auch, die sie ziehen. Stärker gebaut, als die schwächlichen Singhalesen und Tamilen, ordentlicher gekleidet, auf dem Kopf beinahe durchwegs den spitzen, sonnenschirmartigen Strohhut, flössen sie uns nicht Mitleid ein, wie die armen menschlichen Zugthiere auf Ceylon.

Die chinesische
Stadt.

Nun sind wir in der chinesischen Stadt angelangt, aber in einem ganz neuen Theile derselben. Gerade Strassen, Zinshäuser, beinahe so hässlich als die, welche in und bei Rom die schönsten Gärten einen nach dem andern verdrängen, an jedem Hause mehrere Gewölbeschilder, senkrecht, Theatercoulissen ähnlich, aufgehängt, in allen Farben, meist aber roth, von oben nach unten mit riesigen chinesischen Buchstaben beschrieben. Da auf einmal mitten unter den garstigen Häusern eine Gruppe Dächer, schiffähnlich mit hinaufgebogenen Enden, darüber Drachen und allerlei phantastische Schnörkel, darunter menschliche und Thierfiguren, Blumen, Ornamente, Alles aus bunter Glaspasta. Rechts und links zwei mässig hohe achteckige, thurmartige Pavillons, aus je vier niedrigen Stockwerken bestehend, jeder mit einem Dach, in der

Eine Pagode.

Mitte ein bedachtes Portal, auf den Thorflügeln zwei grimmige Krieger als Wächter gemalt, dahinter ein Hauptgebäude, mässig gross, an den drei übrigen Seiten niedrige Nebengebäude. Alles dies zusammen bildet einen chinesischen Tempel oder Pagode. Ungehindert kann ich eintreten und finde in jedem der vier Gebäude sitzende vergoldete Figuren mit Räucherkerzchen davor. Im Hauptraum sind die Figuren lebensgross, davor kleinere als Gefolge derselben, eine von diesen ein stehender Mann mit aufgehobenem Stock. Seidenstoffe, riesige Inschriften, gemalte lebensgrosse Gestalten, starker Geruch von verbranntem Papier. Bekanntlich bedeutet Papier, auch aus Papier verfertigte Nachbildungen von Gegenständen verbrennen für die Chinesen so viel, als Correspondenzkarten oder jene Gegenstände selbst den Abgeschiedenen ins Jenseits schicken. Im Ganzen werde ich stark an die Tempel in Sikkim, besonders an den bei Kalimpong erinnert, nur ist Alles hier reicher, grösser, prächtiger. Wen aber stellen die vergoldeten Figuren vor? Bin ich in einem Confucius- oder einem Buddhatempel? Der Wächter, der mich herumführt, nennt einen chinesischen Namen, den ich nicht verstehe, in der englischen Stadt kann mir niemand Aufschluss geben, vielleicht wissen die Gläubigen und die Priester selber nicht, vor wem sie Räucherkerzen anzünden.

Malayische
Moschee.

Neben der Pagode steht ein weisses Gebäude mit schmalen Thürmen, die als Taubenschläge dienen, ein quadratisches spitzes Dach über einer Art Kuppel, arabische Lettern oberhalb des Einganges. Es ist die malayische Moschee, die Taubenschläge, von Inwohnern wimmelnd, sind Minarets, gegenüber, jenseits der Strasse, ein grosses Nebengebäude. Die Malayen von Hinterindien und dem indischen Archipel haben ihre Religion und ihre Buchstaben den Arabern zu verdanken. Es ist eine intelligente Race, klein, wirklich gelb von Haut, nicht blos fahl, wie ich bis jetzt eigentlich alle Chinesen gefunden habe. Diese Malayen sind eifrige Mohamedaner, kleine arabische Colonien unter ihnen finden sich bis Sumatra und Java und nähren den religiösen Fanatismus.

Siamesisches
Denkmal.

Nun aber bin ich im europäischen Stadtviertel, schöne grosse Häuser, ein zweiter, innerer Hafen für leichtere Fahrzeuge. Mitten auf einem Square am Wasser ein kleiner bronzenener Elephant auf einem Sockel mit vierfacher Inschrift, englisch, chinesisches, siamesisch, malayisch, zum Gedächtnis der Anwesenheit des Königs von Siam in Singapur errichtet, denn diese Reise, als erste eines siamesischen Herrschers ins Ausland, hatte die Tragweite eines Ereignisses.

Der Consul ist noch nicht auf seinem Bureau, ich fahre auf eine Anhöhe, wo sich ein Wasser-

reservoir befindet, herrliche Fächerpalmen herum, Rasen und Wege ausgezeichnet gehalten, Aussicht in eine weite grüne, parkähnliche Ebene, wie von der Terrasse von Richmond. Nicht weit davon der botanische Garten, voll derselben Bäume und Pflanzen, wie die von Calcutta und Kandy, aber weit schöner angelegt um einen Teich mit üppig bewachsener Insel. Auf einer hübsch bepflanzten Anhöhe eine kleine Menagerie, wo mir die vielen Adlerarten auffallen, besonders ein beinahe ganz weisser Fischadler mit unverhältnismässig grossen und starken Fängen, seinem ihm von der Natur verliehenen Handwerkszeug. In der Umgebung des Gartens treffliche Strassen, mit dichten Alleen besetzt, zwischen schönen, von Blumen und Bäumen umgebenen Villen. Ihre Bewohner fahren eben in eleganten Equipagen nach der Stadt, denn bald beginnen die Geschäftsstunden.

Botanischer
Garten.

Der österreichische Consul, Herr Brandt, Chef eines der ersten Handelshäuser, giebt mir einige Daten über die Verhältnisse von Singapur. Die Stadt hat mehr als 100.000 Einwohner, wovon ein verschwindender Bruchtheil Europäer, ein Fünftel Malayen, der Rest Chinesen. Wie Bombay nimmt sie das äusserste Ende einer Insel ein, welche ein sehr schmaler Canal im Norden vom Festland trennt. Sie ist Regierungssitz für alle englischen Besitzungen

Singapur.

auf Malacca, und während die Staatsfinanzen von Ceylon elend stehen, schwimmen hier Regierung und Private im Ueberfluss.

Die Engländer in
Hinterindien.

Von den kleinen Staaten der Halbinsel sagen sich immer mehr von Siam los und stellen sich unter englischen Schutz. Ein Resident wird dann dem Fürsten beigegeben, der die gleiche Rolle zu spielen hat, wie seine Kollegen in den Himálayaländern oder die Legaten des alten Rom an den kleinen Höfen des Ostens. Seit auch Oberburma unterworfen ist, wäre die Einverleibung von ganz Hinterindien in das anglo-indische Reich eigentlich nur eine Frage der Zeit. Man denke noch einige Glieder der Kette hinzu, und man hätte als Kern und Haupttheil des britischen Weltreichs ein blos von einigen Meerstrassen unterbrochenes Gebiet, das von den Abhängen des Hindukusch bis Neuseeland reichen würde. In noch höherem Sinne, als das heute der Fall ist, könnte dann vom englischen gelten, was vom römischen Weltreiche ein Spanier und eifriger Christ im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung schrieb: »Man bringt von den entferntesten Ländern, von Küsten, welche die Meere trennen, seine Geschäfte vor dieselben Tribunale, unterwirft sich denselben Gesetzen. Menschen, einander von Geburt aus fremd, versammeln sich an denselben Orten, durch den Handel, durch die

Künste angelockt; sie gründen Geschäftsverbindungen und schliessen Ehen mit einander. So vereinigt sich ursprünglich verschiedenes Blut, und aus so vielen Stämmen hat sich ein einziges Volk gebildet.« Aber in England selbst fehlt heut zu Tage die politische Spannkraft, der jugendliche Glaube an die eigene Stärke, die Hauptbedingungen weiterer Machtentfaltung. Das England von heute ist nicht mehr das der beiden Pitt, es hat nicht mehr sein Spiegelbild im Heinrich V. der Shakespeare'schen Königsdramen, sondern es hat Deutschland in der Rolle des Hamlet unter den Nationen abgelöst. Seine Entschliessungen sind von des Gedankens Blässe angekränkelt, und weitausgreifende Unternehmungen in Nähe und Ferne verlieren der Handlung Namen. Der angelsächsischen Race mag immerhin die Zukunft auf unserem Planeten gehören, England als solches wird wohl eher von seinem Besitzstand einbüssen, als denselben noch wesentlich vergrössern. Die aus immer breiteren Schichten hervorgegangene ungeheure Mehrzahl Derjenigen, die seit zwei oder drei Generationen das Schicksal des Reiches mitbestimmen, würde leichten Herzens Indien und die Herrschaft der Meere preisgeben, nur um ein paar Schillinge weniger Steuer zu zahlen, und erblickt ihr Ideal der Zukunft für Grossbritannien in einer derjenigen, die Holland heute in der Welt spielt, ähnlichen Rolle. Nur so er-

England von
einst und jetzt.

Gladstone. klärt sich Gladstone's sonst, trotz der übermächtigen Rednergabe des Mannes, kaum verständliche Popularität. In Folge eines merkwürdigen »Zwiespalts der Natur« ist dieser Ideologe und halbmystische Schwärmer das Sprachrohr für Millionen englischer und schottischer Spiessbürger geworden. Ich weiss nicht mehr, war es in einer Rede oder in einem Aufsatz, wo er davon sprach, dass die Vereinigten Staaten England auf vielen Gebieten zu überflügeln beginnen, und dass die billig Denkenden unter den Engländern, weit entfernt darüber Neid zu empfinden, es ganz natürlich finden müssten, wenn ihr Vaterland nun von dem Platze verdrängt würde, von dem es seinerseits andere Völker verdrängt hätte. Mag, wer will, die philosophische Höhe einer derartigen Auffassung bewundern, ein Staatsmann, der seinem Volke rath, in aller Gemüthsruhe sich von einem anderen den Rang ablaufen zu lassen, kommt mir vor wie ein Romeo, der seiner Julie den Rath geben würde, den Grafen Paris zu heirathen. Dieser Vorschlag wäre an sich gewiss vernünftig, und Julie wäre, wenn sie ihn befolgt hätte, vielleicht als Urgrossmama an Altersschwäche gestorben, aber im Munde des Liebhabers käme uns diese Zumnuthung lächerlich vor, denn eifersüchtige Ausschliesslichkeit ist es eben, was ihn zum Liebhaber macht, gerade so wie den Patrioten zum Patrioten.

Ich wechsele meine Rupien in Dollars um, die Münze, die in der grösseren Hälfte Asiens und in Amerika die geltende geworden ist. Der Dollar und der Rubel, die heute das grosse Wort auf der Erdkugel führen, sind die Parvenus unter den Geldsorten; wie vornehm nimmt sich daneben unser bescheidener Gulden, Fiorino, aus, der seinen Ursprung bis in die glänzendste Periode der glänzendsten Stadt der Renaissance zurückverfolgen kann.

Dollars, Rubel,
und Gulden.

Im Museum, einem stattlichen Gebäude mit einem Kuppelsaal in der Mitte, hübsche naturhistorische Sammlungen, Waffen, Costüme, Musikinstrumente, Modelle von Häusern und Schiffen des Festlandes und des indischen Archipels. Eine reichgekleidete Chinesin führt ihre Kinder unter den Herrlichkeiten spaziren. Sie nickt mir freundlich zu und sagt: »Tschin-tschin«, was auf chinesisches ungefähr bedeutet: ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen. »Tschin-tschin«, erwidere ich artig, und meine erste chinesische Unterredung hat ein Ende.

Ein deutlicher Beweis für den Wohlstand der hiesigen Europäer sind die auffallend hübschen Kirchen. Fast jede christliche Confession hat ihr Gotteshaus, wenn die Gemeinde auch nur aus ein paar Köpfen besteht. Dasjenige der Presbyterianer fällt durch

Kirchen.

Aussicht vom
Fort.

Pflanzenwelt der
Tropen im Ge-
gensatz zu jener
der Mittelmeer-
länder.

seine sehr geschmackvolle Renaissancefaçade auf. Die Aussicht vom Balcon des trefflich eingerichteten Clubs erinnert an die vom Yacht-Club in Bombay, aber eine noch bessere Uebersicht über Stadt und Umgegend gewinne ich vom Fort aus. Der äussere und der innere Hafen, viele Bassins voll Fahrzeugen aller Grössen und Arten, Ziegeldächer der chinesischen Stadt, hübsche Villen der Europäer, grüne Ufer und Inseln, zahlreiche Meerarme: ein Bild, nicht grossartig, aber lieblich, das, so sonderbar es klingen mag, lebhaft an das Panorama von Christiania erinnert. Zwei hohe, spitze Kirchthürme in meiner Nähe verstärken noch die Aehnlichkeit. Schon auf Ceylon war es mir aufgefallen, dass, wenn man nicht die einzelnen Pflanzen in der Nähe betrachtet, tropische Wälder und Gärten weit eher den unsrigen, das heisst den nord- und mitteleuropäischen, gleichen, als der Pflanzenwelt der Mittelmeerländer, mit denen wir den Begriff des Südens verbinden. Die grosse Feuchtigkeit der meisten Aequatorgegenden erzeugt dasselbe stechende Grün, wie es englische Parks oder Schweizer Thäler aufweisen, während Süd-europa, Nordafrika und Westasien die Heimat der sanft grauen Olive, der dunklen Pinie, Steineiche und Cypresse sind. Ich finde aber nicht nur die Färbung, auch die Formen dieser Bäume edler, als die sowohl der nördlicheren, als der

hiesigen, und ziehe Palmen einzeln, wie man sie hie und da in Italien oder in Kleinasien antrifft, bei Weitem Palmenwäldern, besonders aus der Entfernung gesehen, vor.

Ich war den schattenlosen, steilen grasbewachsenen Hügel, welcher das Fort trägt, um die Mittagszeit hinaufgestiegen, ohne die Sonne lästiger zu finden, als etwa bei einem ähnlichen Gang im Juni in Deutschland. Welcher Unterschied von Madras und Calcutta! Und dabei klagen die Bewohner von Singapur über die gegenwärtige abnorme Hitze. Wir sind blos $1\frac{1}{4}$ Grad vom Aequator entfernt, und es scheint wirklich das Klima, je mehr man sich ihm nähert, immer gleichmässiger und die Hitze erträglicher zu werden, während die näher den Wendekreisen liegenden Tropengegenden eine bestimmte Zeit des Jahres hindurch der Gluth der Sonne erbarmungslos ausgeliefert sind.

Um 1 Uhr war ich wieder auf dem »Oxus«, der nicht gar lange darauf Singapur verliess. Zwei Stunden gieng es nun genau in östlicher Richtung zwischen Stadt und Häfen, flachen Ufern und üppigen Wäldern im Norden, nicht minder üppig bewachsenen Inseln im Süden hindurch. Dieser äquatoriale Bosporus, von vielen Fahrzeugen belebt, kann sich mit dem wirklichen, weder was Naturschönheit, noch was geschichtliche Erinnerungen betrifft, vergleichen, die Fahrt ist aber anmuthig, und diese Wasser-

Klima in der
Nähe des Aequators.

Meerenge von
Malacca.

strasse, eine der wichtigsten der Welt, wird vielleicht in der Zukunft die geschichtliche Weihe erhalten.

Gegen $9\frac{1}{2}$ im Norden vor dem Festlande einige grüne Inselchen, an beiden Seiten je ein höherer Berg, vor uns aber das freie chinesische Meer. Die Ufer weichen mehr und mehr zurück, eine dunkle kleine Felseninsel mit Leuchtturm lassen wir, dicht an ihr vorüberfahrend, zu unserer Rechten, Warnungszeichen auf gelben Sandbänken zeigen, wie schwierig in diese Weltstrasse einzufahren ist. In weiter Ferne auf der unendlichen blauen Fläche war ein Dampfer sichtbar, in der Nähe malayische Boote mit breiten Segeln, hinter uns aber im Abendlicht die nun braun erscheinenden zurückgelassenen Ufer und, wie eine breite, glänzende Furche zwischen ihnen, die Meerenge, auf der wir gekommen waren. Schon ändern wir merklich die Richtung, der südlichste Punkt meiner Reise ist überschritten, wir dampfen nach Nord-Nord-Ost auf Saigon zu, den Golf von Siam mit der Hauptstadt Bangkok in seinem obersten Winkel im Nordwesten lassend. Bei Nacht Wetterleuchten und der zunehmende Mond ganz horizontal mit den Hörnern nach oben.

Chinesisches
Meer.

5. Mai. — Kein Lüftchen regt sich, das Meer ist glatt, wie ich selten einen Teich gesehen habe, und von jener düster prächtigen gelblich-violetten Färbung, wie man sie manchmal

gegen Sonnenuntergang um Venedig antrifft, und die noch kein Maler ganz getreu wiedergegeben hat. Kleine fliegende Fische, durch den Dampfer vertrieben, stieben erschreckt auseinander. Wolken in mannigfachen gedämpften Tönen. Es ist gar nicht heiss, nur grobkörniger Kohlenstaub, der in Folge der Windstille wie schwarzer Hagel das ganze Deck beschmutzt, stört den genussreichen Tag. Gegen Abend wird der Widerschein der tiefstehenden Sonne in der glatten Fläche den Augen gefährlich, bis er schwächer wird und nun als goldener Cylinder uns entgegenleuchtet. Sonnenuntergang tiefroth, aber nicht ganz rein. Nachts spiegeln sich Mond und Sterne vielfach in den gleichmässigen Falten, welche das vom Kiel durchfurchte Wasser bildet. Zehn Monde tanzen phantastisch auf der feuchten Fläche, und wie Meerleuchten wirkt der zitternde Widerschein der Sterne.

6. Mai. — Um 9 Uhr früh mittelgrosse Cap St. Jacques.
 Berge gerade vor uns, auf einem kahlen Hügel ein Leuchtthurm, es ist Cap St. Jacques, das Ufer französisches Gebiet. Die mit ausgebrannter Vegetation bedeckten Berge ziehen sich ostwärts von der Mündung des Don-nai, gegen Westen ist das Land flach wie ein Tisch. Am Fuss der Berge ein Hôtel und mehrere Niederlassungen, glänzend weisse französische Kriegsschiffe am Eingang des Flusses, der wichtig und breit, aber

Fahrt auf dem
Don-nai.

nur von kurzem Laufe ist. Der Hauptstrom des Landes ist der Me Khong, welcher, in den Bergen von Thibet entspringend, nicht weit westlich von hier sich ins Meer ergießt. Der Don-nai bildet ein Delta; gegen 11 Uhr fahren wir in eine der Mündungen ein. Scheinbar endlose Auen zu beiden Seiten, mannigfache Schlangenwindungen des Flussarmes, bald sind wir in einem weit breiteren, vielleicht dem Hauptstrom. Gegen 2 Uhr biegen wir in die Rivière de Saigon ein, gleich darauf ist die Stadt in Sicht, unscheinbar genug aus der Ferne sich ausnehmend. Um 3 Uhr sind wir da. Viele Schiffe, darunter vier oder fünf mit deutscher Flagge.

3 Uhr nachmittags 6. Mai bis 4 Uhr nachmittags 7. Mai, Saigon. — Kaum hat man das Schiff verlassen und befindet sich in einer breiten Strasse, mit hohen Bäumen bepflanzt, mit ansehnlichen Häusern, reichen Läden, so schwindet der geringe Eindruck, den die Stadt auf den ersten Anblick macht. Die wenigen Jahre, die seit der Besetzung durch die Franzosen verstrichen sind, haben genügt, hier eine französische Provinzstadt zu schaffen, deren ausgeprägt nationaler Charakter ebenso auffällt wie bei Pondichéry. Nur freilich, der Hauch des vergangenen Jahrhunderts, der über der stillen indischen Colonialstadt schwebt, ist hier durch modernste Atmosphäre ersetzt, die des Frankreich nach 1870.

Heute macht sie sich besonders fühlbar, denn gestern erst ist Gambetta ein Standbild enthüllt worden, und alle Häuser sind beflaggt, die Strassen mit Bündeln von Tricoloren geschmückt, genau nach Pariser Muster bei solchen Gelegenheiten. Noch haben sich die Festgäste aus der Umgebung und aus Tongking nicht verzogen, und vergebens frage ich in den Hôtels nach einem Unterkommen. Auf dem Schiffe mag ich aber wegen der Mücken und des Lärmes, welchen das Einladen der Waaren verursacht, nicht übernachten und finde endlich bei dem Besitzer eines Galanteriewaarengeschäftes, »Maison fondée à Paris en 1716«, ein ganz reinliches Zimmer. Sonderbar auf dem Gewölbeschild die Vereinigung des Wortes »Paris« mit der Jahreszahl der beginnenden Régence hier am Südostende Asiens in der Aera Boulanger.

Die Hauptstrasse, Rue Catinat, hat hübsche Läden, meist von Chinesen gehalten, mit Waaren aus dem Reich der Mitte und Japan und den hübschen Holzarbeiten, mit Perlmutter eingelegt, die in Tongking gefertigt werden. Bis zum Gürtel nackt, sitzen oft ein halbes Dutzend Langzöpfe vor dem Gewölbe, den Fremden zum Eintreten auffordernd, oder verzehren, die Stäbchen geschickt zwischen den Fingern haltend, aus zierlichen Schalen ihre Mahlzeit im Hintergrunde des Ladens. Zwei oder drei Mal lese ich

nahe an einander die Aufschrift »Coiffeur«. Der ist niemals ein Chinese, sondern immer aus Paris oder Marseille hierher verschlagen und hier gerade so, wie in St. Petersburg, Jassy, Suez oder Constantine, ein Hauptträger gallischer Cultur. Auch seine Collegin fehlt nicht; da, neben einem Coiffeurladen, lesen wir die Aufschrift »Modes«, und vier oder fünf Chinesinnen sitzen auf dem Boden, nähend und zuschneidend nach den Angaben einer von der Wichtigkeit ihrer Mission durchdrungenen Französin von mittleren Jahren. Die Hauptstrasse führt auf die Cathedrale zu, eine modern pariserische Kirche mit zwei abgestutzten Thürmen, romanischen Formen, innen nüchtern und gut gehalten. Auf einer breiten Avenue gelangt man von hier zum hübschen Palast des Gouverneurs, der mitten in einem grossen Garten steht. Zwischen die Cathedrale und dieses Gebäude haben sie nun komischer Weise ihren erzenen Gambetta hingestellt, der gegen die Kirche hindeutet, als wollte er sie niederreißen lassen. Er steht in seiner gewöhnlichen Rhetorenpose da, über den langen Gehrock einen noch längeren Pelz mit ungarischer Verschnürung geworfen. Man mag noch so wenig mit Gambetta sympathisiren, er thut Einem leid, dass er in dieser Tracht an einem der heissesten Orte der Erde, für die Ewigkeit der Sonne ausgesetzt, dastehen soll.

Standbild Gam-
betta's.

Sehr hübsch ist der Jardin public mit kleiner Menagerie. Störche mit blaugrün schillerndem Kopf, Reiher, grau, mit tiefrothem Hals und Untertheil des Kopfes. Den Vögeln gegenüber aber ein Bär in seiner Grube und über ihm an einem dürren Ast, mit einer Vorder- und einer Hinterhand sich balancirend, der widerlichste Orang-Utang, den ich jemals sah. Eine Nonne mit weissem Kopftuch, eine kleine gelbe, eingeschrumpfte Annamitin, steht mit ihren mongolischen Klosterzöglingen unter dem Baum. Das ganze Bild ist hässlich und fremdartig, an japanische Tuschzeichnungen mahnend. Vortreffliches Diner im Hôtel de l'Univers, ein Zeichen, dass auch der Kochkünstler als Dritter im Bunde mit dem Haarverschönerer und der Putzmacherin aus dem Mutterlande herübergekommen ist. Die Kutscher der sehr netten Wagen mit oder ohne Dach tragen alle den riesigen chinesischen Sonnenschirm von Stroh als Hut auf dem Kopf. Dagegen haben die eingebornen annamitischen Truppen ganz kleine tellerartige, flache Holzhüte mit einer Metallspitze in der Mitte, die sie schief nach vorn sitzen haben, wie die französischen Käppis, hinten tragen sie das Haar durch rothe Bänder in einen Riesenchignon gebunden. Diese Annamiten sollen sich vortrefflich schlagen, besonders wenn sie gegen Chinesen geführt werden, ein neues Zeichen für die vielfach beob-

Menagerie.

Annamitische
Truppen.

achtete natürliche Feindschaft nahe verwandter Volksstämme.

Am Ende einer Seitenstrasse steht gegen den Fluss zu auf einem »Rond-Point« das Monument des Admirals Rigault. Als ich nach dem Essen auf dem Quai vor demselben auf- und abschlenderte, fragte ich mich, ob ich denn wirklich in Cochinchina oder nicht vielmehr in der Nähe des Trocadero sei. Auch die Rue Catinat hat Pariser Anklänge und erinnert besonders bei Gaslicht an die Champs-Élysées, wo ja chinesische Kaufläden auch nicht deplacirt wären.

Japanische Theatervorstellung.

Abends japanische Vorstellung im Theater. Schon am Tage war ich mehreren Wagen begegnet mit lebenden Puppen, bunt angestrichenen Männern und Weibern, Ankündigungstafeln in den Händen, zum Schauspiel einladend. Ein gesungener Prolog mit maskirten Schauspielern machte den Anfang, dann aber folgten Akrobatenstücke von Jungen zwischen vier und neun Jahren, das Unglaubliche im Halsbrecherischen leistend. Ich hielt die Kinderquälerei nicht lange aus und setzte mich zu einem Glase Sherry und Soda in den nahen Kaffeegarten, wo ein böhmisches Damenorchester, in welchem übrigens auch Männer mitwirken, allabendlich das elegante Saigon um sich versammelt. Ueberall im näheren und entfernten Orient kann man solchen Trupps von Landsmänninnen begegnen,

Böhmisches Damenorchester.

die uns übrigens durch ihre sprichwörtliche gute Aufführung Ehre machen. Sie haben nur platonische Anbeter, und Manche von ihnen ist die brave Hausfrau eines levantinischen Kaufmannes oder englischen Seecapitäns geworden. Die Klänge eines Strauss'schen Walzers versetzten mich in den Volksgarten. Wiener Musik ist auf der ganzen Erdkugel beliebt, wie Wiener Semmeln, und im grossen Ganzen in der Fremde geniessbarer.

Die Nacht war entsetzlich heiss, und da keine Pankhá über mir geschwungen wurde, ärger als selbst die Nächte in Calcutta. Dazu Fröschequaken, wie ich es nur noch in dem ungesunden Alexandrette in Syrien vernommen habe, ein Anzeichen der fieberischen Umgebung der Stadt. Ein riesiges natürliches Canalsystem umgiebt Saigon, unschätzbar als Verkehrsmittel, aber eine nie versiegende Quelle von Krankheiten.

Die Stadt hat ungefähr 30.000 Einwohner, darunter kaum 200 Europäer, das Uebrige Annamiten und vorzugsweise Chinesen. Wie überall, zeigen sich die Franzosen auch hier als schlechte Colonisten. Keine individuelle Initiative, die Regierung soll Alles thun, Alles wird von ihr erwartet, für Alles wird sie verantwortlich gemacht. Der Handel ist unglaublicher Weise hauptsächlich in den Händen von Deutschen. Wie in Algerien, begegnen wir hier französischem Schick und Schliff, aber es fehlen der Wage-

Die Franzosen
als Colonisten.

muth, die zähe Ausdauer, welche den Angelsachsen, den Deutschen und, trotz des Verfalles dieser Völker, auch heute noch den Spanier und den Portugiesen in der Ferne das Glück sich dienstbar machen lassen.

Sholen.

An Saigon stösst die rein chinesische Stadt Sholen mit 100.000 Einwohnern. Mit den sie durchschneidenden Canälen mahnt sie an manche holländische Orte. Aeusserlich haben die Häuser, von den Schildern abgesehen, nicht mehr Originelles als jene in Singapur. In den Läden fehlt beinahe niemals der bunte Altar der Ahnen mit Räucherkerzen davor. In einem Laden sah ich Stiche nach der Mona Lisa und nach der Marie Antoinette von Paul Delaroche, so fremd dem Eigenthümer wie chinesische Bilder uns, welche dem Angehörigen des himmlischen Reiches ebenfalls eine Reihe von Vorstellungen erwecken, wenn auch vielleicht weniger complicirte, als das, was uns die beiden Frauenantlitze zu erzählen haben, die hier an der Wand hängen.

Häuser reicher
Chinesen.

Ich sah in Sholen viele Behausungen reicher Chinesen, immer in einem Garten oder »entre cour et jardin«. Zwischen den Pfeilern am Eingang hängt regelmässig, wie bei den Pagoden, eine vergoldete Holzschnitzerei, mit Figuren überladen. Ist ein Hof vorhanden, finden wir in der Höhe des Daches bemalte Steinreliefs, wieder figurenreiche Scenen oder Thierstücke. Das

Haus ist stets ebenerdig und seine Anlage in der Hauptsache jener des römischen ähnlich, was ja auch vom arabischen Hause gilt. Es ist gewiss, wenn es auch für's erste befremdend klingt: mögen wir innerlich auch noch so viel von den Menschen des classischen Alterthums uns angeeignet haben oder angeeignet zu haben uns einbilden, äusserlich spielt sich das Leben des gelben Zopfträgers viel mehr dem eines Griechen oder Römers analog ab, als das unsere. Im Atrium fehlt nie der Ahnenaltar, oft folgt dann noch ein inneres Gemach mit einem zweiten Altare.

Die Pagoden gleichen im Wesentlichen Pagoden. diesen Häusern der Vornehmen, die Façaden beider sind kaum zu unterscheiden und zeigen dieselben gemalten grimmigen Wächter auf den Thorflügeln, im Innern ist nur der Unterschied, dass bei der Pagode die der Andacht geweihten Räume das ganze Gebäude einnehmen. Die grossen vergoldeten, bärtigen Altarfiguren, vor denen die Räucherkerzchen brennen, stellen nicht, wie ich in Singapur glaubte, Confucius oder Buddha, sondern sogenannte Josses oder Genien: der Stadt, des Reichthums, des Krieges u. s. w., vor. Neben ihnen halten Trabanten Wache, bemalte, ebenfalls lebensgrosse Holzstatuen, meist von packendstem Realismus. Im Atrium finden wir gewöhnlich rechts einen fliegenden Drachen, links einen Tiger, phantastische

Reliefs aus grauem Stein. Vor dem Eingang einer Pagode sah ich ein Gerüst aufgeschlagen, das für eine theatralische Vorstellung bestimmt war. Bei den Chinesen scheint also der Zusammenhang des Schauspiels mit dem Cultus noch nicht völlig zerschnitten zu sein. In einem dieser Tempel erblickte ich hinter dem Tisch mit Räucherkerzchen ein kleines Mädchen, das vor dem Josse kniete und, nach Kinderart die Stimme am Ende jedes Satzes erhebend, dem Genius sein Anliegen vortrug. Ob dieses die Genesung der Mutter oder ein neues Kleid betraf, konnte ich leider nicht ergründen; jedenfalls war es der Kleinen sehr wichtig, denn sie liess sich in ihrem Gespräch mit dem hässlichen goldenen Manne keineswegs durch mich stören.

Annamitische
Gräber.

Hinter Sholen, auf einem der nach Saigon führenden Wege, durchfährt man ein mit annamitischen Gräbern besetztes Gebiet. Es sind sonderbare kleine Bauten, ohne viel Schmuck, mit einigen Reihen von Gängen zwischen ganz niedrigen Mauern und Inschriftsteinen, in der Mitte ein Sarkophag, auch wohl manchmal zwei neben einander, an die innerste Mauer angebaut.

Am 7. Mai 4 Uhr nachmittags verliess der »Oxus« Saigon; als wir die Windungen des Stromes hinter uns hatten, empfanden wir die relative Kühle auf offenem Meere als Wohlthat.

8. und 9. Mai, an Bord des »Oxus«. — 14 Knoten in der Stunde zurücklegend, fliegen wir durch das kaum bewegte chinesische Meer. Am 8. blieben wir bis Mittag ganz nahe der annamitischen Küste. Ziemlich hohe spitze Berge, hie und da von thurmartigen Felsen gekrönt, geringe Vegetation, zahlreiche Flussthäler und Sandstrecken an den Mündungen, Felseninseln in geringer Entfernung vom Ufer. Lebhaft werde ich an die lykische und kilikische Küste erinnert. Es fehlen nur im Hintergrund die Schneeberge des südlichen Kleinasiens. Am zweiten Tage nach der Abfahrt von Saigon machte die Hitze sich wieder mehr fühlbar, der Himmel war Nachmittag stark umwölkt. Dass wir uns vom Aequator entfernen, merkt man daran, dass die Sonne bedeutend später untergeht, und an der schiefen Stellung des Mondes. Der Küste entlang waren wir gerade nach Nordost gefahren, nun geht es wieder, wie vor Saigon, nach Nordnordost, die grosse Insel Haïnan lassen wir weit im Westen, ohne etwas davon zu sehen.

Annamitische
Küste.

10. Mai. — Früh morgens zu unserer Linken eine Reihe mittelgrosser Inseln mit Felsen, die aus der Ferne Burgen und Festungsmauern gleichen. Es sind die Ladrone-Islands, so genannt, weil sie bis vor Kurzem beliebte Zufluchtsstätten von Seeräubern waren. Bald auch Inseln auf der anderen Seite und gerade vor uns ein kahler

Ladrone-Islands.

Hongkong.

spitzer Berg, circa 1000 Fuss hoch, dem Felsen von Gibraltar gleichend. Es ist der Berg von Hongkong. Vor 50 Jahren war Hongkong noch ein kahles Eiland, bis es die Engländer ausersahen, um hier an einem der wichtigsten Eingangsthore Chinas einen ihrer Wachtposten zu errichten. Wir fahren um die Insel herum bis in die Meerenge an ihrer Nordseite und bleiben der terrassenförmig den Berg hinaufgebauten Stadt Victoria gegenüber stehen, mitten in einem der schönsten Häfen der Welt. Hier liegen Dampfer aller Nationen und kleine Fahrzeuge in unendlicher Zahl. Auf keiner Seite sieht man das freie Meer, rings umher Inseln und die Berge des Festlandes, wir können uns auf einem italienischen See glauben. Eine Steamlaunch bringt mich gegen 11 Uhr vormittags nach dem stattlichen Quai hinüber, ich besetze ein Zimmer im grossen Hongkong-Hôtel und fahre nach den nöthigen Besorgungen und Geschäftsgängen mit der steilsten Drahtseilbahn, die ich noch gesehen, den Berg hinauf. Der Eindruck während der Fahrt ist fremdartig, Häuser, Kirchen, Alles neigt sich, wie bei einem Erdbeben. Die Bahn setzt mich auf einer Passhöhe ab, Blick auf beide Meere, Inseln, Vorgebirge, wie von den Höhen bei Sorrento, von denen man auf den Golf von Neapel und den von Salerno zugleich hinunterblickt. Im Tragsessel lasse ich mich auf

die höchste Spitze bringen. Wie friedlich liegt der Hafen unter mir mit den unzähligen Schiffen! Wer sollte es glauben, dass, freilich selten genug — die Chinesen behaupten alle sieben Jahre und erwarten das Ereignis wieder diesen Sommer — über diese lachenden Ufer ein Unwetter losbrechen kann, das Dächer abträgt, Ankerketten zerreisst und Schiffe mitten unter die Häuser hinschleudert. Es ist der Wirbelsturm »Typhon«, der Schrecken der hiesigen Küsten und Gewässer. Man kann sein Kommen vorherbestimmen, und ein Kanonenschuss warnt in Hongkong die Bewohner der Häuser und Schiffe, ein Jeder rettet und schützt sich, so gut er vermag, die Atmosphäre wird gelb und undurchsichtig, bis ein Wolkenbruch den wüthenden Sturm begleitet. Nach dem entsetzlichen Typhon im Jahre 1874 wurden tausende von Leichen aus dem Hafen gefischt, und eine unglaubliche Menge von Schiffen und Waaren gieng zu Grunde. Der Wirbelsturm kommt immer aus der Richtung der Philippinen von Osten her, und seine Hauptjahreszeit sind die Sommermonate Juni bis September.

Typhone.

11. Mai. — 8 Uhr morgens. Ich bin auf dem »Po-Wan«, zu deutsch Schützer des Friedens, einem der ganz weiss angestrichenen, eleganten Dampfer, die zwischen Hongkong und Canton hin- und herfahren. Diese Schiffe sind nach Art der den Mississippi hinabfahrenden gebaut,

Fahrt nach
Canton.

Flussdampfer.

unten, in der Höhe, wo sonst der Speisesaal, ein Riesenraum für Waaren und Kulis, Salons und Cabinen auf dem Deck mit einer offenen Gallerie herum, und zwar gegen die Gepflogenheit der erste Platz vorne, was jedenfalls die Annehmlichkeit hat, dass man mehr von der Brise und weniger vom Kohlenstaub verspürt. Darüber dann noch unter einem Zelt ein zweites Verdeck. Im Gesellschaftszimmer Schränke voll Feuerwaffen mit der Aufschrift: »Geladen, nicht anzurühren«, und vorne am Ausgang einer Stiege, die aus dem unteren Raum heraufführt, ein Matrose, mit blossem Säbel Wache haltend. Im Falle die chinesischen Kulis, die stets in grosser Anzahl den unteren Raum füllen, heraufstürmen sollten, hat der Mann den Stiegenausgang zu vertheidigen, so den europäischen Reisenden Zeit lassend, zu den geladenen Gewehren und Revolvern zu greifen. Vor 15 Jahren ist einmal der Capitän eines dieser Dampfer von Kulis ermordet worden, und obwohl man heute so sicher von Hongkong nach Canton fährt, wie von Wien nach Pressburg, haben die Engländer als vorsichtige Leute und Freunde des Hergebrachten die geladenen Gewehre und den Wachmann mit blossem Säbel auf dieser Dampferlinie beibehalten.

Wir fahren zwischen Inseln und Festland hindurch in eine grosse Bucht, welche unzählige Arme des von Norden kommenden Canton River

oder Pearlriver und zweier anderer Flüsse, des sogenannten östlichen und westlichen Stromes, aufnimmt. Ein grosses Gebiet, aus stets sich verändernden Inselchen bestehend, wird von diesen sich kreuzenden Flussarmen durchzogen. Bei dem trüben Himmel von heute kann man sich auf einem norwegischen Fjord glauben. Unmerklich sind wir in einen der Arme eingefahren, die schwarzen Felseninseln, hie und da mit stechend grünem Gras bedeckt, sonst ohne Vegetation, mahnen mich mehr und mehr an meine Nordlandsfahrt. Wie dort eine Insel »der Löwe«, eine »der Pferdekopf« heisst, begegnen wir hier einem »Tigermaul«. Weiter aufwärts Inseln und Berge mit chinesischen Festungen und dem hohen Gerüst, welches von Weitem einem Doppelgalgen gleicht, als Zeichen, dass ein Mandarin hier seinen Sitz hat. Zehn- oder zwölfstöckige Pagodenthürme auf den Höhen und dann wieder kleinere Thürme in der Ebene, viereckig und schmucklos, die nichts Anderes sind als Pfandhäuser.

Pearlriver.

Um 4 1/2 kam Canton in Sicht, ein Wald von niedrigen Dächern und Schaaren von Booten, die gothische katholische Cathedrale Alles überragend, noch fremder in der Welt, die sie umgiebt, als Aurangzebe's Moschee unter den Tempeln und heiligen Kühen und Affen von Benares. Um 5 Uhr sind wir an der Landungsbrücke, Mister Ala-

Canton.

baster, englischer und österreichischer Consul, ein kleiner Mann mit gescheidten Augen und hohem grauen Cylinder, empfängt mich zuvorkommend, heisst mich in einen Tragsessel steigen und wird mir in das Strassenlabyrinth vorausgetragen.

11. Mai nachmittag bis 14. Mai früh, Canton.
— Man denke sich ein Venedig ohne Marcusplatz und Dogenpalast, drei oder vier Mal so gross, als das eigentliche, und mit zehnfacher Einwohnerzahl, einen breiten Strom als Canal Grande, die Canäle weniger zahlreich, das Gewirr der schmalen Gassen, in welchen gleich denen der Lagunenstadt kein Wagenverkehr möglich ist, ins Unglaubliche gesteigert, niedrige hölzerne Pagoden und Wohnungen von Mandarinen mit geschweiften Dächern statt der Kirchen und Paläste, chinesische Thürme statt der Campaniles, in den Gassen unablässig einen Strom bezopfter Menschen, so stark wie in Paris, so viele Tragsessel als Wagen in Wien, so viele und so glänzende Kaufläden wie in London, und man wird sich eine annähernde Vorstellung von Canton bilden können. Die eigentliche Stadt liegt am linken Ufer des hier von Westen nach Osten fliessenden Pearlrivers, von einer Mauer umgeben, die gegen den Fluss zu sogar doppelt ist, aber der schmale Raum zwischen Fluss und äusserer Mauer, weite Strecken zu beiden Seiten am Ufer und die gegenüberliegende

Insel Honam sind ebenfalls von Gebäuden bedeckt. Nur auf der Nordseite giebt es keine Wohnungen der Lebenden jenseits der Stadtmauer, die hier steile grüne Anhöhen hinaufklimmt; dafür breitet sich ein Meer von Gräbern über Hügel und Thäler. Auf dem höchsten Punkt innerhalb der Mauer erhebt sich hier die sogenannte fünfstöckige Pagode, ein unscheinbares hölzernes Gebäude mit leiterartigen Stiegen, mehr Aussichtsturm als irgend etwas Anderes, in dessen oberstem Stockwerk man Thee und Kuchen geniessen kann in Gesellschaft rauchender Chinesen und zweier hässlicher, bunt bemalter Holzgötter und ihrer Trabanten. Es sind der Genius des Krieges und der des Schrifthums, die traulich neben einander sitzend auf die Thürme und Dächer von Canton hinabsehen, während sie doch im Leben sich nicht zum Besten vertragen. Schön ist der Blick von hier auf die Menge der Gräber, die Stadtmauer entlang, auf die grünen Hügel, den blauen Strom und die fernen Berge. Die Landschaft hat etwas von anspruchslosen und doch anmuthigen fränkischen Gegenden. Etwas tiefer liegt ein ebenfalls hölzerner Thurm mit einer Wasseruhr.

Fünfstöckige
Pagode.

Steigen wir nun hinunter in das Gewirre der Gassen, so umgiebt uns ein tolles fremdartiges Leben, im Ganzen mehr abstossend als

Strassenleben.

anziehend. Das Unangenehmste ist unser Tragsessel und die Bewegung der eben nicht wohlriechenden vier Träger, die mit dem stossenden Trab eines Maulthiers Aehnlichkeit hat. Dabei schreien die Leute unaufhörlich, um die Menschen ausweichen zu machen, oder werden angeschrieen und sind nicht davon abzubringen, in Einem fort unter einander zu schwatzen. So leiden Ohren, Nase und Knochen, und die Augen, so unendlich vieles Neue ihnen auch geboten wird, schwelgen keineswegs nur in angenehmen Eindrücken. Wollte ich den Consul oder meinen Führer im Tragsessel vor mir um etwas fragen oder sie aufhalten, konnte das nur durch entsetzliches Rufen meiner und ihrer Träger bewerkstelligt werden, was zur Folge hatte, dass ich mich an vielen lockenden Kaufläden vorbeitragen liess und dass Manches, was ich sah, mir unerklärt blieb. Die Gassen sind so eng, dass mit knapper Noth zwei Tragsessel einander ausweichen können, die meisten laufen zwischen einstöckigen Häusern hin, deren ganze Front von einem oder mehreren, gegen die

Kaufläden.

Gasse offenen Läden eingenommen wird. Von dem ebenerdigen Gemach, in dem fast niemals der Hausaltar fehlt, so wenig als in einer russischen »Izba« das Heiligenbild in der Ecke, laufen Stiegen in die oberen, auch mit Waaren vollbesetzten Räume. Die senkrechten Gewölb-

schilder in allen Farben hängen über und durch einander. Wie im Bazar von Damascus sind Matten über die Gasse gespannt, die, nur spärlich das Sonnenlicht einlassend, zu den male- rischesten Beleuchtungen Anlass geben. In die- sen tausenden und abertausenden von Läden findet man alle denkbaren Waaren von den Dingen, die zur Befriedigung der ersten Be- dürfnisse dienen, bis zu Artikeln des raffinir- testen Luxus. Man sieht Schmiede am Feuer hämmern, Korbflechter an der Arbeit, Bäcker- und Fleischerläden jeder Qualität, zahllose Spiel- waarenhandlungen, Malereien auf Seide, Hüte aller Formen, Waffen, Porzellan- und Bronze- waaren. Meist finden wir die gleichartigen Läden neben einander, ich bemerkte ganze Gas- sen von Schuhmachern, Händlern mit getrock- neten Früchten oder Holzschnitzern eingenom- men. So oft ich in einen Laden hineingiang, war er sogleich von einer dichtgedrängten Schaar Neugieriger umlagert und die Passage dadurch gehemmt. Während meines Aufenthaltes in Can- ton bin ich nur zwei Pferden begegnet, kleinen tatarischen Ponies mit bunten gepolsterten Sät- teln, die von Reitknechten am Zaum durch das Gedränge geführt wurden. Keuchend und durch Ausrufe sich ihren Weg bahnend, schleppen je zwei Kulis an einer Stange die schwersten Lasten, daneben werden Vögel in Bauern in

grosser Anzahl in dem Gewühle zum Verkauf herumgetragen. Gegen dieses Tohu-wa-bohu ist selbst das Leben in indischen Hauptstädten still und der Toledo in Neapel ein einsamer Spazierweg. Ich habe auf meinem Tragsessel viele kleine Brücken passirt und in die für den Maler verlockendsten Canalwinkel hineingeblickt, wo aber die Geruchsnerven auf noch ganz andere Proben gestellt wurden, als selbst an manchen Stellen Venedigs im August.

Der Yamen des
Consuls.

Mitten in diesem Drängen und Toben giebt es einen Ort des Friedens und der idyllischen Ruhe. Es ist der Yamen (Palast) des englischen Consuls. In einem grossen Garten, schlecht gehalten, was seinen Reiz erhöht, stehen Ruinen eines weitläufigen Gebäudes neben einem kleinen Hause und Nebenbauten, zwischen denen Ziegelmauern laufen mit echt chinesischen, ganz kreisrunden Oeffnungen als Thoren. Der hohe Thurm einer benachbarten Pagode blickt über die Umfassungsmauer, und Damhirsche treiben sich auf den Wiesen herum. Ueber dem Ganzen liegt eine unsagbar anheimelnde Ruinenstimmung; wie wir sie über die Villa d' Este und über Castell Fusano gebreitet finden. Während des Krieges der sechziger Jahre haben die Engländer hier den Palast eines Mandarins zerstört, den ganzen Complex in Besitz genommen und zahlen nun der Regierung einen geringen Jahreszins. Der

Consul lebt nicht hier, sondern kommt nur mit seinen Kindern oder Freunden gelegentlich auf einige Stunden her. Seine Wohnung und sein Bureau hat er im europäischen Stadttheil, Sharmin, wo er die Stelle eines Bürgermeisters vertritt. Sharmin liegt am Flussufer, westlich von der eigentlichen Stadt Canton, nur durch einen Canal von ihr getrennt. Die Brücke, die über diesen führt, verbindet zwei Welten, einander entgegengesetzt wie Feuer und Wasser. Aus der chinesischesten aller chinesischen Städte — denn das ist Canton nach dem Urtheil aller Reisenden im Gegensatz zum tatarischen Peking — treten wir in die feierliche Stille, zwischen die weiten Rasenplätze, die villenartigen Häuser des wohlhabenden Viertels einer englischen Provincialstadt. Der Club ist vortrefflich gehalten und besitzt eine reiche, wohlgeordnete Bibliothek. Ich übernachtete auf den Schiffen, die mich nach Canton und von hier wegführten, hatte aber sonst mein Hauptquartier bei Mr. Alabaster. Seine Frau ist eine liebenswürdige, in China geborene Engländerin, die Kinder, von denen der älteste Knabe elf Jahre zählt, allerliebste. Bald war ich in der Familie heimisch, und beim Abschied gaben mir die Kinder von ihnen gemachte Zeichnungen; der eine Junge hat entschiedenes Talent.

Sharmin.

Ziemlich weit von Sharmin entfernt, innerhalb der Stadtmauer von Canton liegt die ka-

Katholische
Cathedrale.

tholische Cathedrale, hier ausnahmslos »die französische« genannt, wie die katholischen Kirchen auf Ceylon »portugiesische« heissen. Nationalität und Confession sind in Asien gleichbedeutend, und wie in Indien Mohamedaner, Brahma gläubige, Buddhisten, Jainaanhänger als eben so viele Nationalitäten aufgefasst werden, wird hier umgekehrt die Confession durch die Nationalität bezeichnet, der die Missionäre angehören, welche sie vertreten. Die Cathedrale, ein schöner französisch-gothischer Bau, aber mit spitzen Thürmen, dürfte ungefähr so gross sein, als das Münster von Freiburg, das Innere zeigt die edelsten Proportionen, und auch die modernen Glasbilder, von welchen ich sonst kein Freund bin, erschienen mir nicht störend. Möglicher Weise war der gute Eindruck, welchen der Bau auf mich machte, zum Theil die Folge davon, dass er das erste Gebäude westlicher Kunst im grossen Stile war, das ich seit Monaten sah und das nach allen den Moscheen, Hindutempeln und chinesischen Pagoden vertraut und erhebend auf mich wirkte. Europa ist doch mehr als Asien — das war das beruhigende und stolze Gefühl, mit welchem ich das hohe, edle Gotteshaus durchschritt, es im Geiste mit den theils nüchternen, theils grotesk oder fratzenhaft geschmückten religiösen Bauten des Ostens vergleichend. Dennoch, oder vielmehr gerade weil der Abstand zwischen

diesem Dom und dem, was man sonst hier zu Lande sieht, ein so ungeheurer ist, hätte ich es für klüger und zweckentsprechender gehalten, lieber einen anderen, als den ausgeprägt westlich-nordisch-germanischen Stil für eine Cathedrale in China zu wählen. Eine altchristliche Basilika in der Art von San Lorenzo fuori le mura in Rom könnte gewiss eine eben so erhabene und reine Wirkung, wenn nicht eine noch reinere erzielen und würde überdies eine auch diesem Volke verständlichere, weil einfachere Sprache reden, als himmeldurchbohrende Thürme, Spitzbogen, Strebepfeiler und durch bemalte Scheiben gebrochenes Licht. Die Gothik ist der sichtbare Ausdruck für das, was vor einem halben Jahrtausend das Christenthum aus den germanischen Völkern und diese aus dem Christenthum gemacht hatten. Und dem steht nicht entgegen, dass der Stil in Frankreich entstand, denn damals war fränkisches Blut noch deutlicher dort zu spüren als heute, und die Gothik war gerade so wie das Lehenswesen ein echt nordisch - germanisches Erzeugnis, ja so recht eigentlich eine Reaction gegen den südlichen, romanischen, classischen Geist. Die Gothik ist in noch höherem Grade ein ausschliesslich nordwest - europäischer, als sie ein ausschliesslich christlicher Stil ist, und die Cathedrale von Canton verdient weit mehr die Bezeichnung »franzö-

Gothik.

sische« Cathedrale, als ihre frommen Erbauer es sich träumen lassen. Es heisst der Universalität des Christenthums, dessen Ueberlegenheit gerade darin besteht, dass es den verschiedensten Zeiten, Racen und Culturgraden sich anzupassen vermag, geradezu Unrecht thun, wenn man den gothischen Stil, wie das so oft geschieht, als den christlichen Stil par excellence, als den getreuesten Ausdruck der christlichen Idee hinstellt. Die Marcuskirche, die romanischen Dome von Speyer und Bamberg, die herrlichen Renaissancekirchen in Italien, z. B. Santo Spirito in Florenz oder das kleine Juwel von einem Bauwerk, die Kirche der Madonna di San Biagio in Montepulciano, die Peterskirche oder eine spanische Jesuitenkirche sind, Jedes in seiner Art, gewiss gerade so getreue Manifestationen der Religion Christi, als die Cathedralen von Amiens und Köln, von Winchester und Burgos. Soll ich aber einen Baustil nennen, der mir am unverfälschtesten die Sprache der Evangelien oder doch mindestens die der Kirchenväter zu reden scheint, das Christenthum am wenigsten mit ursprünglich ihm fremden Elementen durchsetzt zum Ausdruck bringt, so kann ich immer nur auf die Basilika hinweisen, wie sie uns in einigen herrlichen Beispielen in Ravenna und Rom erhalten ist. Und dieser Baustil empfiehlt sich überdies auch

Basiliken.

durch seine Anspruchslosigkeit und den geringen Aufwand an Mitteln, den er erfordert. Von den Millionen aber, welche die Cathedrale von Canton kostet, hätte gewiss der grösste Theil für Schulen und andere Missionszwecke besser verwendet werden können. Sie ist noch nicht dem Gebrauch übergeben, der Gottesdienst wird jetzt in zwei Capellen abgehalten im Gebäude der katholischen Missionsschule. Ein französischer Pater in chinesischer Tracht mit vorne geschorenem Haar und langem Zopf führte mich in dem Neubau, in Schule, Garten und Priesterhaus herum. Um unerkant in Gegenden, wo noch keine christlichen Gemeinden sind, dem Missionswerke obzuliegen und den Gefahren der Verfolgung leichter zu entgehen, haben die französischen Missionäre die Landestracht angenommen, gerade so wie sie in Algerien sich arabisch tragen. Wir begegneten einem chinesischen Pater, der keine europäische Sprache, ausser lateinisch, redet, und reinlich gekleideten, wohlherzogenen Schulkindern.

Tracht der Geistlichen.

Eines der für China am Meisten charakteristischen Gebäude ist in Canton die Halle, wo für die südlichen Provinzen, die am Stärksten bevölkerten des Reiches, die höheren Prüfungen abgehalten werden. Um dieselbe erhebt sich eine Stadt für sich, die eben jetzt noch vergrössert wird, da seit den letzten Jahren der Raum sich als zu enge er-

Prüfungshalle.

Bogenschützen.

wies. In den Vorhöfen sah ich Bogenschützen sich in ihrer Kunst üben, die für angehende Officiere einen der Lehrgegenstände bildet. Belgien, China und Japan sind meines Wissens die einzigen civilisirten Länder, wo das Schiessen mit Pfeilen noch als nationaler Sport betrieben wird. Wie die meisten in Canton, sind auch die Gebäude innerhalb dieser Umfriedung ohne alle architektonischen Ansprüche. Tausende kleiner, aus Ziegeln errichteter Zellen, wo ein Mensch nur schwer sich umzuwenden und zu liegen vermag, sind in schachbrettartig angelegten Gassen an einander gereiht. Nicht durch Nummern sind sie bezeichnet, sondern durch die einzelnen Worte der Anfangszeilen eines der classischen Bücher der Chinesen, die jeder auf Bildung Anspruch Erhebende auswendig wissen soll. In diesen Zellen bleiben die Candidaten Tag und Nacht eingesperrt, bis sie ihre schriftlichen Arbeiten vollendet haben. Das Essen wird in Garküchen innerhalb des Gebäudecomplexes bereitet und ihnen in ihre Gelasse gebracht. Weiterschreitend kommen wir zu einer Menge Buden, die zur Prüfungszeit mit allem Möglichen versehen sind, dann zu den Wohnungen der Professoren, Schreiber u. s. f. Die eigentliche Halle, wo die Resultate verkündigt werden, ist klein und nur mit fratzenhaften Malereien geschmückt. Leidlich bequeme Zimmerchen werden daneben

für die Prüfungscommissäre hergerichtet, welche sie während der kritischen Zeit eben so wenig verlassen dürfen, als die Cardinäle die ihren während des Conclaves. Auch der Vicekönig, der dem ganzen Vorgang präsidiert, wird die Zeit hindurch gefangen gehalten. Nach einer Angabe, die mir denn doch übertrieben scheint, sollen im vergangenen Jahre von über 12.000 Candidaten bloß 80 approbirt worden sein. Jedenfalls ist der Zudrang ein ungeheurer, und es gelingt fast eben so schwer, diese Prüfungen glücklich zu bestehen, als es nach dem Evangelium einem Reichen gelingt, ins Himmelreich zu kommen. Die Abgewiesenen dürfen im darauf folgenden Jahre wieder sich melden. Man findet blutjunge Bursche unter den Candidaten und Männer mit weissen Haaren. Wer das achtzigste Jahr überschritten hat und durchfällt, wird ehrenhalber als approbirt angesehen. Diese Prüfungen sind die Pforte zu allen Staatsämtern, daher erklärt sich im Vaterlande der Bureaukratie und Pedanterie die Bedeutung, welche ihnen im öffentlichen Leben und in dem jedes Einzelnen beigemessen wird.

Verfügen wir uns von hier nun zu peinlicheren Prüfungen und wandern einige Gassen weiter zu einer anderen Gruppe von Gebäuden. In einer hölzernen, offenen Halle sitzt der Richter vor einem Tisch voll Acten, um ihn stehen mehrere Beamte, unter welchen ein Dolmetsch

Gerichtshalle.

sich befindet, denn die Strafverhandlungen werden in der officiellen nordchinesischen Sprache geführt und das Cantonesisch des Angeklagten in diese übersetzt. Letzterer kniet oder kauert vielmehr auf allen Vieren vor dem Tisch, gefesselt, mit flehender Stimme seine Rechtfertigung vorbringend. Im Halbkreis herum Zuschauer und hinten der Büttel, der das Bambusrohr bereit hält, um auf einen Wink des Richters Läugnende zum Geständnis zu bringen. Einer der Verhörten war offenbar früher gefoltert worden, denn er konnte nicht gehen und wurde in einem Netz, welches von einer, auf den Schultern zweier Männer ruhenden Stange herabhieng, ins Gefängnis zurückgetragen. Im Vorraum hocken in Ketten abgehärmte, zerlumppte Geschöpfe, theilweise mit grauenhaften Gesichtern, harrend, bis die Reihe des Verhöres an sie kommt. In die Gefängnisse habe ich nur einen Blick geworfen, Elend und Schmutz liessen mich vor Ekel bald umkehren. Kein Gefangenwärter schützte mich und meinen Führer vor den armen Bewohnern dieser Heimstätte des Jammers. Eine entsetzlich verwahrloste Menschengestalt griff mir in die Rocktasche nach meinem Schnupftuch, und der Führer wurde beinahe erdrückt von Trinkgeldverlangenden. Da ich ins Freie trat, war mir zu Muthe, als hätte ich eine entsetzlichere Hölle, als diejenige Dante's, durchwandert. Die Hinrichtungen

Gefängnisse.

werden ausserhalb der Stadtmauer nahe dem Richtplatz. Flussufer in einer Art Hofraum vollzogen, den ich mit Töpferwaaren vollgestellt fand. Von einigen Thongefässen grinsten Schädel vor Kurzem Geköpfter herab. Auch der Henker kam herbei und entblösste vor mir sein breites Richtschwert. Die Amerikaner pflegen ihm dasselbe regelmässig abzukaufen.

Die Pagoden im eigentlichen Canton haben Pagoden. nichts besonders Bemerkenswerthes. In einer derselben wird eine sehr fein gearbeitete, riesige Glocke aufbewahrt. Bei allen gerade so, wie bei den Palästen der Mandarine und bei der Prüfungshalle, finden wir die auf die Thorflügel gemalten Wächter und innerhalb der Thore rechts und links zwei andere riesige, bunte, aus Holz geschnitzte, von denen der eine sonderbarer Weise meist die Laute spielt. Dann ein zweites Thor, dann der Saal mit dem betreffenden Josse oder Genius. Ein einziges Pagodenportal sah ich, aus rothem Sandstein, mit reichen Ornamenten verziert. Im Tempel des Stadtgenius entsetzliches Gedränge, Verkaufsbuden, wie im alten Tempel von Jerusalem, in einem Zimmer neben dem Hauptraum eine Anzahl kleiner Götterfiguren, in einem andern ein Mann, zahlreichen Zuhörern aus einem heiligen Buche vorlesend, auch dies ganz biblisch.

Tempel der
500 Genien.

Einer der wichtigsten Tempel liegt in der westlichen Vorstadt, nördlich von Sharmin. Es ist jener der 500 Genien. Hat man das Portal durchschritten, muss man durch kahle Mauern mehrmals bald rechts, bald links sich wenden, bis man eine niedrige rechteckige, nicht übermässig grosse Halle betritt. In der Mitte der einen Langseite steht von Holz, vergoldet, eine kleine Dagoba mit mehrfachem Sonnenschirm und Nischen mit kleinen Figuren. Den ganzen Saal aber nehmen rechtwinklig sich schneidende Gassen ein, die zwischen überlebensgrossen, sitzenden Figuren laufen, auf Bretter von drei Fuss Höhe gestellt. Das sind die 500 Genien, lauter männliche Gestalten aus vergoldetem Holz, jeder in einer andern Stellung, vortrefflich gearbeitet. Einer hat den Mund offen und ringt in Ekstase die Hände über seinem Kopf, ein anderer zeigt auf seine geöffnete Brust, wo ein Kind sichtbar wird, die meisten aber sitzen in würdiger lehrhafter Haltung da.

Buddhistischer
Tempel.

Buddhatempel giebt es nur wenige in Canton. Der grösste und wichtigste liegt auf der Insel Honam am rechten Flussufer und heisst der Tempel der Flagge des Oceans. Er hat drei Portale in weiten Abständen, im zweiten hölzerne, bemalte Thorwächter, von denen einer wieder mit der Laute dasitzt, riesenhafter und hässlicher, als alle, die ich bisher sah. Vom ersten

Tempel her klingt abscheuliche Musik, da wir eintreten, defiliren eben die Bonzen oder Priester an uns vorüber, gelb ist auch hier ihre Kleidung, doch von einer andern Nuance, als jene der Priester auf Ceylon, und unter dem glattseidenen Ueberwurf tragen sie ein anders gefärbtes Gewand. Die Musik verstummt, der Gottesdienst ist leider beendet. Drei überlebensgrosse vergoldete Buddhas sitzen im Tempel, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vorstellend. Mit dem Rücken zu ihnen, dem entgegengesetzten Ausgangsthor zugekehrt, sitzt noch ein anderer Buddha. Hinter dem ersten Tempel liegt ein zweiter und hinter diesem ein dritter. Der zweite ist etwas höher, als der erste, und enthält nichts, als eine grosse Dagoba von weissem Marmor, die merkwürdig ist durch die Veränderungen, welche dieses typische Bauwerk auf chinesischem Boden erfahren hat. Der siebenfache Sonnenschirm krönt eine hohe würfelförmige Basis mit nach aufwärts geschwungenen oberen Ecken. An den vier Seiten gut gearbeitete Relieffiguren, besonders eine Frau in chinesischer Tracht, auf einem Fabelthiere reitend. Der dritte Tempel beherbergt einen gewöhnlichen Josse mit seinen Trabanten. In einem Nebengebäude sah ich ein halbes Dutzend fetter, schwarz und weiss gefleckter Schweine. Diese Thiere, Lieblinge der Chinesen, ganz im

Schweine als
Weihgeschenke.

Gegensatz zu den Mohamedanern, werden von Kranken oder andern, den Himmel um eine Gnade bittenden Personen dem Tempel als Weihgeschenke dargebracht und führen dann hier ein Leben herrlich und in Freuden, bis sie eines natürlichen Todes sterben. Ein weitläufiges Klostergebäude, als Wohnung für die Bonzen, finden wir auf der andern Seite der Tempel. Man wandert auch hier durch ein Labyrinth kahler Mauern, bis man in das offene, mit hölzernen Tischen und Stühlen möblirte Refectorium gelangt. Nicht weit davon ein kleiner Gemüse- und ein ziemlich ausgedehnter Ziergarten mit hässlich in die Form menschlicher Figuren zugestutzten grossen Bäumen und einer langen Allee kleiner Buchsbäume, denen Porzellan-Köpfe, -Hände und -Beine aufgesetzt sind. Dieses Kloster dient, wie ja auch viele christliche Klöster, zugleich als Herberge für Glaubensgenossen.

Religiöse Zustände China's.

Die religiösen Zustände China's sind ein Wirrsal, in welchem schwer der Faden zu finden ist. Die Staatsreligion, auf dem Ahnencultus und dem grosser Männer beruhend, scheint rein rationalistisch, also gar keine Religion im eigentlichen Sinn zu sein. Dazu tritt dann die Verehrung der Personificationen gewisser Oertlichkeiten und geistiger Richtungen, aber ohne jedes zwingende Dogma. Den Buddhismus treffen wir in wesentlich mo-

dificirter Gestalt, und die meisten Chinesen, die sich überhaupt um Religion kümmern, dürften sich zu ihm bekennen und zugleich die andern Cultusformen beibehalten. Jedenfalls ist es unrichtig, wie wir das in manchen Statistiken finden, wenn der Buddhismus schlechtweg als die Religion China's bezeichnet wird.

Auf der Insel Honam liegt auch das Haus des How Gua, eines reichen Chinesen, den ich mit dem Consul und seiner ganzen Familie besuchte. Nach aussen, mit seinen Mauern ohne Fenster, sieht der weitläufige Complex aus wie ein Gefängnis. Auch wenn man durch die unscheinbare Thür getreten ist, schreitet man noch lange zwischen kahlen Ziegelmauern hindurch. Endlich gelangen wir in die hohe Empfangshalle, einfach mit Holzplattenwerk decorirt, Stühle, auch ganz aus Holz, in zwei Reihen gegen einander gekehrt. Der Hausherr kommt uns entgegen und begrüsst uns in Pidginenglisch. Ich kann kein Wort von diesem Kauderwälsch verstehen, das sich die Chinesen aus dem Englischen zurechtgestutzt haben. Nun sitzen wir feierlich auf den Stühlen einander gegenüber, wie ich das auch im arabischen und türkischen Orient so oft erlebt habe, wo es ebenfalls für die Etiquette genügt, dass man beisammen sitzt, ohne dass viele Worte gewechselt werden. Jedem wird eine Tasse Thee

Haus eines reichen Chinesen.

gebracht und auf ein Tischchen neben den Stuhl gestellt. Die Tasse ist mit einem Deckel versehen, der zum Schöpfen und Trinken dient, der Thee ein sehr schwacher Aufguss, in welchem die Blätter herumschwimmen, ähnlich wie der türkische Kaffee mit dem Satz getrunken wird. Endlich erhebt sich der Hausherr und geleitet uns in einen Saal mit einem, irgend einem Josse gewidmeten Altar. Die Ahnencapelle, ein luftiger hoher Raum, liegt daneben. Vor den Bildern der Urgrosseltern brennen Räucherkerzchen, an den Seitenwänden hängen die Bilder der Grosseltern und der Eltern. Die Portraits sind Brustbilder und gar nicht schlecht gemalt, die weiblichen Ahnen aber alle hässlich. In der Thür steht eine Dienerin, neugierig die Fremden anblickend. Nun treten wir in eine offene hölzerne Gallerie, die in das eigentliche Wohnhaus leitet und von welcher man einen schmutzig gelben Teich überblickt, halb mit grossen Lotusblättern bedeckt, zwischen denen weisse und rothe Blumen in einigen Wochen emporblühen werden. Im Teich liegt eine grüne Insel mit einem Gartenhaus, zu der eine hochgeschwungene Holzbrücke hinüberführt. Das Wohnhaus ist ganz aus Holz hergestellt. In einer vorspringenden Veranda mit Aussicht auf den Teich, unbequemen Canapés, europäischen Lampen und Wanduhren wird uns abermals Thee verab-

Ahnencapelle.

Teich mit Lotusblättern.

reicht; Uhren und Lampen, schlechte französische oder englische Fabrikswaare, die den Bardo von Tunis eben so verunstalten, wie die Paläste indischer Maharajas, repräsentiren auch in China symbolisch Fortschritt und Aufklärung. Im nächsten Gemach sitzt die Mutter des Hausherrn, ein freundliches altes Frauen, das beim Handgeben mit seinen langen Nägeln uns fast blutig kratzt. Die jüngere Hausfrau und die Kinder bleiben unsichtbar, dafür sitzt eine Schaar von weiblichen Verwandten, einige von sehr respectablem Umfang, um die Alte herum. Die Armen, sie können alle sich kaum rühren, denn ihre Füße sind von Kindheit an grausam verstümmelt. Den Gebrauch derselben zu behalten, ist ein Vorrecht der Dienerrinnen, die wir in grosser Menge auf den Stiegen und in den übrigen Räumen antreffen. Von Comfort, dieser nordisch-christlich-germanischen Errungenschaft, finden wir selbst in diesem Hause des Ueberflusses keine Spur. Die Lagerstätten sind hart und eng; ich sah keine Waschvorrichtungen, vermuthlich existirt ein oder existiren zwei oder drei Toilettenräume für die hunderte von Inwohnern dieses menschlichen Bienenkorbes. Von den Seinen umgeben, auf einem harten Stuhle sitzend, die Pfeife zu rauchen, einen mit Wasserpflanzen bedeckten Teich vor Augen, bleibt auch für den reichsten

Verstümmelte Füße der Frauen.

Chinesen das Non plus ultra häuslicher Annehmlichkeit, selbst wenn er europäische Einrichtungen kennen gelernt hat.

Es ist die Insel Honam, die in Canton am Stärksten an die Lagunenstadt erinnert. Wenn man vom kleinen Hafen vor dem Tempel der Flagge des Oceans abstösst, um über den Fluss zu setzen, kann man sich einbilden, dass man auf dem Canal della Giudecca fährt. Die Boote sind sämmtlich mit einem Dach versehen, das aber höher ist, als das Felze der Gondeln. In dem kleinen Raume hängen Farbendrucke, Ansichten von Paris und Modebilder aus den fünfziger Jahren. Die Sampangs, wie die Fahrzeuge genannt werden, sind ziemlich schwerfällig und werden meist von drei Ruderern bedient, von denen mindestens zwei Weiber sind und die abwechselnd stehen und sitzen. Die Bewegung ist eine kreisförmige, da sämmtliche Ruder steuerartig in der Richtung des Bootes eingesetzt sind, und auch wer nie seekrank wird, kann auf einem Sampang etwas empfinden, das der Seekrankheit nahe kommt. Ebbe und Fluth machen sich auf dem Flusse sehr bedeutend fühlbar, und es ist keineswegs ganz ungefährlich, bei starker Strömung zwischen den zahllosen Fahrzeugen von einem Ufer zum andern sich durchzuwinden.

Eine besondere Gattung dieser letzteren Blumenboote. bleibt immer in Ruhe. Es sind die sogenannten Blumenboote, die einen Stadttheil auf dem Wasser bilden, eine der charakteristischen Eigenthümlichkeiten Cantons. Hier concentrirt sich das Nachtleben der Stadt. Es sind schwimmende Restaurants, die dem bezopften Lebemann unsere Singspielhallen, unsere Clubs und Abendgesellschaften ersetzen. Die Boote sind durch schwanke Bretter mit einander verbunden, bilden ein Gewirr von Gassen, und man wundert sich, nicht täglich von heimkehrenden Zechbrüdern zu hören, die hier verunglücken. Blicken wir in eines der Gemächer hinein. Duftende Blumen hängen in Körben von der Decke herab. Der Raum ist hell durch europäische Lampen erleuchtet. Um einen runden, wohlbesetzten Tisch Gelage. sitzen fröhliche Gäste beiderlei Geschlechts. Die Frauen Blumen im glattgescheitelten Haar, abscheulich angestrichen, die Männer meist mit blossem Oberkörper, was ja im ganzen Osten nichts Anstössiges hat. Geschickt essen sie mit den Stäbchen aus den kleinen Schalen ihre klein zerhackten Leckerbissen und trinken Wein oder andere starke Getränke, ebenfalls aus Porzellanschalen, in ähnlicher Weise, wie die Alten dies thaten. Laut rufend und gesticulirend spielt ein junger Mann mit einem Mädchen Mora, das Spiel, das eben so populär hier ist,

als in Italien. Wer verliert, muss eine Schale Wein leeren. Ich gestehe, dass nichts mir eine Vorstellung von den Gelagen der Römer und Griechen gegeben hat, wie diese parties fines auf dem ostasiatischen Fluss. Im selben Raum, näher dem Eingang, hat sich eine Spielpartie etablirt, die Karten sind klein und schmal, das Spiel hat mit unserem Domino mehr Aehnlichkeit, als mit Whist oder Tarock. Auf dem Boot daneben sitzen zwei ältere Herren mit colossalen, vollkommen runden Augengläsern, in eine Schachpartie vertieft, während die Reste eines tüppigen Mahles noch den Tisch bedecken.

Musikanten.

Musik tönt aus dem Schiffe gegenüber uns entgegen, zwei Weiber und ein Mann kauern auf dem Boden, fiedelnd und Laute schlagend, die eine der Musikantinnen singt dazu, ähnlich wie in Indien und Aegypten gesungen wird und wie gewiss auch der antike Gesang beschaffen war. Zwei oder drei Tischgesellschaften ergötzen sich an den Tönen und Liedern, die eine hat sich ins Freie gesetzt und treibt es noch übermüthiger, als die übrigen. Aber nirgends eine Rohheit oder Unziemlichkeit, der Consul und ich treten überall unbehellig ein, wir werden aufgefordert, es uns wohl sein zu lassen, man trinkt uns zu. Die Frauen kichern wohl hie und da beim Anblick des langen neben dem kleinen Manne, aber man lässt

sich durch unsere Neugier nicht im Geringsten stören. In dieser anderen Bude liegen auf harten, unbequemen Ruhebetten zwei Männer in mittleren Jahren, ein flötenartiges Instrument vor den Mund haltend, nicht im Mindesten beirrt durch die Musik, die von draussen zu ihnen dringt, und die überlaute Zechgesellschaft im selben Raum. Nun setzen sie sich auf, ihre Werkzeuge zu reinigen, ihr stierer, gläserner Blick erklärt uns ihre Beschäftigung, es sind Opiumraucher.

Opiumraucher.

Ich habe in Canton alle möglichen Gegenstände erhandelt, unter andern aus Stroh geflochtene Schilde, auf welche Tigerköpfe mit aufgesperrten Rachen gemalt sind, wie sie die Soldaten tragen, und die verschiedenartigsten Hüte, vom ungeheuren, vor Sonne und Regen schützenden, schwarz und roth bemalten Hut des Sänfenträgers bis zum kleinen rothen, mit kurzen sammtartigen Federn besetzten Hütchen der hohen Standespersonen. Auch das Hofkleid eines solchen Mandarins habe ich erworben, tiefblau mit in Gold gestickten Drachen, die Aermel weit länger als die Arme und in schwarzseidene Enden auslaufend, welche die Form von Pferdehufen haben. Es ist die vorgeschriebene Tracht bei Hofempfangen, wo die Grossen des Reiches auf allen Vieren liegend den Sohn des Himmels begrüssen.

Hutformen.

Hofkleid.

Fahrt nach
Macao.

Macao.

14. Mai. — Der Dampfer »White Cloud« trägt mich um 6 Uhr morgens aus Canton fort und bis zur Flussmündung den Weg zurück, den ich gekommen war; von da an fahren wir, statt in südöstlicher Richtung nach Hongkong, direct nach Süden auf Macao zu. Um 3 $\frac{1}{2}$ sind wir nicht weit vom Ziele, können aber wegen Ebbe nicht in die Meerenge einfahren. Endlich gelingt es, und wir dampfen um die Halbinsel von Macao herum und in den Hafen ein. Ein chinesisches Kriegsschiff, ganz nach europäischem Muster, mit der schönen Flagge, ein schwarzer Drache auf gelbem Felde, zwei portugiesische Dampfer und Massen von Djonken liegen am Quai der chinesischen Stadt. Die kleine felsige Halbinsel, welche die Portugiesen seit mehr als 250 Jahren im Besitz haben, springt, nur durch eine schmale Landenge mit dem Festlande verbunden, gerade nach Süden ins Meer vor. Hier und an der Westseite grössere, an der Ostseite entfernte kleine Inseln in weitem Meerbusen in der Richtung gegen Hongkong. Zwei oder drei Forts auf den Höhen, gut bebautes und Gartenland, von schön gehaltenen Wegen durchzogen, die Spitze der Halbinsel von der Stadt eingenommen. Im östlichen Theile derselben fühlen wir uns nach Portugal in den Anfang des 17. Jahrhunderts versetzt. Hübsche Paläste, grosse Kirchen, von der Cathedrale im Jesuitenstil ist die

Façade allein stehen geblieben, während Feuer den übrigen Theil des Gebäudes zerstört hat. Diese Terrassen und Balcons, diese hohen Portale und stillen, sonnigen Gassen mahnen an das Innere der Stadt Corfu, die ja mehr eine venetianische, daher romanische Stadt geblieben ist, als eine griechische. Es war wohl eine Nachwirkung dieses Eindrucks, dass ich, auch von der Landenge aus nach den kleinen Inseln zu blickend, die Stimmung von Corfu wiederzufinden glaubte. Der Quai ist mit einstöckigen, bunt angestrichenen, meist wenigstens 200 Jahre alten Häusern besetzt und von grossen Bäumen beschattet. Alles ist wie ausgestorben, ab und zu ein behäbiger Pater mit breitkrämpigem Hut, den Stock in der Hand, die ihm ein begegnendes kleines Mädchen ehrerbietig küsst, oder eine aufgedonnerte kaffeebraune Dame in der Jinriki-sha — denn auch in Macao giebt es keine Pferde als Zugthiere — der in einem andern die chinesische Magd ihr dunkles Baby nachbringt, oder ein kaffeebrauner Dandy, der, wenn man ihn um den Weg fragt, die Achseln zuckt und antwortet, dass er kein Englisch verstehe. Wie in Goa, hat sich das Blut der Einwanderer hier stark mit dem der Einheimischen vermengt, und weiss sind eigentlich nur die wenigen von Lissabon hergeschickten Beamten und Soldaten. In einem prächtig gehaltenen Garten mit schö-

Grotte des Camoëns.

nen Aussichtspunkten liegt eine Felsengrotte, wo Camoëns sein Epos gedichtet hat. Eine Büste des einäugigen Sängers ist hier aufgestellt, Verse aus den Lusiaden darunter eingegraben. Rings herum auf dem Felsen Gedichte an Camoëns in allen Sprachen, auch ein Sonett, unter dem der Name Torquato Tasso steht; leider sind beinahe alle Inschriften verwischt, die Buchstaben unleserlich geworden. So bleibt das Andenken an Portugals grössten Geisteshelden an diesen Ort geknüpft, der selber wieder ein schattenhaftes Ueberbleibsel ist aus der kurzen Periode der Weltstellung dieses Landes. Sonderbares Schicksal eines Volkes, das so Grosses errang, um es so kurz zu behaupten. Plötzlich zu ähnlicher Höhe emporgehoben, haben Portugal und Holland eine Zeit hindurch ähnlichen Glanz verbreitet, aber der Ruhm der Niederländer war doch auf soliderer Grundlage aufgebaut, ihr Verfall ist kein so tiefer, als jener der Landsleute des Camoëns und des Vasco da Gama.

Chinesisches Stadt-Viertel.

Kein Canal trennt in Macao, wie das in Canton der Fall ist, die europäische von der Stadt der Chinesen, und doch ist hier der Unterschied vielleicht noch einschneidender, ein Unterschied zwischen entschwundener Herrlichkeit und aufstrebender Arbeit, zwischen mumificirtem Tod und überschäumendem Leben, zwischen Vergangenheit und Zukunft, und in Ma-

cao bedeutet China die letztere. In diesem westlichen Theil der Stadt ein wohlbestellter Laden am andern; der Waarenverkehr von und zu den anlaufenden Schiffen, ein ewiger Menschenstrom und bis tief in die Nacht der Lärm der Theater, Café- und Spielhäuser. Diese letzteren, von den Chinesen Sang-Po geheissen, was die Portugiesen in Fantan verdorben haben, sind die eigentliche Merkwürdigkeit Macaos. Reiche und Arme lassen hier allnächtlich ihr Geld, und jeden Samstag bringt das Schiff regelmässig die englische goldene Jugend von Hongkong herüber, und die Einsätze erreichen schwindelhafte Höhen. Es giebt wohl hundert solcher Häuser in den Gassen der chinesischen Stadt; überall ist das Spiel das gleiche. Ein grüner Tisch, ein grosser Haufen kleiner runder Messingstücke mit einem viereckigen Loch in der Mitte. Der bezopfte Croupier greift eine Handvoll heraus und legt sie vor sich hin, dann nimmt er sie mit einem Stäbchen immer zu Vieren zurück, bis endlich ein, zwei, drei oder vier Stücke übrig bleiben. Die Spieler setzen auf eine dieser vier Nummern, auch wohl auf zwei zugleich, von dem Gewinn zieht der Croupier acht Procent ab.

Spielhäuser.

Ein chinesisches Theater, das ich besuchte, fand ich den Hindu- und mohamedanischen Theatern in Bombay ähnlich gebaut. Ein einfacher

Chinesisches
Theater.

Holzbau, ohne Logen, am Eingang, schon innerhalb des Zuschauerraums Esswaaren zu kaufen, nur die Bühne beleuchtet, und zwar nur die Mitte derselben. Zu beiden Seiten dieses hellen Raumes Publicum, wie auf der altenglischen Bühne oder der Molière's, aber nicht wie dort vornehme Leute in Lehnssesseln, sondern Gesindel, das irgend wie umsonst hereingekommen zu sein schien. Decorationen keine, Weiberrollen von Männern gegeben, Alles wie auf der Bühne Shakespeare's, aber ein Orchester auf der Scene, das die Reden der Spielenden bald begleitet, bald übertönt, was dort wohl nicht zu finden war. Wie die Stücke in jenen Theatern Bombays, war es eher eine Operette als etwas Anderes zu nennen, was ich hier sah, und zwar eine mit Gestalten aus dem täglichen Leben. Ein Fleischer, der wiederholt auftrat und seine Waare anpries, war eine wirklich komische Figur.

Als ich aus dem Schauspielhaus nach meinem Dampfer gieng, sah ich auf einem der Plätze einen Declamator. Dampfer hingekauert, der laut seine Geschichte recitirte, athemlos horchende Zuhörer sassen um ihn herum, und ein kleiner Junge begleitete die Rede hie und da mit Trommelschlägen.

15. Mai. — Von 8 bis 11 Uhr früh fuhr ich bei freundlich blauem Himmel von Macao nach Hongkong hinüber. So wie sie heute in vollem Sonnenglanz dalagen, erinnerten mich die Inseln

und Inselchen nicht mehr an Norwegen, sondern an den griechischen Archipel. Hongkong aus der Ferne nahm sich entzückend aus.

15. bis 18. Mai früh, Hongkong. — Bald nach meiner Ankunft erlebte ich einen dramatischen Auftritt. Mein Diener aus Bombay, den ich noch immer bei mir hatte, warf sich vor mir nieder und erzählte mir schluchzend, der Vater sei ihm gestorben, die Mutter und eines seiner Kinder schwer krank, seine Frau fordere seine Rückkehr, ein Landsmann habe ihm soeben die Nachricht gebracht. Es blieb mir nichts übrig, als den Mann zu entlassen, so gerne ich ihn wenigstens bis Japan mitgenommen hätte; denn hier ist augenblicklich kein ordentlicher Reisediener zu finden. Der wackere Mahadöh gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern wollte absolut von mir wissen, wo die Seele seines Vaters gegenwärtig weile, und ob er ihn wieder sehen würde. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, vermochte ihn aber nicht von meiner gänzlichen Incompetenz in diesen Fragen zu überzeugen.

Wenn man an die Unterwürfigkeit der braunen Einwohner Indiens dem Weissen gegenüber sich gewöhnt hat, kommt Einem das Betragen der Chinesen höchst sonderbar vor. Die Besseren unter ihnen sind als Diener pünktlich, gewissenhaft und ehrlich, behandeln aber den Europäer von oben herab im Vollbewusstsein

Auftritt
mit meinem in-
dischen Diener.

Chinesen als
Diener.

der Ueberlegenheit der gelben Race. Mein Zimmerkellner im Hongkong-Hôtel ergötzte mich, so oft ich ihm einen Auftrag gab oder eine Frage an ihn richtete, durch seine herablassenden Manieren. Die schlitzäugigen Ganymede im Speisesaal bringen dem Gast seinen Entenflügel oder sein Sodawasser mit dem Ausdruck souveränster Verachtung, und ich wurde bei jeder Mahlzeit an die Verse im Westöstlichen Divan erinnert: »Setze mir nicht, du Grobian, den Krug so derb vor die Nase.« Die Mahlzeiten sind zu festem Preis mit unzähligen Gerichten, unter denen man wählen kann, die Portionen aber sehr schmal zugemessen und die Kocherei mittelmässig.

Die Stadt Victoria.

Die Stadt Victoria liegt ungefähr unter dem Breitegrad von Calcutta, wie Saigon unter dem von Pondichéry, aber die Temperatur ist ungleich angenehmer, als in der Stadt am Hugli. Ich konnte mich zur Sommerszeit in Italien glauben und hatte kaum einen Augenblick zu heiss. Die europäische und chinesische Stadt gehen hier in einander über. Von den 200.000 Einwohnern dürften kaum 2000 Europäer sein, ausser Engländern auch Italiener, Spanier, Portugiesen. Die grosse, schön gelegene, aber als Bauwerk nicht hervorragende katholische Cathedrale heisst hier die italiänische Kirche, weil ein Priester aus Mailand ihr vorsteht. Hübner hat Recht, wenn er den europäischen Stadttheil ein tropi-

sches Ventnor oder Shanklin nennt, eben so oft aber, als auf die Insel White, fühlte ich mich nach Castellamare bei Neapel versetzt, wenn ich die zwischen Gartenmauern, über welche die prächtigsten Bäume herüberragen, steil ansteigenden Gassen mich hinauftragen liess. Durch seine Lage und seine Pflanzen gleich ausgezeichnet ist der öffentliche Garten, reich an Aussichtspunkten, wie sie in gleicher Mannigfaltigkeit nur der Boboligarten in Florenz bietet. Ganz einzige Stimmung einmal nach Sonnenuntergang, als seine dunklen Cedern vom hellgrünen Himmel sich abhoben. Während der herrlichen Mondnächte sah ich von den obersten Strassen aus zwischen schwarzen Baumzweigen hindurch die Lichter der tausend grossen und kleinen Schiffe auf der silbernen Wasserfläche glänzen. Hie und da begegnet man auf den Wegen in der Nähe der Stadt einem netten Privatwagen, der Fremde aber ist auch hier auf Tragsessel und Jin-riki-shas angewiesen, deren Benutzung unglaublich wenig kostet, an die ich mich aber noch immer nicht gewöhnen kann.

Nach Westen zu führen aus der Stadt hinaus schöne Spazirwege in einer Stunde auf eine Passhöhe, von welcher man den Golf und das offene Meer zugleich erblickt, weit unterhalb des höchsten Berggipfels der Insel, auf dem ich neulich stand, am Südabhang des Passes, liegt ein weit-

Chinesische
Grabstätten.

läufiger chinesischer Friedhof, gleich dem von Canton und den türkischen von keiner Mauer umgeben, diesseits des Passes aber mit dem Blick auf das Festland finden wir zwischen niedrigem Buschwerk einzelne grössere Grabstätten. Die chinesischen Gräber haben mit den annamitischen Aehnlichkeit. Ueber einige Stufen steigt man zu dem, mit einer Inschrift versehenen Sarkophag hinan, der mit seinem hinteren Ende unmittelbar an eine ihn im Halbkreis umgebende Mauer stösst. Wie die Sitzreihen eines antiken Theaters, folgen dann mit kleinen Zwischenräumen noch mehrere, immer höhere Mauern, bis die höchste das Ganze abschliesst.

Happy valley.

Die Begräbnisplätze aller Nichtchinesen liegen in ungefähr gleicher Entfernung von der Stadt in entgegengesetzter, östlicher Richtung, im schön benannten happy valley neben der Rennbahn. In einer Reihe neben einander finden wir hier den mohamedanischen, katholischen, englischen Friedhof und den der Feueranbeter, welchen es in Hongkong nicht, wie in Bombay, gestattet ist, ihre Todten in den Thürmen des Schweigens von Geiern verzehren zu lassen. Der englische Friedhof ist ein ausgedehnter tropischer Park, wo die Monumente zwischen prachtvollen Baumgruppen zerstreut liegen. Ein Spazirweg, wie alle um Victoria, zu sorgsam gehalten, so dass

man die Bevormundung der Natur durch den Menschen fast peinlich empfindet, führt aus dem Thale zu einem Wasserreservoir und über Brücken und Viaducte in ansehnlicher Höhe nach der Stadt zurück, ein Weg, den man, wie den Heidelberger Philosophenweg, täglich machen könnte, ohne jemals seiner überdrüssig zu werden. In Abständen von je hundert Schritten begegnet man einem hellbraunen, hochgewachsenen Polizisten mit rothem Turban. Sie kommen aus dem Panjab, das dem indischen Reiche seine tüchtigsten und zuverlässigsten Truppen liefert, und ihr Amt ist in Hongkong keine Sinecur, denn jeder Chinese aus dem Gebiet von Canton, der Grund hat, die Nähe der dortigen Gefängnisse zu meiden, lässt sich hier auf diesem englischen Felsen nieder; die gelbe Bevölkerung ist die verworfenste, die sich denken lässt, und Diebstähle sind hier verhältnismässig noch häufiger als in London. Am 17. spät abends fuhr ich nach dem Festland hinüber, wo der »General Werder« vom Norddeutschen Lloyd angelegt hatte, der mich nach Yokohama bringen soll. Freundlich beschien der Mond die Meerenge, die schönen Bergformen und die beleuchteten Häuser von Victoria, welche die steile Höhe hinaufgebaut sind, wie jene der Stadt Syra auf der gleichnamigen Insel im griechischen Archipel. Bei Morgengrauen den andern Tag fuhren wir nach Osten auf der derjenigen, wo ich ge-

Spazirwege.

Abfahrt nach
Yokohama.

kommen war, entgegengesetzten Seite aus dem Hafen hinaus, etwa eine Stunde noch der Insel entlang, die, ausser einem Leuchthurm am Ende, keine menschliche Ansiedlung mehr und wenig Vegetation zeigt. Dann folgen einzelne aus dem Meer hervorschauende Felsen, während zur Linken das chinesische Ufer den ganzen Tag sichtbar blieb.

Auf dem »Gene-
ral Werder«.

18. bis 24. Mai früh, an Bord des »General Werder«. — Das Schiff ist viel kleiner als die Messageriedampfer, welche diese Gewässer befahren, hat aber für mich den Vortheil, dass es direct nach Yokohama geht, ohne irgend wo in Japan früher anzulegen. Wenige Passagiere, was mir immer angenehm. Angloinder, welche die heisse Zeit statt in einem Luftcurort lieber auf dem Meere und im gemässigten Klima von Japan verleben, ein preussischer Officier, der, wie ich, um die Erde reist, leider auch ein deutsches Ehepaar mit drei ausgelassenen Rangen, die Einem kaum irgend wo Ruhe lassen. Sie werden schlecht genug von einer alten chinesischen Dienerin beaufsichtigt, die auf Holzfüssen geht, wie ein Invalide, denn sie ist aus vornehmer Familie, und daher sind ihr als Kind die Füsse verstümmelt worden. Ihre jüngere Schwester lief den Eltern davon, um diesen Qualen zu entgehen. Sie war gleichzeitig mit zwei Andern die rechtmässige Frau eines Mandarins, dessen Tod sie zwang,

Dienst zu suchen. Ich schreibe und lese den ganzen Tag und fühle mich wieder auf dem Meere so wohl, wie nur irgend wo, trotz der Mahlzeiten, die unter der Mittelmässigkeit sind.

Delphine, Meerleuchten, fliegende Fische, zuletzt in der Nähe der japanischen Küste Möven, der Mehrzahl nach braune, nur einige weisse mit schwarzen Schwänzen. Wir sehen am zweiten Tage der Fahrt die kegelförmige Insel Ochsö mit Leuchthurm zu unserer Linken, vor den Bergen der chinesischen Küste, welche bald für immer verschwindet. Ein starker Nordostmonsun, dem wir direct entgegendampfen, hält uns ein wenig auf. Die Kühle ist empfindlich, und man merkt, dass man die Tropen hinter sich hat, auch daran, dass die Wolkenformation der unter unseren Himmelsstrichen ähnlich ist. Leider bleibt die Insel Formosa weit rechts im Nebel liegen. Am 21. nachmittags fahren wir zwischen den nördlichsten der Liu-kiu-Inseln durch, welche schon zu Japan gehören. Die eine derselben uns zur Rechten erinnert in den Linien an Ischia, sie scheint unbewohnt, wie auch einige der andern, nur auf der grösseren, Oshima, an welcher wir, sie links lassend, knapp vorbeifahren, müssen menschliche Niederlassungen sein, nach den dahin zurückfahrenden Fischerbooten und bebautem Lande nahe am Ufer zu schliessen, das wir genau

Liu-kiu-Inseln.

unterscheiden. Ueber der höchsten Bergspitze der Insel weisse Wolken, wie über dem Vesuv. Ganz frische Lavaschichten zeigen uns, dass der Berg in der That ein Feuer speiender ist.

Am 23. bekamen wir das Ufer von Japan in Sicht, leider nicht den Fusijama, den schneebedeckten Vulcan, den Aetna des fernen Ostens, auf dessen Anblick ich so begierig war, denn eine graue Wolkenschicht hat sich über dem Festland hingelagert. Wir fahren in ansehnlicher Entfernung der Küste entlang. Einzig schöner Sonnenuntergang hinter einer scharf profilirten Insel, deren Contouren in die grellrothe Scheibe hineinschneiden. Den andern Morgen um 4 Uhr erwache ich im Angesicht von Yokohama.



Blumenboot in Canton.



Fusijama.

VI. JAPAN. — VON YOKOHAMA NACH SAN FRANCISCO.

24. Mai bis 3. Juni, Yokohama, Tokio und Umgebungen. — Der »General Werder« hält im grossen Golf von Tokio, in den wir bei Nacht durch eine Meerenge eingefahren sind. Von seinen Ufern sehen wir nur einen in der Ferne uns umspannenden Halbkreis. Die Küste ist flach und grün, ausser da, wo der amerikanisch banale Quai von Yokohama sich ausdehnt, hinter welchem auf der einen Seite Anhöhen hervorragten mit Häusern und Villen. Es sind die »Bluffs«, wo die meisten hier residirenden Europäer ihre Heimstätte aufgeschlagen haben. Eine Unzahl Schiffe aller Dimensionen und Nationen liegt im Hafen, aus irgend einem festlichen Anlass sind sie heute sämmtlich beflaggt. Ein japanischer Sampang, vor den chinesischen vortheilhaft durch seine Reinlichkeit sich auszeichnend, aber leider von eben so unangenehmen Ruderbewegungen wie jene, bringt mich ans Land.

Hafen von Yokohama.

Yokohama.

Eine Menge kleine Wägelchen ziehender Bursche streitet sich um mich, bis der eine von ihnen in raschem Trabe mich den Quai entlang zum Grand Hôtel bringt. Dieses ganz europäisch, ein hochgewachsener italiänischer Oberkellner dirigirt im Speisesaal mit Würde die japanischen Zwerge, die unter seinem Commando stehen. Am Quai mehrere grosse Läden, sehr verlockend, mit einigen alten, aber meist neuen japanischen Waaren, die Preise ganz californisch. Die kleinste Kleinigkeit kostet zehn japanische Dollars oder Yen (20 und einige Gulden), ich hebe mir mein Geld und meine Kauflust für bessere Gelegenheiten auf. Yokohama ist sehr ausgedehnt und hat gegen 100.000 Einwohner, gerade Strassen, theils mit europäischen Häusern, theils mit niedrigen Holzgebäuden und Läden, Canäle parallel mit dem Quai, zahlreiche Holzbrücken. Steil geht es zu den Hügeln im Nordwesten der Stadt hinauf. Hier wohnt in der Nachbarschaft seiner Collegen unser Consul, Hauptmann von Kreitner, bekannt als Theilnehmer der Széchényi'schen Expedition nach China, die er beschrieben hat, ein ächter Soldat, ein ächter Oesterreicher und trefflicher Mensch. Ihm und seiner liebenswürdigen, munteren Frau verdanke ich zahllose Gefälligkeiten und manche heitere Stunde mit Landsleuten in dem netten Hause mit der Aussicht auf bewaldete Hügel, die mich

Consul
von Kreitner.

in eine bekannte gastfreundliche Villa in der Umgebung Wiens versetzte.

Bis 1859 war Yokohama ein Fischerdorf, die meisten heutigen Gebäude datiren aus den letzten sechziger Jahren, nachdem die Stadt von einem gewaltigen Brande heimgesucht worden war. Der Einfluss der grossen Republik vom andern Ufer des stillen Oceans ist nicht zu verkennen. Die Amerikaner haben sich Japan als Sommerreiseziel zurechtgemacht, wie die Engländer Norwegen, und ganz wie Bergen eine halbenglische Stadt geworden ist, sind Kobe, noch mehr aber Yokohama amerikanisirt.

Gleich am Nachmittag nach meiner Ankunft fuhr ich nach der Hauptstadt Tokio, eine Stunde Eisenbahn. Schmalspurige Bahn, wie alle in Japan, elegante, aber unbequeme, stets überfüllte Coupés, auf Gäste von sechs Fuss Länge ist hier eben so wenig gerechnet, als sonst in diesem Lande. Fällt in dem einen Punkt der Vergleich mit Indien sehr zu Gunsten des letzteren aus, so geht es in einem andern umgekehrt. Der Personenverkehr ist fast so ungeheuer auf den japanischen, als auf den ostindischen Bahnen, aber hier nichts von dem Lärmen und Brüllen, das Einen auf mancher Station bei Bombay oder Delhi glauben machen könnte, ein Bürgerkrieg wäre ausgebrochen; nur unendliches Geklapper der Holzschuhe, hie und da

Bahn nach Tokio.

von einer kreischenden Weiberstimme übertönt. Die Bahn geht parallel mit dem Meere, das aber nur stellenweise sichtbar wird, holländisches Grün und holländische Holzhäuser, nur leider Hügel statt holländischen Flachlandes, so dass alles kleinlicher erscheint als dort. Noch stärkeres Klappern der Holzschuhe zeigt mir an, dass wir in Tokio sind. Ich trachte den Kuli, der das Wägelchen zieht, welches ich besteige, Kreitner's Angaben folgend, nach der österreichischen Gesandtschaft zu dirigiren, wo wir auch nach vielen Irrfahrten anlangen.

Tokio.

Aber ist das wirklich die Hauptstadt eines hochcultivirten Staates von 30 Millionen Einwohnern? Das sind ja ungezählte galizische Marktflecken neben einander, weiter nichts. Einstöckige Holzhäuser, überall Läden zu ebener Erde. Grosser Verkehr von Fussgängern und Jin-riki-shas, nur ganz wenige Equipagen des Hofes, der höchsten Würdenträger und fremden Gesandten. Kein hervorragendes Gebäude, nur Festungsmauern aus unregelmässigen Steinen, wie die cyklopischen, von Wassergräben umflossen, und dann nochmals solche Mauern, auf der grünen Böschung darüber die krummen Pinien, der für Japan charakteristische Baum, mit den breiten Aesten tiefer als ihre Wurzeln herunterlangend. Denn das ehemalige Schloss

der Shogune, zugleich Festung, das in andern japanischen Städten an einem ihrer Enden liegt, erhebt sich hier in der Mitte der Stadt und ist das grosse Verkehrshindernis von Tokio. Hinter der äusseren Mauer hatten die Daimios, der alte Feudaladel, ihre Paläste, wo sie genöthigt waren sechs Monate des Jahres zu leben; innerhalb der zweiten Umwallung breitete sich, wieder von andern Mauern durchzogen, das eigentliche Wohngebiet des Herrschers aus, hier lagen die Behausungen und Gärten des Shoguns und seiner Beamten und Diener. Dieses Gebiet war früher vollkommen unzugänglich und ist auf alten Plänen von Tokio weiss gelassen; heute, wo nach der grossen Umwälzung von 1868 der Mikado im ehemaligen Shogunpalast residirt, ist der kleinere Theil des Gebietes dem Verkehr übergeben, ein Terrain aber, annähernd so gross, als die innere Stadt Wien, darf noch immer von keinem fremden Fuss betreten werden, ausser bei feierlichen, höchst seltenen Gelegenheiten. Es wird vom kaiserlichen Wohnpalast und Nebengebäuden eingenommen und von einer Art Prater, einem wilden Park voll herrlicher Bäume, wo man sich hundert Meilen von der Hauptstadt entfernt denken kann. Ich habe Palast und Park nicht besichtigt, nur die alten Bäume sah ich über die Mauern herüberra-gen.

Kaiserlicher
Palast.

Nipponbashi.

Um diesen doppelten Mauerring dehnt sich nun nach allen Seiten ein Meer kleiner Holzhäuser aus, nur hie und da unterbricht ein Ziegelbau die Eintönigkeit. Ein Fluss, der Sumidagawa, östlich von der Burg von Norden nach Süden fliessend, theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile; ausserdem wird sie von zahlreichen Canälen durchschnitten, weshalb die Brücken eine grosse Rolle spielen. Die wichtigste davon ist Nipponbashi, die »Brücke von Japan«, von wo aus die Entfernungen auf den beiden grossen Heerstrassen des Landes, der westlichen und der nördlichen, gerechnet werden. Die grösste der vier Hauptinseln, sozusagen das Festland von Japan, hat nämlich die Form eines krummen Säbels, dessen äusserster Krümmungspunkt ungefähr bei Tokio ist, woraus es sich erklärt, dass die Strassen von hier an beide Enden der Insel, die eine nach Westen, die andere nach Norden, laufen. Aber kehren wir zur Hauptstadt zurück. Sie liegt am Meere, wie Wien an der Donau, das heisst, ohne dass man ihr diese Lage eigentlich anmerkt. Nur von den paar Erhöhungen im südlichen Stadttheil erblickt man den Golf und ein halbes Dutzend kleiner grüner Inseln. Nahe am Meere liegt ein kaiserlicher Sommerpalast, von einem schönen Garten umgeben, der gegen Eintrittskarten zugänglich ist, und der den Europäern

ingeräumte Stadttheil, das Tsukiji; nur die Diplomaten und Europäer im Staatsdienst dürfen auch in der eigentlichen Stadt wohnen. Die Zierde der letzteren sind zwei Parks, der von Shiba im Süden und der von Uyeno im Norden, mit Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden, sonst ragen noch aus der Häusermasse einige grössere Tempel und eine ziemliche Anzahl von Palästen hervor. Tokio dürfte nicht viel über eine Million Einwohner zählen, aber es giebt hier mehr unbebaute Gründe, als selbst in einer anglo-indischen Stadt, und das »ostasiatische London« nimmt einen Flächenraum ein, der dem des eigentlichen nahezu gleichkommt.

Einige Tramwaylinien sind eröffnet, sonst bleiben die von Menschen gezogenen, Jin-riki-shas genannten Wägelchen das einzige Verkehrsmittel. Man kann sich Japan ohne dieselben nicht denken, und doch bestehen sie erst seit 18 oder 20 Jahren und sind die Erfindung eines Amerikaners. Vorher war man auf Tragsessel, wie in Canton, angewiesen. In Tokio soll es über 20.000 Jin-riki-sha-Kulis geben, man denke also an die Revolution, die ausbrechen müsste, falls plötzlich Miethwagen eingeführt würden. Um schneller vorwärts zu kommen, pflegt man zwei Kulis zu nehmen, von denen der eine abwechselnd vermöge eines Strickes um den Leib sich vor den andern

spannt oder, wenn es bergauf geht, das Wägelchen schiebt. Es ist nicht zu glauben, mit welcher Geschwindigkeit und Ausdauer die Leute ihr Gefährte die steilsten Wege hinaufziehen und die riesigen Entfernungen der Stadt zurücklegen. Dabei sind sie, wie alle Japaner, immer fröhlich und guter Dinge und für die geringste Mehrbezahlung dankbar. Sie haben blaue leichte Tuchanzüge, blosse Füße oder höchstens Strohschuhe und einen Strohhut, oft mit weisser Leinwand überzogen, auf welcher ein Drache oder sonst etwas gemalt ist. Ihr einziger Fehler besteht darin, dass sie Einen fast immer zuerst wo anders hinführen, als man wünscht, denn Strassenamen sind unbekannt, nur die Viertel sind bezeichnet, und um im Stadtviertel das einzelne Haus herauszufinden, giebt es ein endloses Fragen und Hin- und Hergeschicktwerden.

Trachten.

Das Strassenleben ist weniger bunt, als man es sich wohl vorstellt, die Frauen und die Mehrzahl der Männer tragen sich noch japanisch in dunklen, nicht auffälligen Farben, ein schmutziges Blau ist vorherrschend. Die Männer der besseren Stände sind vielfach europäisch gekleidet und haben theilweise schon in die Tracht sich eingelebt. Sehr komisch sehen die Soldaten aus in den, den preussischen nachgemachten Uniformen, nur einige

Truppengattungen tragen französische Käppis, wie auch sonderbarer Weise die Tramwaykutscher.

Der Name Tokio hat erst seit 20 Jahren den alten, historischen Namen Yedo ersetzt und bedeutet: Hauptstadt des Ostens, wie der neue Name für Kioto: Saikio, Hauptstadt des Westens bedeutet. Die Japaner verfahren hiebei ganz ähnlich, wie die Franzosen vor hundert Jahren, welche auch da, wo sie die Dinge selbst nicht zu ändern vermochten, wenigstens die Namen änderten und etwas Grosses gethan zu haben meinten, als sie die Monate neu benannten. Die Aehnlichkeit der Umwälzung in Japan anno 1868 mit jener, welche Frankreich am Ende des letzten Jahrhunderts durchgemacht hat, ist überhaupt auffallend. In Japan ist weniger Blut geflossen, aber die Wirkungen sind hier wie dort dieselben. Ein unhaltbarer politischer und socialer Zustand, der viel zu lange gedauert hat, wird plötzlich geändert und ein Extrem über Nacht mit dem andern vertauscht, ohne dass man sich die Mühe genommen hätte, zu prüfen, ob von den alten Einrichtungen viele nicht noch lebensfähig gewesen wären und den Neuerungen zur Grundlage hätten dienen können. Revolution statt Evolution. Dabei unterscheidet sich der japanische Umwandlungsprocess aber durch zwei Dinge von seinem europäischen Vorbilde:

Der Name
Tokio.

Die japanische
Umwälzung und
die französische
Revolution.

Wiederein-
setzung des Mi-
kado in seine
vollen Herrscher-
rechte.

Das Staatsoberhaupt wurde nicht abgesetzt, sondern im Gegentheil der Mikado aus einem Scheinherrscher zum wirklichen gemacht. Dieser Unterschied ist aber im Grunde genommen mehr ein äusserlicher, als ein eigentlicher, denn da die wirkliche Gewalt seit Jahrhunderten erblich durch die Shogune vertreten war, für deren Herrschaft höchstens im altfränkischen Hausmeierthum eine Analogie gefunden werden kann, kommt die Abschaffung des Shogunates in der That derjenigen einer wirklichen Dynastie gleich. Die naturgemässe historische Entwicklung hätte hier, wie einst im alten Frankenreich, die Dynastie der Shogune auch auf den Thron des Mikado erhoben, den factischen Zustand in einen rechtlichen verwandelnd. Hier aber geschah das Umgekehrte, die Regierungsgewalt ward Dem übertragen, der bis nun blos ihre äusserlichen Attribute besessen hatte, und unter dem Mantel der Legitimität im Handumdrehen einem halbbarbarischen Feudalstaat die Form eines modernen Staates gegeben. Die Wiedereinsetzung des Mikado in seine vollen Herrscherrechte war blos die Flagge, deren die Demokraten sich bedienten, um ihre nivellirenden Neuerungen in den Hafen der Gesetzlichkeit zu steuern. Der Zusammenhang des jetzigen Zustandes mit der Vergangenheit beruht einzig auf der Person und der Dynastie des Mikado. Wenn man aber im

Namen des historischen Rechtes die Geschichte ganzer Generationen auf ein Mal vergessen machen will, wird jenes nur zu oft als Aushängeschild für Tendenzen benutzt, welche umgekehrt es sich zur Aufgabe stellen, den geschichtlichen Zusammenhang zu zerreißen. Nicht nur im Privatrecht giebt es eine Ersitzung, die heiligende Macht der Zeit bewährt sich im Gegentheil um so stärker auf dem Gebiet des öffentlichen Rechtes, als hier die Gesetzgebung nie etwas Anderes gewesen ist und sein kann, als die Registrirung eines factischen Zustandes.

Der andere Unterschied der japanischen von der französischen Umwälzung ist viel wesentlicher und einschneidender, als der eben erwähnte. Er beruht darauf, dass Japan nicht nur aus einem Feudalstaat in einen modernen, sondern auch aus einem asiatischen in einen europäischen verwandelt werden soll. Hier stossen wir auf dieselben Anomalien, denen wir im heutigen Indien begegnen. Gymnasien, Universitäten, Kunstschulen, Pressfreiheit, wie können diese Einrichtungen des Westens für das Land der aufgehenden Sonne nutzbar gemacht werden? Sie sind einem anderen Erdreich entsprossen, werden sie jemals Früchte tragen? Jetzt hat man gar dem Gebäude das Dach aufgesetzt und Japan durch eine Verfassung beglückt mit zwei Häusern und allem Uebrigen, was daran hängt.

Japan und die europäischen Einrichtungen.

Wenn das in diesem Tempo fortgeht, wird dieses Volk in 20 Jahren glücklich durch die Republik hindurchgegangen und bei der Anarchie angelangt sein. Ich glaube aber, dass eine Gegenströmung erfolgen und die Japaner auch darin der Mode des Westens huldigen werden, wo man eben jetzt in manchen Ländern beginnt, viele von den pseudo - fortschrittlichen »Errungenschaften« auf ihren wahren Werth zu prüfen und sie zum Theil zum historischen Gerümpel zu werfen, mit welchem aufzuräumen sie sich zur Aufgabe gesetzt hatten.

Die Japaner,
die Franzosen
des Ostens.

Aber nicht nur die grosse Revolution haben die Japaner, mutatis mutandis, den Franzosen nachgemacht, auch sonst zeigen sie viele verwandte Züge mit ihnen. Sie sind in der That die Franzosen des Ostens. Sie sind tapfer und besitzen die Art von Bravour, welche der furia francese näher steht, als dem furor teutonicus. Sie sind vielseitig begabt, aber oberflächlich, allgemeinen Ideen allzu leicht zugänglich, lebenslustig und galant, höflich und heiter, überaus gesellig, in Literatur und Kunst mehr Geschmack als Tiefsinn verrathend, mehr die Verarbeiter fremder Ideen, als die Erzeuger von eigenen.

Verhältnis zu
China.

In Vielem sind sie das Gegentheil der Chinesen, dieser zähen Festhalter am Hergebrachten, welche aus sich heraus eine eigene Cultur entwickelt haben, die seit Jahrtausenden allen frem-

den Einflüssen trotz. Die Chinesen sind es, welche die Bewohner von Nippon mit ihrer Religion, Literatur, Philosophie und Kunst beschenkt haben, so dass die chinesische Sprache in Japan das bedeutet, was die griechische im alten Rom, die lateinische im christlichen, Arabisch im mohamedanischen Mittelalter und Sanskrit in Indien bedeutet hat. Und naturgemäss musste diese Gruppe von vier grossen und zahllosen kleinen Inseln von China aus bevölkert werden und später von dort ihre Cultur empfangen. Die Halbinsel Korea war die Brücke, die vom Festland herüberführte, und Korea müsste gründlich bereisen, wer sich ein annähernd vollständiges Bild von den Anfängen der japanischen Entwicklung machen wollte. Ueber diese Brücke sind von China aus die Einwanderer gedungen, die, sich mit Urbewohnern, welche es über den Naturzustand nicht hinausgebracht hatten, vermischend, zum japanischen Volksstamm geworden sind, über Korea kamen später die Lehren des Buddha und Confucius, Schrifthum und Kunstübung nach dem Inselreich. Die Analogie der Rolle, welche die ostasiatische Halbinsel hier spielt, mit derjenigen Kleinasien's als Bindeglied zwischen zwei Welttheilen springt in die Augen, nur dass über Kleinasien eben so viele Strömungen von Griechenland nach Asien, als umgekehrt, gegangen sind, während Japan immer nur der empfangende Theil geblieben ist.

Korea.

Die japanischen
Inseln.

Russland als
Nachbarmacht.

Die vier grossen japanischen Inseln, nur durch schmale Meerarme von einander getrennt, bilden einen von Südwesten nach Nordosten sanft geschwungenen Bogen, der etwa andert-
halb Mal so lang sein dürfte, als die Entfernung von Syrakus bis Verona, während die grösste Breite der Hauptinsel nur um Weniges mehr beträgt, als die von Italien etwa zwischen Ancona und Livorno. Die nördlichste Insel, Yezo, ist noch von der Urbevölkerung, den Ainos, bewohnt. Weiterhin nach Norden schliesst sich, lang und schmal, die Insel Saghalin an, vor nicht gar langer Zeit von Japan an Russland abgetreten, welches, seit auch die chinesische Regierung ihm ein Gebiet am stillen Ocean südlich vom Amur, das grösser ist als halb Frankreich, cedirt hat, eben so begehrt in die ostasiatische Culturwelt hineinblickt, wie über die Bergschluchten Afghanistan's nach Indien oder von den Ufern des Varanger-Fjords über das Nordcap nach Tromsö und den andern norwegischen Häfen am atlantischen Ocean. Als Nachbarstaat macht sich Russland auch stark in Japan geltend, und auf stattlicher Anhöhe mitten in Tokio wird eben jetzt eine grosse russische Kirche gebaut, deren vergoldete Kuppeln weit über die Dächer der Hauptstadt ragen werden, wie die Thürme der katholischen Cathedrale das Wahrzeichen von

Canton geworden sind. Den Gesandten und seine Familie inbegriffen, werden in diesem Prachtbau an kirchlichen Festtagen höchstens zwei Dutzend Gläubige dem Gottesdienste beiwohnen.

Die dritte Macht, welche ihren Einfluss stark in Japan zur Geltung bringt, sind, seit der grosse Ocean bequem und sicher in verhältnismässig kurzer Zeit durchkreuzt werden kann, die Vereinigten Staaten geworden, heut zu Tage für breite Volksschichten dieses Landes das Eldorado, in höherem Maasse als selbst England oder Deutschland. Und so finden wir das asiatische Inselreich, nicht geographisch, aber doch thatsächlich mitten zwischen die drei Riesenreiche China, Russland und Amerika gestellt, im Vergleiche zu denen unsere alte europäische Halbinsel durch die Eröffnung neuer Verkehrslinien zu Wasser und zu Lande und durch Abkürzung der Fahrzeit auf den alten immer mehr an Bedeutung einbüßen muss. Gewiss ist die sibirische Bahn, nach deren Vollendung in wenigen Jahren die kürzeste Route um die Erde über Moskau und Wladiwostok führen wird, berufen, die allergrössten Veränderungen in Handel und Wandel und später auch im Verhältnis der Staaten und Racen zu einander herbeizuführen, und vielleicht sind die japanischen Inseln auserkoren, im 20. Jahrhundert der Schauplatz von Ereignissen zu werden, die auf Generationen hinaus die Weltgeschichte bestimmen.

Amerikanischer
Einfluss.

Palais der öster-
reichischen Ge-
sandtschaft.

Ich wohnte die ersten Tage nach meiner Ankunft in Yokohama, später abwechselnd hier und in einem Hôtel in Tokio, bis ich daselbst am 2. Juni zu meinem Freunde, Freiherrn von Biegeleben, unserm Gesandten, ins Haus zog, das er selbst erst seit Kurzem bewohnt und im Begriffe steht einzurichten. Es entspricht trefflich seinem Zweck und liegt in einem kleinen, ächt japanischen Garten mit einem Hügel, den zwischen Felsen gepflanzte Azaleensträucher bedecken. Eine Viertelstunde davon entfernt ist der schöne Baugrund, den die hiesige Regierung der unsern, ähnlich wie den übrigen bei ihr vertretenen Regierungen, zum Geschenk gemacht hat. Leider kann sich das österreichische Ministerium des Auswärtigen, allein unter allen, nicht zum Bauen entschliessen, obwohl die einmalige Ausgabe sich schon nach wenigen Jahren als Ersparung herausstellen würde.

Ausflug nach
Enoshima.

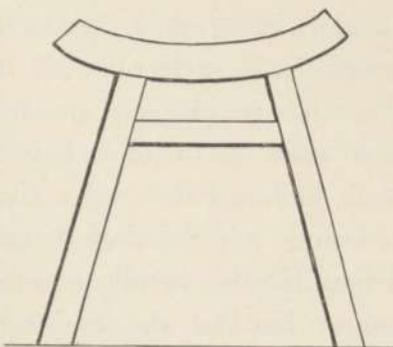
Sonntag den 26. Mai fuhr ich von Yokohama aus um 11 Uhr mit der Bahn eine Stunde weit in südwestlicher Richtung nach der Station Fujisawa, von da in der Jin-riki-sha auf theilweise schlechten Wegen durch Felder, von grünen Hügeln umgeben, zwischen Dörfern und Tempeln hindurch bis an eine Sanddüne. Zu Fuss schritt ich weiter und erblickte von der Höhe der Düne das Meer, Inseln und eine schmale Landenge, die nach der Halbinsel Enoshima

hinüberfährt und zeitweilig von der Fluth überschwemmt ist. Auf der Landenge zu spaziren, ist sehr reizvoll, vor mir lag das waldige Enoshima mit Tempelthoren und Tempeldächern, die aus den Baumwipfeln ragen, zur Linken das offene Meer, zur Rechten eine liebliche Bucht, von deren jenseitigem Ufer hohe Berge herübergrüssen. Nun stehe ich am Eingang der Halbinsel, den ein riesiges bronzenes Tempelthor bezeichnet, um anzudeuten,

Tempelthore.

dass man hier geheiligten Boden betritt. Solche Thore, aus zwei aufrechten, nach innen geneigten und zwei sie krönenden Querbalken bestehend, von denen der obere

leicht nach aufwärts gekrümmt erscheint, wie die chinesischen Dächer,



finden sich durch ganz Japan, bald aus Bronze, bald aus Holz, bald aus Stein, beinahe am Eingange aller Tempelgründe und auch geheiligte Anhöhen hinan in kurzen Abständen aufgestellt. Gleich hinter dem Thore beginnen die Markt-buden, denn wir sind an einem ächten und rechten Wallfahrtsort. Rosenkränze, Halsschmuck, allerlei Gegenstände aus Muscheln werden hier feilgeboten. Ich frühstücke in einem Theehaus,

Ausziehen der
Schuhe beim
Betreten von
Innenräumen.

vor mir den blauen Golf und die dunklen Berge, die ihn umrahmen, in einem Zimmer, wo ich nicht aufrecht stehen kann und das als einzige Einrichtungsstücke ein paar reizende Musikinstrumente aufweist. Mein Diener trägt aber meiner europäischen Bedürftigkeit Rechnung und treibt einen Stuhl und ein Tischchen auf, die er auf die reinliche Matte stellt, nachdem er sich vorher seiner Stiefel entledigt hat. Wem das Schuheausziehen in den Moscheen und Tempeln der türkischen, arabischen und indischen Länder lästig fällt, der soll nach Japan kommen, damit er lerne, sich daran zu gewöhnen. Um die prächtigen Strohmatte zu schonen, darf man nicht bloß keinen Tempel, sondern auch keinen Palast oder eine japanische Privatwohnung mit Schuhen betreten. In der christlichen Kirche behält man die Schuhe an und nimmt den Hut ab, in der Moschee behält man den Hut auf und zieht die Schuhe aus, in die japanischen Tempel wird man nur barhaupt und barfuss eingelassen. Mein Diener, der mir nicht einmal bis zur Schulter reicht, darin und in seiner Gutmüthigkeit und immer frohen Laune ein ächter Japaner, ist eigentlich Zahnarzt seines Zeichens und hat sein Schild in einer Gasse von Yokohama hängen, gewiss eine sonderbare Aemtercumulation. Nach kurzer Rast setzte ich meine Wanderung durch die »heilige Strasse«

von Enoshima fort, die zwischen Buden und unter, den oben beschriebenen ähnlichen, Thoren hindurchführt, und bald geht es auf Stufen ziemlich steil aufwärts zu einem Shintotempel.

Die religiösen Zustände von Japan sind beinahe eben so verwickelt, als die von China, was gewiss viel sagen will. Der Buddhismus ist nicht die Religion des Mikado, eben so wenig als er die des chinesischen Kaisers ist, dafür waren die Shogune seine eifrigen Anhänger und grossmüthigen Donatoren. Die überwiegende Mehrheit des Volkes stand hinter ihnen, obwohl sie auch der älteren, officiellen Shintoreligion bis zu einem gewissen Grade treu blieb. Diese ist, ähnlich wie die officielle chinesische, nichts als eine Art Ahnencultus und Cultus grosser Männer, denen man auch nach ihrem Tode die Macht zuschreibt, in menschliche Verhältnisse einzugreifen, und die man daher ein Interesse hat durch Opfer und Gebete sich geneigt zu erhalten, ohne sich weiter viel zu bekümmern, was das gegenwärtige Los dieser Abgeschiedenen wohl sein möge. Eben so wenig, als von einer Lehre über ein jenseitiges Leben, eine Spur von Moral. Im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, 1100 oder 1200 Jahre nach Buddha's Tode, gelangte der Buddhismus nach Japan und fand bald eine ungeheure Verbreitung. Er kam über China

Religiöse
Zustände von
Japan.

Folgen der
Umwälzung von
1868.

und Korea in einer, durch den Wandel der Zeiten und seinen Weg durch fremdes Volksthum stark veränderten Gestalt, wie ein ursprünglich krystallheller Bergstrom, durch die Flüsse der Ebene angeschwollen, trüben Schlamm mit sich führt. Schon in China in mancherlei Secten gespalten, zerfiel er auf diesem neuen Boden in eine noch grössere Anzahl derselben. Mit einander rivalisirend, errichteten deren Angehörige glänzende Tempel und reiche Klöster. Bei der Umwälzung im Jahre 1868 wurden zahlreiche Buddha-tempel »purificirt«, d. i. in Shintotempel verwandelt, den Priestern ihr Einkommen entzogen, Klöster aufgehoben, ganz wie das anderswo auch der Fall war, und ganz so wie anderswo gingen hier zahlreiche unschätzbare Kunstwerke für immer der Welt verloren, als Opfer auf dem Altare der Aufklärung. Seither hat der tempel- und bilderstürmende Eifer sich abgekühlt (auch genau wie anderswo), und die meisten Tempel sind dem buddhistischen Cultus wiedergegeben, aber nicht die Dotationen den Priestern, deren herrliche, in harmonisch abgetönten Farben schillernde Seidengewänder mit Tempelgemälden und Tempelgeräthen die Läden der Curiositätenhändler füllen und nach Amerika und England wandern.

Spielt sich so äusserlich und im Grossen und Allgemeinen betrachtet, auch was seine religiöse Seite betrifft, das menschliche Leben

immer und überall auf ähnliche Weise ab, so muss man sich andererseits sehr hüten, unsere Vorstellung von der Ausschliesslichkeit eines Glaubensbekenntnisses auf Ostasien zu übertragen. Nur die drei grossen monotheistischen Religionen sind Religionen in unserem Sinne, sonst verträgt sich überall auf der Erde, ganz wie das im Alterthum der Fall war, ein Cultus gar wohl mit verschiedenen andern. Jene Exklusivität des Christenthums ist es auch, die es nichtchristlichen Regierungen so gefährlich erscheinen lässt, und macht, dass der heidnische Staat, während er alle andern Culte gestattet, die Christen als Rebellen verfolgt. In dieser Hinsicht ist die Antwort, welche die Regierung des Mikado im Jahre 1870 den, gegen die Verfolgung der einheimischen, japanischen Christen protestirenden Mächten ertheilt hat, im höchsten Grade bezeichnend. Man kann die ganze Episode bei Hübner, Promenade autour du monde, Band II, Seite 141—157, speciell die Rechtfertigungsschrift der Regierung auf Seite 146—148, nachlesen und wird finden, dass die Gründe unserer ostasiatischen Zeitgenossen für Verfolgung der Christen sich beinahe ganz mit denen decken, welche die römischen Cäsaren vor 1800 Jahren gegen die Nazarener geltend gemacht haben.

Was nun den Shintoismus und Buddhismus in Japan betrifft, so vertragen sie sich

Das Christenthum und der heidnische Staat.

Shintotempel
und Buddha-
tempel.

trefflich mit einander, und ihre Heiligthümer gleichen sich dermassen, dass man häufig in Verlegenheit kommt, zu sagen, ob man einen Tempel der einen oder der andern Religionsform vor sich hat. Das Hauptsymbol des Shintoglaubens ist der Spiegel, der aussen am Tempel und innen auf einem Altartisch angebracht ist, aber auch viele buddhistische Secten haben den Spiegel als Symbol des menschlichen Herzens adoptirt, und so hört er auf, ein unterscheidendes Merkmal der Shintoreligion zu sein.

Statt der ausschliesslichen Verehrung des Religionsstifters und höchstens noch der alleinigen Gottheit, wie wir ihr in den Grotten von Ajanta und Ellora in Indien begegnen, finden wir in Japan ein ganzes buddhistisches Pantheon von Göttern und Halbgöttern, in dem es sehr schwer ist sich zu orientiren. Die Shintotempel hingegen haben in der Regel nur zwei holzgeschnitzte und bemalte Kriegergestalten, lebensgross oder überlebensgross, die entweder vor dem Tempel als Wächter oder im rückwärtigen Raum desselben sitzen. Auch dieser Tempel auf Enoshima, der erste, den ich betrat, ein Holzbau, wie alle öffentlichen Gebäude Japans mit Ausnahme weniger Theile von Festungen, barg zwei solche wohlgelungene Figuren mit Fratzen Gesichtern und nationaler Haartracht.

Nun gieng es weiter bergan und dann eben fort an Theehäusern auf schönen Aussichtspunkten, an gekrümmten Pinien und Sträuchern voll herrlicher Azaleen vorbei, jene der ächt japanische Baum, diese die ächt japanische Blume. Dann wieder Buden, wieder Tempel, später steil hinab zum Meere und auf schwierigem, nur bei Ebbe practicablem Felsenpfad zu einer Grotte mit Heiligenfiguren und einer Art Altar, die den Beschauer fast in die Rosaliengrotte am Monte Pellegrino versetzen. Als ich auf dem Rückweg begriffen war, producirten Taucher ihre Kunststücke und schafften allerlei Muscheln und Seethiere ans Tageslicht.

Grotte mit Heiligenfiguren.

Da ich wieder nach dem Hochplateau der Halbinsel hinaufstieg, wurde plötzlich am gegenüber liegenden Ufer des Golfs, aus Wolken hervorblickend, die sonnenbeleuchtete Spitze des Fusijama sichtbar, des höchsten und heiligsten Berges des Landes. Seine regelmässige Kegelform, die darüber keinen Zweifel lässt, dass wir einen Vulcan vor uns haben, mit der schneebedeckten Spitze, ist aus tausenden von Abbildungen auf Fächern, Schachteln, Lackmöbeln bekannt, ja man kann sagen, die Linien keiner Bergform der Erde seien so verbreitet, als die des Fusijama. Selbst der so häufig portrairte Vesuv muss gegen seinen asiatischen Collegen

Fusijama.

weit zurückstehen. Der Sage nach wäre der Berg im dritten Jahrhundert vor Christus in einer einzigen Nacht aus der Erde emporgewachsen, während zugleich der Biwasee, der grösste Binnensee Japan's, mehrere Tagereisen weit westlich von ihm entstand. Nur bis in das 14. Jahrhundert war der Rauch des Fusijama zu sehen, wie Manche behaupten, wäre der Vulcan aber nicht erstorben und stünde ein neuerlicher Ausbruch zu erwarten. Der Fuji, wie sein eigentlicher Name lautet, ist über 12.000 Fuss hoch und unter den heiligen Wallfahrtsbergen der Japaner der heiligste, seine Ersteigung ist verhältnismässig leicht, vor dem Monat Juli aber kaum durchzuführen.

Tempel
Nitchiwanso.

Eine Stunde später hatte ich mich jenseits der Sanddüne wieder in mein Wügelchen gesetzt und rollte der malerischen Küste entlang der Stadt Kamakura zu. Enoshima und in weiter Ferne die vulcanische Insel Oshima, eine der Vries-Inseln, gewährten Unteritaliens würdige Bilder. Nun biegen wir landeinwärts, erreichen bald den Ort Katasa, und ich steige auf breiten Stufen zum Buddhatempel Nitchiwanso hinan. Das schwerfällige, aber zum Unterschied von den chinesischen gerade Dach hat er mit allen japanischen Tempeln gemein, im Innern nichts besonders Bemerkenswerthes, aussen zahllose kleine Bretter, eine ganze Wand bildend, mit den Namen der

Personen, die zur Restaurirung des Baues beigetragen haben. Sehr malerische Fortsetzung des Weges. Neben einem verlassenem Buddhatempel am Bergabhang ein schön gelegener Friedhof. Die japanischen Begräbnisstätten haben mit den unsern grosse Aehnlichkeit, mehr als die chinesischen, die türkischen und jüdischen. Hübsche kleine Steinmonumente, viele mit Figuren versehen, stehen dicht neben einander. Da die Todten, die Kniee unter dem Kinn, in würfelförmigen Särgen bestattet werden, beanspruchen die Gräber wenig Raum.

Friedhöfe.

In einem lieblich grünen Thale liegt das Städtchen Kamakura, nicht weit davon, aus Baumwipfeln hervorblickend, steht die grösste Colossalstatue in Japan, eine sitzende Bronzefigur des Amida (ein anderer Name für Buddha) aus dem 13. Jahrhundert. Die Figur, gewöhnlich Daibutsu genannt, ist 50 Fuss, der Kopf allein acht Fuss hoch, der Gesichtsausdruck schläfrig, der Gesamteffect fremdartig, kann aber nicht mit dem, den z. B. ägyptische Colossalstatuen machen, schon der ganz hausbackenen, allzu civilisirten Umgebung wegen, den Vergleich aushalten. Im Innern ist das Standbild als Capelle eingerichtet, in den Rücken Gitterfenster gebrochen. Ich fuhr noch eine Viertelstunde zu einer Gruppe reich verzierter Shintotempel, den Hashimantempeln, mit schönen bemalten

Der Daibutsu.

Holzschnitzereien, und von da 1 $\frac{1}{2}$ Stunden nach der Bahnstation Ofuna und war abends wieder in Yokohama.

Bilderausstellung im Uyenopark.

Einer meiner interessantesten Nachmittage in Tokio war der, den ich in einer Ausstellung japanischer Bilder, sämtlich einem Besitzer gehörig, in einem solchen Zwecken gewidmeten Gebäude im Uyenopark im Norden der Stadt zubrachte.

Drei Arten japanischer Gemälde.

Ich kenne drei Arten japanischer Gemälde: 1. auf Holz, Tempelvotivbilder und auf verschiebbaren Thüren in Tempeln und Wohnhäusern; 2. auf Papier, auf Wandschirmen (Paravents), die zum Zusammenlegen sind, und auf verschiebbaren Zimmerwänden; 3. die Kakemonos, das sind seidene Rollen um einen Glas- oder Elfenbeinstab, in deren Mitte auf Seide oder dünnem Papier das Gemälde angebracht ist.

Da es keine oder nur sehr wenige Gebäude-mauern giebt, kann es natürlich keine Frescomalerei geben, und da sämtliche, auch die Tempelräume, niedrig und klein sind, auch keine grossen Tafelbilder auf Holz oder Leinwand, wie sie z. B. bei den Niederländern des 17. Jahrhunderts ein Surrogat für die Frescomalerei bilden. Während also die Sculptur in Japan mehr im Freien stehende Colossalwerke aufzuweisen hat, als sonst wo, die neben den kleinen Gebäuden um so colossaler erscheinen, fehlen

ihrer Schwesterkunst die grossen Flächen und mit ihnen den vielleicht hiezu Veranlagten unter den Malern der Antrieb, ihrem Können und ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Ich möchte nicht missverstanden und zu Denen gerechnet werden, die den Werth eines Gemäldes nach der Elle oder nach dem Gegenstande messen, und bin im Gegentheil immer mehr geneigt, einen richtig gemalten Weinkrug mit guten Lichtwirkungen den meisten Riesencompositionen vorzuziehen, mit denen z. B. Guido Reni und seine Bologneser Zeitgenossen Palast- und Kirchenwände bedeckt haben. Nicht minder gebe ich mancher Ohren- oder Handstudie Dürer's oder Raphael's vor einigen ihrer weltberühmten Werke den Preis. Ein miniaturartig ausgeführtes Portrait von Holbein oder Clouet, auf ein zwei Handflächen grosses Brett gemalt, hat dieselbe individuelle Wahrheit, wie die lebensgrossen, mit waghalsiger Meisterschaft auf die Leinwand gezauberten Bildnisse eines Hals oder Velazquez, aber es steht eben so fest, dass Hals und Velazquez gerade diese grossen Flächen nöthig hatten, um uns ihr Bestes zu geben, und dass sie auf dem Raum, wo Holbein und Clouet uns Bewunderungswerthes bieten, nur viel schwächere Leistungen zu Stande gebracht hätten. Bei den japanischen religiösen Malern der ältesten Schule finde ich Eigenschaften, die gewiss

Keine grossen
Wandflächen für
die Malerei.

sich noch glänzender geltend gemacht hätten, wären ihnen grosse Wandflächen zur Verfügung gestanden, und auch unter den Späteren ist vielleicht mancher Paolo Veronese, Rubens oder Markart aus Yedo oder Ozaka nur deshalb in zweiter Linie geblieben, weil es ihm nicht gegeben war, auf einem Stück Seide von sechs Zoll Breite uns zu sagen, wie er Welt und Leben auffasse. Der ganze Gehalt einer Tragödie lässt sich nicht in ein Sonett condensiren, mag, rein künstlerisch genommen, ein vollkommenes Sonett auch als einer vollkommenen Tragödie gleichwerthig angesehen werden.

Okio.

Die meisten der in den Ausstellungsräumen von Uyeno aufgehängten Kakemonos (und nur solche Gemälde waren vertreten) rührten vom Maler Okio und seiner Schule her. Okio blühte zu Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts und war ein kühner naturalistischer Neuerer. Er hat so ziemlich Alles gemalt, Figuren, Landschaften, besonders aber Thierstücke; seine Darstellungsweise ist eher skizzenhaft, mit wenigen Farben, oft nur Grau in Grau mit Tusche. Von Anatomie keine Spur, so wenig als bei seinen andern malenden Landsleuten, aber wenn auch keine regelrechte Perspective, so doch mehr Verständnis dafür, als man den Japanern zuzugestehen pflegt. Das Hauptverdienst: mit geringen Mitteln uns die

charakteristischen Züge eines menschlichen Individuums oder eines Thieres vor Augen zu bringen oder auch eine landschaftliche Stimmung zu erzeugen. Und da dies zugleich die Stärke der japanischen Malerei überhaupt ist, dem Normalgeschmack ihres Publicums entspricht, dem geringen verfügbaren Raum sowohl, als der Art, wie die Künstler, ihr Stück Papier oder Seide auf dem Boden ausgebreitet, knieend malen, am Meisten entgegenkommt, können wir gar wohl Okio als den Repräsentanten jener Kunstrichtung betrachten, die für Japan die bezeichnendste ist. Viele dieser Kakemonos sind, als eine Art Trilogie, zu Dreien aufzuhängen und dann immer auf gleichem Seidenstoff montirt. Z. B. in der Mitte nichts als die Sonnenscheibe auf orangefarbigem Himmel, rechts weisse Blütenbäume, vom Winde bewegt, links die vom Winde verwehten Blüten, wie Schneeflocken durch die Luft gepeitscht. Oder in der Mitte eine zahlreiche Familie, die Grosseltern, Eltern, viele Enkel, rechts eine Gruppē von Reihern, was dem Wunsche, hundert Jahre zu leben, links eine von Schildkröten, was dem Wunsche, tausend Jahre zu leben, gleichkommt, also wohl ein Festgeschenk für die Grosseltern. Aber auch eine grössere Anzahl von Bildern finden wir zu einem Cyklus verbunden. Da ist eine Reihe von zwölf Gemälden, die zwölf Monate durch

Kakemonos,
zu Dreien aufzu-
hängen.

Bildercyklen.

sie charakterisirende Thiere in landschaftlicher Umgebung dargestellt, daneben die ganz kleinen Entwürfe dazu, als Beweis, dass auch diese Bilder, wie bei uns manches Kunstwerk oder mancher Aufsatz, nicht so spontan entstanden sind, als sie spontan hingeworfen erscheinen.

Thierstücke. Viele Scenen aus dem Hundeleben, mit Humor behandelt, aber die grössten Erfolge bei der Wiedergabe von Vögeln und Fischen. Reiher, Störche, ganz besonders aber Wildenten und Wildgänse sind wohl nie und nirgends so trefflich gemalt worden, als von Okio. Wildgänse sind, nebenbei bemerkt, eines der beliebtesten Sujets in Japan, und nie habe ich die Eigenart dieser Vögel, z. B. beim Einfallen, so beobachtet gefunden, als von den hiesigen Malern. Fische spielen hier an den Ufern der fischreichsten Meere der Erde eine sehr grosse Rolle, und wie die Japaner in ihrer Zubereitung alle andern Völker übertreffen, so auch in ihrer Verwendung als künstlerischen Vorwurfs. Fische unter sonnenbeschienenem Wasser hat Okio unvergleichlich zu malen verstanden, häufig auch den Fisch, der den Wasserfall hinaufschwimmt, zum Vorwurf genommen, als Symbol der Beharrlichkeit, ein den Japanern theurer Gegenstand.

Müssen Okio's Thierbilder sich den Beifall aller Kunstverständigen ungetheilt erobern, wird

dies bei seinen menschlichen Gestalten nicht im selben Maasse der Fall sein. Die Geschicklichkeit ist hier vielleicht noch staunenswerther, aber sie streift an die Caricatur. Wie bei den modernen Pariser Impressionisten, kommt es oft bloß auf das hinaus, was die Franzosen eine falsche Aehnlichkeit nennen. Nicht in seinem inneren Wesen wird der Mensch aufgefasst, wie von den grossen Portrait- und Figurenmalern Europa's, sondern wie er zufällig dem Künstler während des Malens erscheint. Okio und mit ihm die überwiegende Anzahl der ostasiatischen Maler stehen hier mit den modernsten unserer Modernen sozusagen auf dem äussersten linken Flügel, während die alten Deutschen, bei denen die intensive Innerlichkeit Mühe hat, in die Erscheinung zu treten, den äussersten rechten Flügel einnehmen. Rechtes Centrum: die italiänischen Trecentisten, Memling und Van Eyck; linkes Centrum: die Italiener von Ucello bis Botticelli und Carpaccio und die grossen Niederländer und Spanier des 17. Jahrhunderts, in der Mitte Lionardo, Raphael und Tizian, denen wir, wo es sich vornehmlich um das Portrait handelt, wohl Holbein beigesellen dürfen. Aber lassen wir uns durch Vergleiche die Freude an Okio's Schöpfungen nicht vergällen. Wie lebendig stehen und sitzen diese Männer und Frauen vor uns in den köstlichen

Japanische Maler und europäische Idealisten, Realisten und Impressionisten.

alten Trachten, mit welchem Humor ist hier ein dickbäuchiger Buddhapriester blos mit Tusche wiedergegeben, der mit seinem Bündel an einer langen Stange durch die Welt wandert!

Vorzügliche Costümbilder von Frauen aller Schichten, die hier zu sehen sind, sollen von Sosen, einem Schüler Okio's, herrühren, ich vermuthe aber bei einigen derartigen Studien Hokusai und seine Schule als Urheber, die, jünger als Okio, die eigentlichen Maler japanischer Weiblichkeit geworden sind und auf deren Compositionen man die meisten der alten colorirten Holzschnitte zurückführen kann, die man jetzt in Paris mit so hohen Preisen bezahlt.

Drachen. Ein beliebter Gegenstand für Kakemonos sind Drachen, wie überhaupt die Rolle, die dieses Fabelthier in China und Japan spielt, eine merkwürdige ist. In China ist der Drache gar kaiserliches Wappen und Symbol der höchsten Macht, wie der Adler bei uns, in beiden Ländern wird er als Ornament plastisch und malerisch bis ins Unendliche verwendet. Der Sinn für Ebenmaass, der die Griechen auszeichnete, hat nie dem an sich Hässlichen eine solche Stelle eingeräumt, gerade so wie in den christlichen Jahrhunderten bei den Italienern der Teufel in Literatur und Kunst eine verschwindend kleine Rolle spielt, gegen die, welche ihm bei den nordischen Völkern zgedacht war.

Ein paar höchst charakteristische, von Okio gemalte Drachen fanden sich auch in der Ausstellung, und bei ihrer Betrachtung musste ich an unsern grossen Zeitgenossen Böcklin denken, dem es vorbehalten war, das Aussernatürliche im Bilde uns glaubhaft zu machen, gerade wie Goethe im Faust den Hexen, Meerweibern, Greifen und Sirenen Leben gegeben hat.

Gleichsam als Gegensatz und als Folie zu Okio's Werken bot die Uyenoausstellung auch eine Reihe von miniaturartig ausgeführten chinesischen Szenen, vielleicht Copien nach chinesischen Originalbildern. Manches davon ist sehr reizvoll, und ich hätte es wohl mehr genossen, wäre der Contrast dieser Gemälde mit ihrer Umgebung kein so schreiender gewesen.

Der Besitzer der Bilder war anwesend, ein scheuer Japaner, der unbeholfen im schwarzen Gehrock sich bewegte. Sein Grossvater hatte das Vermögen erworben und den Grund zu der Sammlung gelegt, die jetzt siebzigtausend Kakemonos umfassen soll. Die europäische Mode, nach dem Tode eines Sammlers die Kunstwerke zu versteigern, scheint also hier wenigstens nicht allgemein zu sein. Unterhaltende Discussion nach Besichtigung der Ausstellung in einer Art Sprechzimmer bei japanischem grünen Thee und japanischem Backwerk mit dem Director

Chinesische Miniaturbilder.

West-östliches Kunstgespräch.

der hiesigen Kunstschule und Baron Siebold, dem Secretär unserer Gesandtschaft, als Dolmetsch. Ich fragte den Director unter Andern, da er zur Zeit der Wiener Weltausstellung Europa bereist hatte, welcher der dortigen Malerschulen er den Vorzug gebe. Lange war keine Antwort aus ihm herauszubringen, schliesslich gestand er, dass der berühmte lebensgrosse Stier von Paul Potter im Haag von allen Gemälden, die er gesehen, ihm den grössten Eindruck hinterlassen habe.

Einer Einladung des Besitzers folgend, kehrte ich nach zwei Tagen mit dem Maler Neidhart, einem in München ansässigen Oesterreicher, in die Ausstellung zurück, als sie bereits für das Publicum geschlossen war. Wie bei meinem ersten Besuch, copirte ich einige Kakemonos in mein Skizzenbuch und schenkte eine der Zeichnungen dem Eigenthümer, der sich eine ausgebeten hatte. Der biedere Sohn des Ostens im schlechtsitzenden Rock war aber damit nicht zufrieden und zwang mich, noch ein weit schwierigeres Frauenportrait ihm abzuzeichnen. Vergebens waren meine Proteste, dass die Aufgabe über meine Kräfte gienge, und mein Hinweis auf den wieder seinerseits protestirenden Neidhart. Tisch und Stuhl wurden mir vor die japanische Schönheit hingestellt, und um nur loszukommen, musste ich ans Werk gehen. Aber nachdem

Eine erzwungene
Skizze.

er meine mangelhafte Wiedergabe des Bildes, die noch unter meinen sonstigen Zeichnungen blieb, weil sie invita Minerva entstanden war, mit überschwänglichem Lobe entgegengenommen, wollte der unersättliche Kunstliebhaber noch mehr Beweise meiner Fertigkeit haben, was mich nöthigte, dringende Geschäfte vorzuschützen und die Ausstellung zu verlassen, wo ich sonst noch gerne geblieben wäre.

Auf einer Anhöhe im Uyenopark, zu welcher Stufen hinaufführen, gelangen wir durch eine Allee steinerne Laternen oder Torii zu einem der schönsten Shintotempel in Japan mit reichem buntem Holzschnitzwerk. Ein siebenstöckiger Pagodenthurm steht als Campanile daneben, von hochstämmigen Cryptomerien umgeben, einer Cedernart, die nur in Japan gedeihen soll, der edelste Nadelholzbaum, den ich kenne. Ein wenig unterhalb des Tempels finden wir eine Colossalstatue des Amida mit grossem Heiligenschein, ungefähr halb so gross als der Daibutsu bei Kamakura, die Stumpfnase und die aufgeworfenen Lippen geben dem Kopf beinahe einen Negertypus.

Shintotempel im
Uyenopark.

Von da ist es nicht weit zum Uyenomuseum, einer Art Museum für Kunst und Industrie mit einer naturhistorischen Abtheilung. Die Aufstellung lässt Vieles zu wünschen übrig, und bei dem riesigen Reichthum des Landes an

Uyenomuseum.

Steinhermen von
der Insel Yezo.

Bildnisse des er-
sten Napoleon.

Producten künstlerischer Thätigkeit wäre es der Regierung ein Leichtes, eine ganz andere Sammlung für die Belehrung des Publicums zusammenzubringen. Sehr frappirten mich die schön bemalten Sänften und Ochsenwagen und manche der ausgestellten Stoffe. Uralte Steinhermen von der Insel Yezo sind auch hier zu sehen: an einem Block, an welchem die Arme und das Ende des Wamses nur angedeutet sind, blos der Kopf ausgeführt und ein Gürtel, in dem ein krummes Messer steckt. Europäischer Schund ist mit guten einheimischen Erzeugnissen durch einander gemischt. Ueber einer Thür prangt ein hässlich gestickter österreichischer Adler, und schlechte Bildnisse Bismarck's und des ersten Napoleon, ebenfalls gestickt oder auf Tücher gedruckt, sind wiederholt zu sehen. Napoleon der Erste ist überhaupt in Japan sehr populär, Kreuzerphotographien mit seinem Bildnis, der Scene des Abschieds von seinem Sohn, des Abschieds von Fontainebleau, verschiedenen seiner Schlachten werden auch in den Provinzstädten verkauft, und in Ozaka sah ich sein Portrait, einen grossen Farbendruck, sogar als Exvotobild in der Gabenhalle eines Shintotempels hängen.

Einen nur zu grossen Theil meiner Zeit brachte ich in Tokio, wie auch in den anderen

japanischen Städten, welche ich besuchte, in den Curioläden zu, wie die von den Amerikanern eingeführte Abkürzung für Curiositätenläden lautet. In keinem Lande spielt der Handel mit Kunst- oder Luxusobjecten eine so hervorragende Rolle, als in Japan, nirgends, auch in Italien oder in Constantinopel und Damascus nicht, bemächtigt sich des Fremden fast ohne jede Ausnahme in dem Maasse die Kaufmanie. Das ganze Land ist eigentlich nichts, als ein grosser Curiositätenbazar, in dem die niedlichen kleinen Weiblein mit den Riesenschärpen und den kunstvoll aufgebauten Haartouren als allerliebste lebendige Puppen umherlaufen. In jeder Stadt giebt es lange Strassen, die nichts enthalten als Curioläden, Curios werden auf der Gasse unter freiem Himmel verkauft, und wer bei Tage der lockenden Versuchung widerstanden hat, den ereilt der Händler um so sicherer des Abends im Hôtel in der kritischen Cigarrenstunde nach dem Diner.

Curiositäten-
läden.

Dass die Kunst ursprünglich mit dem Spiel identisch ist, kommt Einem nirgends so wie hier zum Bewusstsein. Wer könnte bei den tausend kleinen und grossen Gegenständen aus Lack, Bronze, Elfenbein, Holz bestimmen, wo das Spielzeug aufhört und das Kunstwerk anfängt? Von den Japanern mit ihren spartanisch einfachen Wohnungen, in welchen sie im Winter

Ueberfluss an
Luxusgegenständen.

frieren, um im Sommer darin zu braten, mit ihren Holzchemeln als Kopfkissen, Strohmatten als Sitzeinrichtung, kleinen Stäbchen als Bestecken und daneben ihren tausenderlei Nipp-sachen in Porzellan, Metall, Bein, ihren hundert-erlei Figuren aller Grösse und Art, ihren Kakemonos, deren jeder Wohlhabende so viele besitzt, dass er sie je nach Jahreszeit, Laune oder zu gewärtigendem Besuch fortwährend durch andere ersetzen kann, mag man mit vollem Recht sagen, dass für sie das Nothwendige überflüssig, das Ueberflüssige aber nothwendig ist, oder noch besser, dass sie fast keine anderen, als immate-rielle Bedürfnisse kennen, daher in einer ewigen Feiertagsstimmung leben.

Kindlicher
Charakter des
Volkes.

Wenn, wie mit Recht behauptet wird, der ächte Künstler zeitlebens in gewissem Sinne ein Kind bleibt, so haben die Japaner vor den meisten andern Völkern eine für die Kunstübung glückliche Anlage voraus, denn sie sind ein Volk von grossen oder, richtiger gesagt, von erwach-senen kleinen Kindern. Am ehesten, aber doch in sehr weitem Abstand, sind hierin mit ihnen die Italiener zu vergleichen, mögen die Söhne von Nippon auch in jeder andern Hinsicht vor-nehmlich an die Franzosen erinnern. Ich halte die Japaner für das glücklichste Volk unter der Sonne, das kein Proletariat in unserem Sinne kennt, dem misslauniges Grübeln nicht die

Freude am Dasein trübt, das über Alles lacht und auch den Ernst in Spiel verwandelt. Man denke sich irgend einen Europäer: Spanier, Russen, Schotten, sogar Italiener, gleichviel, der als Jin-riki-sha-Kuli zehn Stunden des Tages seine Last von einem, oft zwei Menschen in raschem Trabe durch kothige Strassen oder athemlos Berge hinauf ziehen müsste, würde er nicht murren über sein Schicksal, die Faust ballen gegen eine Weltordnung, die ihn zum Zugthier verdammt? Der Japaner denkt nicht weiter darüber nach, bleibt immer guter Dinge, erlustigt sich an den eigenen Bocksprüngen, die er bei nassem Wetter auf schlechten Wegen zu machen gezwungen ist. Desgleichen finden wir die Frauen jeder Condition, und mag sie die allertraurigste sein, stets heiter und fröhlich. In Japan giebt es, allgemein gesprochen, kein menschliches Elend, weil niemand das Bewusstsein des Elendes hat. Zugleich macht sich, wie bei allen alten Culturvölkern, die hauptsächlich im Freien leben, der Unterschied der Stände weit weniger fühlbar, als bei uns, und ein schönes Band verfeinerter Sitte und guter Lebensart umschlingt Hoch und Niedrig. Dass diese gute Lebensart auch ihre lächerlichen Seiten hat, weiss der Reisende, der im Wartezimmer eines Bahnhofes der Begrüssung zweier Familien zugeschaut hat, wie ein Jeder und eine Jede vor Jedem und Jeder zwei oder drei Mal taschenmesserartig

Begrüssungs-
formen.

zusammenknicken, so dass es einige Minuten dauert, ehe die guten Leute zum Sprechen kommen. Die alten Begrüßungsformen mit Niederknien und den Kopf auf den Boden Legen und ihn immer wieder Niedertauchen, wenn man sieht, dass der Andere sich noch nicht aufgerichtet hat, sind noch weit complicirter.

Keine Verarbeitung von edlen Steinen.

Unter den zahllosen Kunstindustrien dieses Landes fehlt bezeichnender Weise die Verarbeitung von Edelsteinen gänzlich. Die Frauen tragen kein Geschmeide im eigentlichen Sinn, und auch die Waffen, aus denen ächte Kunstwerke gemacht werden, die ehemals die Daimios und jetzt die Amerikaner mit Unsummen bezahlten und bezahlen, zeigen nie edle Steine. Die Form ist eben diesem Volke Alles, etwas, was nur durch das Material Werth hat, hat ihm keinen.

Bemalte Schirme.

Ausser für alte Seidengewänder, deren schillerndem Glanz ich nur selten zu widerstehen vermochte, habe ich besonders für Kakemonos und bemalte Schirme tiefere Griffe in meine Reisekasse gethan. Am Liebsten sind mir die Schirme. Das ganze alte Japan finden wir auf ihnen. Auf Goldgrund, der meist Wolken vorstellt, sehen wir da Jagden und Schlachten, Scenen des häuslichen Lebens und Staatsactionen mit derselben Naivetät abgebildet, die uns die Predellenbilder von Pesellino und Filippino Lippi so theuer machen.

Die Kakemonos zerfallen in drei Hauptgattungen: Kakemonos.

1. Religiöse Bilder. Ihr Stil ist seit dem neunten Jahrhundert bis heute sich gleich geblieben. Der grösste Meister dieser Richtung, Kanaoka, blühte um 860 unserer Zeitrechnung. Neben abstrusen Darstellungen hässlicher Götter, die vielfach dem indischen Vorstellungskreis entnommen sind, finden sich edle Bilder, oft mit reichem Goldaufsatz, von Amida-Buddha und seinem Aufsteigen in den Himmel, bei welchem Engel ihm das Geleite geben, deren innere Verwandtschaft mit der Kunst des italiänischen Trecento in die Augen fällt. Ueberhaupt kann man durchwegs zwischen einem japanischen Kunstwerk und einem romanischen analoger Richtung eine grössere Aehnlichkeit nachweisen, als zwischen eben diesem romanischen und einem gleichzeitigen deutschen oder niederländischen Kunstwerk. Die am öftesten wiederholte figurenreiche Darstellung unter den religiösen Bildern Japans ist Buddha's oder, wie er hier vielfach genannt wird, Shaka's Tod mit den trauernden Menschen und Thieren herum. Niemals fehlt ganz vorn der weisse Elephant, der sich vor Gram auf dem Boden wälzt. Die ersten religiösen Bilder waren Copien von chinesischen, und auch nach Kanaoka blieb diese Kunstrichtung vielfach in Abhängigkeit von China.

2. Kampfszenen und Scenen des häuslichen Lebens, ähnlich wie wir sie von den Schirmen her kennen, nur auf beschränkterem Raum. Oft bewusste Nachahmung chinesischer Vorbilder, selbst durch den grossen Motonobu, der als Zeitgenosse Raphael's um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts lebte. Auch das Portrait wurde vielfach gepflegt; ich besitze ein solches eines Knaben, ganz in der Art der französischen Maler des 16. Jahrhunderts.

3. Die Werke Okio's und seiner Schule, von denen schon die Rede war, welchen die Modernen sich anreihen.

Leiden
des Europäers in
einem Curiositäten-
laden.

Der Aufenthalt in einem japanischen Curioladen ist eine wahre Marter für Jeden, der kein Zwerg wie die Einheimischen ist, und übertrifft bei Weitem das Unbehagen in der Baignoire eines Pariser Theaters, was gewiss viel sagen will. Man muss immer gebückt einhergehen und schwebt fortwährend in Gefahr, irgend eine kostbare Vase für 1000 Dollars zu zertrümmern. Dabei haben die sorglosen, kindlichen Japaner weder von Ordnung, noch vom Werth der Zeit die geringste Ahnung, was natürlich nicht ausschliesst, dass die Händler sich oft mehr, als für den Käufer gut ist, auf ihren Vortheil verstehen. Bei Seite gelegte Gegenstände werden immer wieder davon getragen, Kakemonos mit ihren langen Holzschachteln, aus denen

sie, um aufgerollt zu werden, herausgenommen wurden, kann man Viertelstunden lang wieder suchen, wenn man sie noch ein Mal besehen will, und das Zählen der Gegenstände und Rechnen mit der unvermeidlichen Rechenmaschine dauert eine Ewigkeit.

Auch in Japan ist die Kunstproduction im Niedergange — wo gäbe es überhaupt heut zu Tage ein Land, wo dies nicht der Fall wäre? — dennoch wird in einigen Zweigen, so in Seidenweberei und cloisonirter Emailarbeit, Ausgezeichnetes geleistet, und dass die Kunst volksthümlich im eigentlichsten Sinne geblieben ist, beweisen die farbigen Holzschnitte und Fächer, die für einige Kreuzer zu tausenden im ganzen Lande verkauft werden. Die Fächer, die ich meine, sind nicht zum Zusammenlegen, sondern ein Blatt Papier, von einem Rohr umspannt, mit einem Stiel daran, und zeigen meist in harmonischen Farben Landschaften, Thierbilder, Figuren, fast immer ächt künstlerische Compositionen, bei denen der Humor selten ausbleibt. Die farbigen Blätter sind Illustrationen zu Romanen oder alten Sagen, aber auch Städteansichten und Bilder des Mikado und seiner Familie, des Ministerrathes, von Truppenparaden, wobei die europäischen Trachten sich sehr possierlich ausnehmen. Bei den Curiohändlern bekommt man noch Bücher voll älterer

Moderne Kunst-
production.

Fächer.

Farbige Holz-
schnitte.

Holzschnitte und einzelne solche Blätter in wunderbaren matten Farben. Ausserdem finden wir bemalte Sonnenschirme, Papierlaternen und Hüte von Jin-riki-sha-Kulis.

Am ersten Juni war Tafelmusik während des Diners im Hôtel in Yokohama. Sie wurde von einer Marinemusikbande besorgt mit deutscher Capellmeister und spielte unter Anderem den Tannhäusermarsch und Lannerische Walzer. Auch der Director des Conservatoriums in Tokio ist Verbreiter deutscher Musik, ein Wiener, Herr Diettrich, der für fünf Jahre von der Regierung engagirt wurde, er lobt die Anstelligkeit und das richtige Gehör seiner Schüler. Nachts nach jener Tafelmusik ein Jahrmarktsfest in einem entfernten Stadttheil von Yokohama mit ungeheurem Aufwand von festhängenden und in der Hand getragenen Papierlaternen, Verkaufsständen voll aller möglichen Objecte, Volkstheatern, Schaubuden mit erstaunlichen Kraftproben. Ein sehr beliebtes Vergnügen ist das Bogenschiessen nach beleuchteten Scheiben. Ich versuchte auch, den Bogen zu handhaben, mein Vordermann hatte den Rock abgelegt und stand in einem Gewande da mit schönen Dessins und Farben, das ihm niemand herabreissen kann, denn es ist seine eigene blau und roth tätowirte Haut. Tage lang hatte er Schmerzen gelit-

Deutsche Musik.

Jahrmarktsfest.

Tätowirung.

ten, um so als lebendes Kunstwerk umherzuwandeln.

Tags darauf, am letzten Nachmittage vor meiner Abreise nach Kioto, besuchte ich mit Biegeleben ein Theater. Jede Stadt Japans besitzt deren eine grosse Anzahl, wie ja leidenschaftliche Freude an dramatischen Vorstellungen sich aus dem Volkscharakter von selbst ergibt. Alle Schauspielhäuser sind ganz schmucklos, von Holz, ohne jede Verzierung, wie wohl auch die alten Theater ausgesehen haben mögen, wo Shakespeare's und Lope's Stücke zuerst gegeben wurden. Wie dies heut zu Tage in London üblich, sind an der Façade die Hauptscenen des Stückes, das eben Zugstück ist, abgemalt, illustrierte Riesenanschlagzettel. Das Spiel beginnt Vormittag und dauert bis tief in die Nacht. Die Decorationen reichen blos bis zur halben Höhe der Bühne. Der Zuschauerraum besteht aus einer Art Logen, die besonders von den Tänzerinnen, den Geshas, occupirt werden, und dem Parterre, das in kleine würfelförmige Gelasse eingetheilt ist, wo Familien oder Freunde mit einander Platz nehmen. Wie bei unsern Taschenspielvorstellungen durch die Mitte des Parterres ein erhöhter Gang geht, so führen hier von der Bühne zwei brückenartige Wege oberhalb jener Gelasse hin, über welche die Schauspieler öfter auf- oder abtreten. Während

Theater.

der Vorstellung wird von dem Publicum um die Wette gegessen und geraucht. Das Stück, das wir sahen, schien ein dramatisirter Roman zu sein, der in den Scenen, denen wir beiwohnten, gar keine Frauenrollen enthielt. Die Decorationen waren mit wenigen Mitteln trefflich hergestellt. Eine Scene werde ich nicht so leicht vergessen. Ein alter Herr geht, einer Flasche mit Sake wacker zusprechend, von der Bühne ab, die eine freie Gegend vorstellt. Die Decoration verwandelt sich vor unsern Augen durch Drehung in eine stimmungsvolle Mondlandschaft. Da betritt, vom Branntwein etwas schwer gemacht, unser Freund von vorhin eine der Brücken, welche über das Parterre führen, ihm nach schleicht in ziemlicher Entfernung ein Mann, lanzenbewehrt, der, als der Alte sich ein Mal umdreht, sich platt auf den Boden legt. Der Abstand zwischen beiden wird immer kleiner, nun betreten sie die Bühne; eine Wolke verfinstert den Mond, und der Mörder stösst fehl; der Alte packt den Schaft der Lanze, den er für ein Geländer hält, und will sich dran festhalten. Da stösst und fehlt der Andere zum zweiten Mal, und mit seinem Schwert, wie alle japanischen scharf wie ein Rasirmesser, haut der Alte die Lanzenspitze ab, die in seiner Hand bleibt. Der Mörder ergreift die Flucht, und der Gerettete schüttelt sich unter dem

Jubel des Publicums vor Lachen und liest beim Schein des aus der Wolke wieder hervortretenden Vollmondes den Namen seines Feindes auf der Waffe. Der Schauspieler war ausgezeichnet, sein Lachen klang wie das Ludwig Löwe's guten alten Burgtheaterandenkens in Stücken, wie Carl XII. auf der Heimkehr. Nach diesem packenden Actschluss folgte eine Gerichtsverhandlung und dann eine Art Intermezzo, wo Knaben in Weiberrollen auftraten. Auf dem Zwischenvorhang sind, wie in manchen kleineren Pariser Theatern, Ankündigungen gemalt.

4. Juni. — Um 5 $\frac{1}{2}$ früh trat ich einen mehrtägigen Ausflug nach den westlichen Provinzen an. Abfahrt vom Bahnhof von Tokio in südwestlicher Richtung, bis Yokohama und von da bis Fujisawa. Strecke bekannt. Die Bahn geht von hier an meist an der Küste. Der Fusijama von Weitem sichtbar, aus Wolken emporragend. Gegen Mittag biegen wir landeinwärts ab und fahren um den Berg herum, Tunnels, üppig grüne Bergthäler, wilde Gebirgsströme, die Fahrt erinnert lebhaft an eine Strecke der Bahnlinie durch die Abruzzen zwischen Salerno und Metapont. Um 3 Uhr sind wir wieder am Meere. Schöner Rückblick auf eine Bucht mit einem am Bergabhang malerisch gelegenen Dorf, der schneebedeckte Fuji

Ausflug nach
den westlichen
Provinzen.

Charakter der
Landschaft.

das Ganze krönend. Nun geht die Bahn lange Strecken auf Dämmen im Meer, wie zwischen Mestre und Venedig, dann theilweise durch bebaute Felder. Das Getreide, schon braungelb, zum Schnitt reif, wird, wie Gemüse in Gärten, in einzelnen Büscheln gepflegt. Die Gegend ist im Ganzen freundlich, trotz Aussicht auf das Meer eher den Charakter der mitteleuropäischen, als der südeuropäischen Landschaft tragend. Wer von Indiens Riesenebenen und Riesenbergen kommt, muss sich an diese Natur erst gewöhnen. Es ist das Lustspiel nach Faust oder Antigone, ein Terburg oder Watteau nach der Decke der Sixtina. Und Alles, Bauten und Menschen, stimmt zur Natur, Alles ist reinlich und zierlich und klein. In Stadt und Land sind die Aehnlichkeiten mit Holland auffallend, ich bin aber geneigt anzunehmen, dass diese eigentlich weniger auf innerer Verwandtschaft, als auf bewusster oder unbewusster Nachahmung von Seiten der Holländer beruhen, welche von Japan ja in so weittragender Weise beeinflusst worden sind. Die Burg von Nagoya, eine der besterhaltenen des Landes, erscheint in der Ferne. Um 5 $\frac{1}{2}$ Station Nagoya, wo ich aussteige, jene Burg zu besichtigen, und weil nach meinem Reiseziel Kioto niemand direct durchfahren kann, da die Bahnen, wie in der Schweiz, nur bei Tage verkehren. In der Jin-riki-sha fahre ich durch die Hauptstrasse

Nagoya.

nach meiner Herberge. Volksandrang vor einem zwei Stock hohen Wagen, oben lebensgrosse Puppen, unten costimirte, trommelschlagende Kinder. Man feiert ein Götterfest. Die Stadt ist nur mässig ausgedehnt, aber die Strassen aller japanischen Städte gleichen sich zum Verwechseln. Mein Gasthof liegt in einer Seitengasse, ich hatte ein Zimmer voraus bestellt, und drei lachende und knixende Miniaturweiblein empfangen mich an der Hausthür. Gebückt schreite ich die Stiege hinauf und werde in meine Stube geführt, kaum grösser als eine Schiffscabine, aber reinlich und mit dem, einem Europäer Nothwendigsten versehen. Ich fahre gleich weiter zu der Burg, die, wie überall, ausser in Tokio, an einem Ende der Stadt liegt. Erste Umwallung von cyklopischen Mauern, Soldaten mit preussischen Kappen buchstabiren meinen Pass und lassen mich ein. Innere Umwallung, wieder cyklopische graue Mauern, von einem Wassergraben umgeben, an den Ecken weisse breite Thürme mit vielfachen geschwungenen Dächern, an den Enden der, die Thürme bekrönenden Dächer Delphine. Ueber das Ganze ragt der fünfstöckige Hauptthurm, dessen Dach wieder zwei riesige vergoldete Delphine schmücken. Der eine derselben figurirte auf der Wiener Weltausstellung, das Schiff, das ihn heimbringen sollte, gieng unter, er wurde aber glück-

Burg von Na-
goya.

lich wieder herausgeholt und zum Jubel der Japaner an seinen Platz gebracht. Der Thorwächter will mich nicht einlassen, ich sende meinen Diener mit dem Pass zum Commandanten. Nach zehn Minuten wieder Scene mit dem Wächter, der trotz Ordre behauptet, es wäre schon zu spät. Ich gehe in die Festung voraus, der Wächter folgt mir brummend, weigert sich aber, den Hauptthurm aufzusperren, bis ein nachkommender Officier es ihm befiehlt. Ich habe das auch noch sonst erfahren, dass Wächter, Priester, Hofbeamte sich noch nicht in die neue Ordnung der Dinge hier zu Lande eingelebt haben und die ihrer Obhut anvertrauten Gebäude nur widerwillig von Fremden betreten lassen. Vom Thurm Aussicht auf Stadt und Berge, die mancher galizischen mit den Karpathen als Hintergrund gleicht. Nun zwischen beiden Umwallungen herum, Mauern, Gräben, Thürme mit den schönen schwarzen, alten Pinien, die trefflich zu ihnen stimmen, geben ein interessantes Bild, noch interessanter die Fahrt in der Jin-riki-sha um die ganze Festung bei schon einbrechendem Dunkel.

5. Juni. — Um 6³/₄ sass ich im Eisenbahncoupé und gelangte nach zwei Stunden, nordwestlich fahrend, an das Ufer des Biwasees. Unterwegs eine Stadt mit einem Festungsthurm in der Art des Thurmes von Nagoya, nur

kleiner, und an einigen Häusern einer andern Ortschaft grosse, mit Luft gefüllte papierene Fische als Fahnen, wie man behauptet, ein Zeichen, dass den Bewohnern ein Sohn geboren worden. In Nagahama vertausche ich den Bahnzug mit einem Miniaturdampfschiff, das mit Japanern vollgepfropft ist und wo ich mir mit Mühe ganz rückwärts ein Plätzchen erobere. Weder unter dem gespannten Zelt auf dem Deck, noch in den unteren Räumen kann ich aufrecht stehen. Der Biwasee gleicht vollkommen einigen unserer Gebirgsseen; Ufer lieblich, nirgends grossartig, hübsche Inseln und Vorgebirge. Bald sind wir in Hikone, wo meine Landsleute Prinz Paul Sapiaha, der schon seit einiger Zeit in Japan weilt, und Baron Siebold auf das Schiff steigen. Sie kommen eben von der alten Burg, die hoch oben von waldigem Hügel in den See herabblickt. Sie ist das Stammschloss der Fürsten Inokami, dessen letzter Besitzer anfangs der sechziger Jahre, also kurz vor dem Sieg der neuen Ideen, in Tokio wegen der Sympathien ermordet wurde, die er für die Europäer hegte. Politische Mordthaten standen in Japan zu allen Zeiten auf der Tagesordnung, und erst vor wenigen Wochen ist der Unterrichtsminister, angeblich weil er das Allerheiligste eines Shintotempels mit Schuhen betrat, einem solchen Anschläge zum Opfer gefallen.

Papierene
Fische.

Biwasee.

Politische Mord-
thaten.

Sein Mörder, der, wie die meisten seiner Vorbilder, sicher war, selbst den Tod zu finden, als er die That begieng, wurde an Ort und Stelle von den Dienern des Ministers niedergemacht und wird als Nationalmartyrer vergöttert. Man sieht, der altjapanische Geist ist noch immer lebendig, und gar so fest, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, wurzeln die neuen Einrichtungen noch nicht in diesem Boden.

Otsu. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr Otsu, hübsches Städtchen am südlichen Ende des Sees. Wir schlendern durch den Ort und kaufen natürlich wieder Curios, leider kann ich mit einem Händler von Sarg-säften nicht einig werden, die, ähnlich wie solche für Lebende construiert und reich verziert, mir sehr gefallen.

Fahrt nach
Kioto.

Wir verschmähen die Eisenbahn, welche nach Kioto führt, und brechen in Jin-riki-shas um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr dorthin auf. Die Strasse geht theilweise steil über einen niederen Pass, die Berge sind dicht bewachsen, man kann sich in Steiermark glauben. Nach einer Stunde Anblick des breiten Thales von Kioto mit den Dächern der heiligen Stadt. Wir fahren an Tempeln vorbei durch eine lange Vorstadt, dann steil bergan zum Hôtel Yaami, dem besten in Japan, mit prächtiger Aussicht und dem stereotypen Garten mit Azaleensträuchern zwischen Felsen, an einen bewaldeten Berg angelehnt. Belebende, reine Luft.

5. Juni nachmittags bis 8. früh, Kioto. —

Kioto liegt in dem breiten Thale des Kamogawa, der von Norden nach Süden die Stadt durchfließt. Das Thal zwischen den mittel-hohen bewaldeten Bergen erinnert an dasjenige, in welchem Florenz eingebettet liegt, und wie bei Florenz Villen und Kirchen, so verlieren sich hier Häuser und Tempelbauten in die umgebende reizende Landschaft. Einwohnerzahl: 200.000 bis 300.000. Kioto war bis vor 20 Jahren die Residenz des Mikado, der hier inmitten der Kuge, seines Hofadels, im Labyrinth seines Palastes verloren, ein unthätiges Leben führte, während der Shogun von Yedo aus das Land regierte und über Krieg und Frieden entschied, nur dem Schein nach des Kaisers Einwilligung einholend. Ausserdem ist aber Kioto, was bei dem ehemaligen Wohnsitz der Mikados, die zu allen Zeiten ausschliesslich Shintogläubige waren, eher befremdet, die heilige Stadt des Buddhismus, das Rom oder Benares von Japan. Die Buddhatempel der verschiedenen Secten sind zahlreicher, als irgend wo anders. Die Strassen sind gerade und schneiden sich im rechten Winkel, das Leben, welches sich auf ihnen abspielt, ist mannigfaltiger, als in Tokio. Alles athmet Heiterkeit und Lebensfreude. Der Fluss, der nun fast ausgetrocknet, soll im Herbst von Booten wimmeln,

und fröhliche Nachtfeste werden dann auf dem Wasser gefeiert.

Palast des
Mikado.

Das Interessanteste in Kioto ist der Palast des Mikado, den ich am Morgen nach meiner Ankunft besichtigte. Er liegt im Norden der Stadt, die Wohnungen der Kuge, welche sich früher um ihn erhoben, sind in den letzten Jahren niedrigerissen worden und haben öffentlichen Gärten und freien Terrains Platz gemacht. Ein Hügel, mit zwei Bäumen besetzt, dazwischen eine prachtvolle Bronzelaterne, steht auf einem dieser Plätze in unmittelbarer Nähe des Palastes. Dieser ist, wie alle orientalischen Herrscherwohnungen und wie auch die Tempel des Ostens und speciell die japanischen, nicht ein einzelnes Gebäude, sondern eine ganze Stadt von unter sich durch Gänge verbundenen Bauten. Zum Unterschied von den massiven Umwallungen der Festungen der Shogune, ist er nur von einer Lehmmauer umgeben. Die heutigen Gebäude stehen erst 40—50 Jahre; sie wurden, nachdem der alte Palast durch einen Brand zerstört worden war, genau nach dem früheren Plane wieder aufgeführt. Das Eingangsthor hat nichts Bemerkenswerthes. Mit vielen Bücklingen zeigt mein Begleiter, ein Regierungsbeamter, der mir vom Gouverneur beigegeben ist, meinen Erlaubnischein einer Gesellschaft von Aufsehern, die in einem kleinen Gebäude nahe am Thor beisam-

men sitzen. Nach langem Studium des Schriftstückes und abermaligen Verbeugungen entschliesst sich einer derselben, mit uns zu gehen. Wir stehen vor einem langen, nicht hohen, ganz schmucklosen Bau von Holz, weiss angestrichen, das schwere Dach aus Baumrinde, was es einem Strohdach ähnlich erscheinen lässt, rechts und links davon gleichartige Bauten. Nachdem wir uns unserer Schuhe entledigt haben, werden wir über schöne Strohmatte durch einen langen Gang geführt, ebenfalls schmucklos, einige verschiebbare Holzthüren, wilde Thiere in Schneelandschaften darauf gemalt, führen in die inneren Gemächer. In einem Zimmer stehen Stühle um einen runden Tisch, auf dem Tisch liegt ein Fremdenbuch mit Tinte und Feder. Die Einrichtung dieses Raumes ist die einzige Concession an westliche Gewohnheiten, der wir innerhalb dieser Mauern begegnen. Wieder lange Gänge, und wir treten in den Thronsaal, ziemlich geräumig und hoch, Fenster auf zwei Seiten, wie alle am Palast nicht von Glas, sondern von weissem Papier, auf einer schönen Matte der Thron, eine Art Bett unter einem Baldachin — sonst nichts. Die eine Längswand wird von zehn lebensgrossen Bildnissen chinesischer Weiser eingenommen, sehr interessant durch Gesichtsausdruck und Costüm, besonders die Kopfbe-

Thronsaal.

Malereien.

deckungen. Da es in Japan beinahe noch schwerer ist, als im mohamedanischen Orient, eine bestimmte, klare Antwort auf eine Frage zu erhalten, konnte ich nicht herausbringen, ob ich hier die alten Portraits, die aus dem Brande gerettet wurden, vor mir habe oder Repliken derselben. Nun wieder Gänge und verschiebbare Holzthüren, und durch die Gänge in andere Gebäude. Mittelgrosse Zimmer, ganz leer, wundervolle Strohmatte, die verschiebbaren Papierwände bis unten bemalt. In einem der Räume lauter Wildgänse in allen möglichen Stellungen, in einem andern andere Thierstücke, in vielen chinesische häusliche Scenen, oft die Häuser auf einer Seite der Wand beraubt, so dass man das Innere derselben erblickt, von wilden Gebirgslandschaften umgeben, wo dann immer Vergoldung den Nebel darstellt, aus welchem die Gebäude hervorragen. Dann Wasserfälle, dann wieder japanische Hofscenen, interessant wegen des alten Hofcostüms, dunkel mit eigenthümlichen kleinen Kappen. In einem langen Gange die den Fenstern gegenüberliegende Seite voll Bilder, auf einem derselben japanische Hofherren in einer Landschaft malend. Die Haupteingänge sind immer durch Holzthüren bezeichnet, und diese sind durchgehends mit lebensgrossen menschlichen Figuren oder Thieren in grösserem Maassstab in der Art be-

malt, dass eine Composition über beide verschiebbare Thürflügel reicht. Die Plafonds sind vollkommen schmucklos.

Ich werde in einen kleinen Garten geführt Garten. mit hübschen Bäumen, den unvermeidlichen Azaleensträuchern zwischen Felsen, einem kleinen Bach und Brücken aus einem Stein. Stein ist in Japan an und für sich eine Seltenheit, und die grossen Platten kommen aus Korea und gelten als ein höchst werthvoller Luxusartikel. »Was liegt hinter dieser niedrigen Mauer?« frage ich meine Begleiter. »Der Privatgarten des Mikado.« »Und jenes Gebäude, mit dem, aus welchem wir eben treten, durch einen Gang verbunden?« »Ist die Privatwohnung des Mikado.« »Wer wohnte also in all den Gemächern, die ich gesehen habe?« »Herren und Damen vom Hofstaat.« »Ich will die Privatwohnung des Kaisers sehen.« »Unmöglich.« »Wenn sie mir nicht gleich gezeigt wird, telegraphire ich nach Tokio um die specielle Erlaubnis hiezu. Die Weigerung kann nur einen Zeitverlust bedeuten, sonst nichts.« Meine Japaner sind weich gemacht, ein Hofbediensteter bleibt bei mir, um mich zu überwachen, dass ich aus den leeren Räumen nichts wegtrage und im Garten keinen Schaden anrichte, und meine beiden Führer gehen beim obersten Palastaufseher die Einwilligung holen. Sie bleiben lange aus, endlich nach 20 Minuten kehren sie zurück.

Privatwohnung
des Mikado.

»All right«, ich werde in die allerheiligsten Räume geleitet.* Sie unterscheiden sich durch nichts von denen, die ich durchwandert habe, vielleicht nur sind die Malereien noch feiner und sorgfältiger gearbeitet. Auf den Holzthüren Costümbilder von No-Tänzern mit Masken. Die No-Tänze sind eine Art Ballet, das vor dem Mikado aufgeführt wurde; Costüme und Stellungen erinnern hie und da an solche, wie wir ihnen auf Longhi's venetianischen Faschingscenen aus dem vorigen Jahrhundert begegnen. In einem Zimmer merkwürdige Bilder, Aufzüge nach einer Thronbesteigung vorstellend. In anderen chinesische Scenen. In einem ziemlich grossen Raume nichts als Tiger, lebensgross, zum Sprunge bereit oder auf Beute lauernd. Es war das Schlafgemach des Kaisers. Wenn er im Bette lag und Fieber hatte, musste diese Art der Wanddecoration wenig wohlthuend auf ihn wirken. Sämmtliche Bilder, mit Ausnahme der Portraits im Thronsaal, sollen von zeitgenössischen Malern sein, die meisten gehen wohl auf ältere Muster zurück. Der künstlerische Werth der Malereien ist sehr verschieden, einige Thierstücke, die Wildgänse z. B., sind Meisterwerke, aber auch die grosse Mehrzahl des Uebrigen ist trefflich, die Processionsbilder voll Leben, die Hofscenen gut beobachtet, die chinesischen mit jener miniaturartigen Genauigkeit behandelt, die offenbar bei diesen

Vorwürfen vom Reich der Mitte her Ueberlieferung ist. Der Privatgarten des Mikado gleicht vollständig dem oben erwähnten jenseits der inneren Mauer.

Nach zwei Stunden verliess ich dieses Labyrinth von einander ähnlichen Gebäuden und Gemächern und fuhr nach dem Palast der Shogune am westlichen Stadtende. Aeussere Physiognomie ganz jener der Burg von Nagoya gleichend. Wall, Graben, Eckthürme mit geschwungenen Dächern, in Allem zeigt sich der Gegensatz zum Mikadopalast. Die Burg der Shogune von Kioto datirt aus dem Anfang des 17., Einige meinen gar aus dem 16. Jahrhundert, und ist heute, wo von jener in Ozaka blos die Umfassungsmauern mehr stehen, der bedeutendste Profanbau aus alter Zeit, der in Japan aufrecht geblieben ist. Eingangsthore mit wundervoll geschnitzten, farbigen Reliefs, Reiher und sonst allerlei Vögel darstellend. Auch hier ein Labyrinth von Gebäuden, mehr aber, als beim Mikadopalast, der Charakter der Abgeschlossenheit und Unnahbarkeit. Obwohl keine Matten die Fussböden bedecken, muss ich auch hier meine Schuhe ausziehen, Zimmer neben Zimmer, Gänge und wieder Zimmer, manche von bedeutenden Dimensionen, die Malereien an den Wänden auf halb verwischem und schmutzigem, daher sehr stimmungsvollem Goldgrund,

Palast der Shogune.

Thore.

Plafonds.

beinahe sämmtlich meisterhafte Thierstücke, ein paar Landschaften, gar keine Figuren. Wodurch sich aber diese Gemächer vor denen des kaiserlichen Palastes auszeichnen, das sind die prächtigen Plafonds mit farbigen, geschnitzten Cassetten, meistens zwei Pfauen, heraldisch ornamental ausgeführt und in verschiedener Weise einander gegenüber gestellt, die an manche Renaissance motive erinnern.

Die Tempel von
Kioto.

Von den Tempeln der heiligen Stadt habe ich nur wenige besichtigen können, denn auch hier hatte sich meiner Reisegefährten und meiner die Kauflust derartig bemächtigt, dass mit dem Besuchen der Curioläden der grösste Theil unserer Zeit ausgefüllt wurde. Den ersten Abend blieben wir bis Mitternacht bei einem solchen Händler. Uebrigens gereicht mir zum Trost, dass alle Tempel in Japan mit wenigen Ausnahmen sich stark gleichen. Man muss Zeit gehabt haben, sich ganz anders mit der Kunst und der Geschichte des Landes vertraut zu machen, als es mir in diesen wenigen Wochen möglich gewesen ist, um den Besuch von mehreren hinter einander nicht eintönig zu finden. Die Tempelanlagen von Kioto, die ausgedehntesten, wenn auch nicht die künstlerisch hervorragendsten des Landes, erinnern zum Theil stark an einen wohlgebauten und gut gehaltenen Meierhof, wobei der Haupttempel die Scheune vor-

stellt. Die geringe Höhe sämmtlicher Bauten und die schwerfälligen Dächer aus Baumrinde tragen hauptsächlich zu diesem Eindruck bei. Diese schweren Dächer, der häufigen Erdbeben wegen nothwendig, sind entschieden unästhetisch, besonders wenn zierliche Schnitzereien die Holzwände, die sie tragen, noch schwächer erscheinen lassen, als sie in der That sind. Die dunklen Pinien und Cryptomerien, welche die meisten dieser Gebäude umgeben, sind die vornehmste Umrahmung, die man ihnen wünschen kann, und gleichen als Producte der Natur die Sonderbarkeiten der Werke von Menschenhand aus. Freilich haben sich auch an ihnen die Menschen zum Theil vergriffen, wie z. B. an einer herrlichen Ceder neben dem berühmten Kinkakujitempel in der Umgegend von Kioto, welche in die Form eines Schiffes zurechtgestutzt worden ist. Zu diesem Tempel, der eine halbe Stunde vor der Stadt liegt, wallfahrten die Kiotaner durch Wald und Feld auf ländlichen Wegen. Verschiedene Heiligthümer sind in einem weitläufigen Park zerstreut, eines davon liegt auf der hübschen Insel eines Teiches. Merkwürdige Schirme und Kakemonos füllen die Zimmer neben den, dem Gottesdienst geweihten Räumen. Ein Portrait ist darunter, das eines Stifters, vielleicht eines Shoguns, mit schwarzem Bart und aufgequollenen Augen und Backen, an manche Cranachische Fürstenportraits

Kinkakuji-
tempel.

Portal der Nishi-Hongwanji-Tempel.

erinnernd, aber noch näher an die Caricatur streifend als diese. Von zwei grossen, neben einander liegenden, Nishi-Hongwanji genannten Tempeln im Westen der Stadt will ich nur ein ungewöhnlich schön geschnitztes, sehr altes Portal erwähnen, ohne jede Bemalung, mit Reitern, Drachen, Vögeln, das zum Besten in seiner Art gehört.

Shintotempel.

Auf dem Wege zu meinem Gasthofs schritt ich jedes Mal durch den Hof eines Shintotempels an den Betern vorbei, die dem Gott ihr Anliegen vortrugen. Ein anderes, weit grösseres solches Heiligthum liegt in der Richtung zum Kinkakujitempel. In seinem Garten sah ich mehr Steinlaternen oder Torii, als sonst bei irgend einem japanischen Götterhaus, und, was mir besonders auffiel, mehrere Stiere aus Bronze, die mich glauben machen konnten, ich sei in den Bezirk eines indischen Sivatempels gerathen. Die Exvotohalle, eine Eigenthümlichkeit der Shintotempel, ist reich an werthvollen Gemälden auf Holz. Vielleicht war die Bilderhalle, die berühmte Poikile, auf der Akropolis von Athen ursprünglich auch eine Exvotohalle.

Am 6. abends hatte Siebold für uns in einem Theehaus ein kleines Fest arrangirt, das reizend verlief. Ohne Schuhe auf die Matten gelagert, die Ellbogen auf Lederpolster gestützt, sahen wir dem Tanz von fünf allerliebsten kleinen

Mikos zu. So heissen die Mädchen zwischen 14 und 17 Jahren, die später Geshas (das japanische Aequivalent der indischen Nachgirls) werden wollen. Die Geshas sind Beides, Sängerinnen und Tänzerinnen, die Mikos betreiben nur den Tanz. Aber wie, mit welcher Grazie und Wohl- anständigkeit, welcher Verve und welchem Schick, davon hat eine Vorstellung nur, wer es gesehen hat. In den Pausen kauerten die niedlichen Kin- der meist unbeweglich auf dem Boden, in Einem fort kleine Eisstückchen verzehrend, die ihnen zu schmecken schienen wie Zucker. Ihre Tracht und ihr Haarputz waren das Geschmackvollste, das sich denken lässt, Augenbrauen und Lippen gemalt, und eine von ihnen übte sich mit Vorliebe in der Kunst, auch unsere Gesichter schwarz und roth zu färben. War an ihnen etwas in Unord- nung gekommen, zogen sie sogleich einen kleinen Spiegel aus der riesigen Gürtelschleife und malten und putzten an sich herum, wie zierliche Kätzchen. Die Speisen, die uns gereicht wurden, waren vor- züglich, niemals habe ich so köstlich zubereitete Fische gegessen. Aber die Stäbchen handhaben, ist eine schwierige Arbeit, ein Königreich für eine Gabel! Die Tänze waren alte Kiototänze, zum Theil religiöse, der berühmteste der soge- nannte Miko Odori. Es sind weder Sprünge und Fussspitzenkunststücke, in welche unser Ballet ausgeartet ist, noch krampfhaftige Körperzuckun-

Mikotänze.

gen, während die Füsse oft unbeweglich bleiben, wie bei den meisten arabischen und indischen Tänzen, sondern ein harmonisches Schreiten, Schwingen und Neigen, Grazie jeder Zoll, Musik für das Auge. Ein Reigentanz auf dem Marktplatz von Megara in Griechenland ist von Allem, was ich je gesehen, Dasjenige, was den Bewegungen der kleinen Mädchen von Kioto noch am Nächsten kam.

8. *Juni.* — Um 6³/₄ früh sass ich im Coupé und fuhr in südwestlicher Richtung an der grossen Stadt Ozaka vorbei in drei Stunden nach Kobe, einem der sogenannten Treaty ports, d. i. durch die Verträge den Schiffen aller Nationen geöffneten Häfen. Es sind dies: Nagasaki auf der Insel Kiushiu, Kobe, Yokohama an der Ostküste, Niigata an der Westküste der Hauptinsel, Hakodate auf Yezo. Ausser in diesen Orten und ihrer genau abgegrenzten Umgebung darf der Fremde nur noch in Tokio und Ozaka ohne japanischen Pass sich aufhalten, der überall sonst ihm gleich bei der Ankunft in seinem Gasthof abverlangt wird. Man spricht eben jetzt von Aufhebung dieser Vorschriften und Eröffnung des ganzen Landes.

Kobe. Die vollkommen europäische Stadt Kobe liegt, ähnlich wie Genua, zwischen dem Meere und edel geformten, steil abfallenden grünen Bergen, Hiogo, die alte Stadt der Einheimischen,

schliesst sich im Südwesten unmittelbar an sie an. Ich besuche einen Shintotempel unter herrlichen Bäumen, um welche sich kleine, eigenthümliche Holzcapellen erheben, und einen Wasserfall, eine halbe Stunde von der Stadt. Am Wege dahin wohl zehn Theehäuser, nicht einmal bei Ischl giebt es so viele Milchwirthschaften so nahe an einander. Einkauf von Körben und anderen Strohartikeln aus dem nahe gelegenen Arima, manche dieser Arbeiten sind wahre Kunstwerke, die feinsten der Welt. Nachmittag gaben Siebold und ich Sapiëha, der nach Peking reist, das Geleite auf seinen Dampfer. Von der chinesischen Hauptstadt beabsichtigt mein unternehmender junger Freund, auf dem beschwerlichen Landwege über Sibirien nach Europa zurückzukehren, und lässt sich durch keine Abmahnungen von seinem Vorhaben abbringen. Einige Stunden später bestieg ich selbst einen kleinen Dampfer, der das innere Meer von Japan befährt, und freute mich des schönen Blickes auf Kobe und Hiogo.

9. Juni. — Die ganze Nacht war mein Schiff westwärts gefahren und hielt um 5 Uhr morgens vor Tadotsu auf der Insel Shikoku, die mit der Nachbarinsel Kiushiu im Süden das innere Meer abschliesst. Verdriesslich kroch ich aus meiner engen Zelle heraus, denn es regnete in Strömen, und setzte auf einen noch kleineren Dampfer über, der mich wieder zurück nach Kobe bringen sollte.

Fahrt auf dem
inneren Meere.

Wäre sonniges Wetter gewesen, hätte ich vielleicht meine Fahrt bis Shimonoseki fortgesetzt, wo eine schmale Wasserstrasse aus dem inneren Meer in den Canal von Korea führt. Ich suchte zunächst Zuflucht in einem unteren Raum meines neuen Dampfers und vergnügte mich damit, dem Frühstück einiger japanischer Reisenden zuzusehen, das aus Reis und allerlei Zukost bestand, sie um ihre Geschicklichkeit beim Handhaben der Stäbchen beneidend. Der gutmüthige Capitän trat mir seine Kajüte auf dem Verdeck ab, in der ich es mir bald zum Schreiben bequem gemacht hatte. Bis Mittag dauerte das Unwetter, wie Schatten glitten graue Inseln und Vorgebirge an mir vorüber. Aber endlich drang die Sonne siegreich durch und beleuchtete die lieblichsten Bilder, Inseln, auf denen Getreidebau bis in beträchtliche Höhen mit Wald abwechselt, freundliche Hafenorte, prächtige grosse Segelschiffe, auf blauem Wasser sich wiegend. Das innere Meer ist der Golf von Korinth von Japan und hat nicht nur geographisch, auch landschaftlich mit ihm Aehnlichkeit. Nun haben wir hundert Fischerboote vor uns, neben uns, hinter uns mit viereckigen weissen Segeln, sie bilden eine Milchstrasse im feuchten Element. Jetzt erweitert sich das Meer, die Ufer weichen im Norden und Süden zurück, und vor uns taucht nach einiger Zeit die Insel Awagi auf, welche die Inland-sea nach Osten zu vom Golf von Kobe trennt. Nun fahren

wir auch um diese Insel im Norden herum, und ich lande noch vor Sonnenuntergang in Kobe. Abends besuche ich den Nankotempel in Hiogo, wo eben ein Jahrmarkt ist. Schöner Effect der zum Verkauf hingelegeten Blumen beim Schein der Papierlaternen. Köstliche kleine hölzerne Spielsachen und unglaublich zierliche Fische aus Zucker. Jeder Jahrmarktszuckerbäcker in Japan ist ein Künstler.

10. Juni. — Früh morgens nach Hiogo und zu einem erhöhten Punkt auf der künstlichen Insel Tsukijima. Hier steht das Grabmonument des Kiyomori, eines der grössten Helden und Politiker Japans, des Gründers von Hiogo, der im 12. Jahrhundert lebte. Schöne Pinien und Steinlaternen um ein Steinmonument von vierfacher Manneshöhe, 12 oder 14 viereckige Platten mit eben so vielen kleineren abwechselnd, mit einer Spitze bekrönt, welche denen der buddhistischen Dagobas gleicht. Ueberhaupt sieht das Bauwerk aus wie die Abart einer Dagoba, die viereckigen Platten sind offenbar eine veränderte Nachahmung des siebenfachen steinernen Sonnenschirmes. Die Aussicht auf Meer und Berge ist wundervoll und das Ganze ein rechtes Heldengrab.

Kiyomori's
Grab.

Was aber ist dem Westländer Kiyomori, dessen Namen er erst aus seinem Reisehandbuch gelernt hat, über dessen Leben er nachher in einem Geschichtswerk einige Daten nachliest? Stehen

Unser Verhältnis
zu den histori-
schen Gestalten
Japans.

wir vor Agamemnon's Grab in Mykene, vor dem Theodorich's in Ravenna, vor den Königsgräbern bei Jerusalem, so nimmt unser Gemüth Antheil an dem, was wir sehen, denn seit wir denken, haben uns diese Namen Gestalten bedeutet, für die oder gegen die wir innerlich Partei ergriffen haben. Bis zu einem gewissen Grade ist das auch noch bei ägyptischen, assyrischen, mohamedanischen Herrschern und Helden der Fall. Mittelbar oder unmittelbar haben sie den Strom der Ereignisse beschleunigt oder gehemmt, die in ihrer Verkettung den Zustand bedingt haben, in dem wir leben. Ueberall sucht Jeder von uns nur sich, nur was auf ihn Bezug hat, was ihn angeht, wie treffend der volksthümliche Ausdruck lautet, das kümmert ihn. Wie weit diese Interessensphäre reicht, das bestimmt die wahre Rangordnung der Geister und der Herzen. An Kiyomori, an Iyeyasu aber, und wie die grossen Männer Japans alle heissen, wird nicht leicht jemand von uns Antheil nehmen können, erstens weil diese Gestalten uns nicht von Jugend auf vertraut sind, zweitens aber und besonders, weil, was sie gethan oder unterlassen haben, ohne jede nachweisbare, selbst indirecte Wirkung war auf unser Glauben, Fühlen, Handeln, Denken. In so weit haben die meisten Geschichtsschreiber, Cultur- und Kunsthistoriker, Recht, wenn sie die Geschichte der Entwicklung der ostasiatischen

Völker ausschliessen aus dem Rahmen ihrer Betrachtungen, aber sie haben Unrecht, wenn sie eine solche jener Völker, welche allein auf unsere Cultur einen Einfluss ausgeübt haben, Weltgeschichte nennen, wie dies noch jüngst Ranke in seinem letzten Werk, Renan in seiner Geschichte des Volkes Israel gethan haben, die Beide ausdrücklich erklären, mit Chinesen und Indern hätte die Weltgeschichte nichts zu schaffen. Eine derartige, auf einen, wenn auch noch so weiten Culturkreis beschränkte Geschichte kann man eben so wenig Weltgeschichte nennen, als der anthropocentrische Standpunkt berechtigt ist, von welchem fast alle Philosophen noch immer bei ihren Betrachtungen des Werthes oder Unwerthes der Welt und des Lebens ausgehen, mögen sie auch theoretisch noch so sehr diesen Standpunkt bespötteln, wenn ihn Andere vor ihnen eingenommen haben. Nein! Die Welt ist nicht ausschliesslich für uns Menschen vorhanden, nichts berechtigt uns anzunehmen, dass nicht vollkommeneren Maschinen als unser Gehirn existiren, in welchen das Universum vollkommener sich spiegelt, unser individuelles oder collectives Glück oder Unglück hat mit dem Schicksal der Welt im Grossen blutwenig zu schaffen, und es ist eben so lächerlich als frevelhaft, die Unendlichkeit für unsere kleinlichen endlichen Zwecke in Anspruch nehmen zu wollen.

Begriff der Welt-
geschichte.

Und unser Planet wieder ist nicht express darum erschaffen worden, damit tagtäglich auf unzähligen, mit Druckerschwärze beschmierten Bogen schlechten Papiers tausende von Halbwissern mit wenig Gewissen Millionen von Unwissenden weismachen, was sie selbst nicht wissen, und damit tagtäglich auf unzähligen Drillplätzen von Madrid bis Moskau die Jungen und Kräftigen unter diesen Millionen dazu abgerichtet werden, auf die schnellste und sicherste Methode ihren Nebenmenschen umzubringen, was man Beides heutigen Tages beinahe versucht wäre, als den wahren Reingewinn unserer vielgerühmten Culturentwicklung zu preisen.

Objectiv betrachtet, hat die Geschichte von China und Japan und z. B. die der alten amerikanischen Culturvölker, falls von letzteren uns in Zukunft mehr bekannt werden sollte, denselben Werth, wie jede andere, nur subjectiv, für uns, hat sie weniger Werth, weil die Schicksale jener Bruchtheile der Menschheit auf uns keine oder doch nur eine sehr geringe Wirkung ausgeübt haben. Sprechen wir aber von Weltgeschichte, das heisst einer Geschichte des ganzen menschlichen Geschlechtes, muss die der Ostasien eben sowohl darin ihren Platz finden, als die der Chaldäer, Kelten, Deutschen oder Polen.

Aber noch einen zweiten Fehler begehen fast alle unsere Geschichtsschreiber, die Literar-

historiker allein ausgenommen, welche durch das vergleichende Sprachenstudium davor bewahrt wurden, das ist, dass sie Indien eben so wenig berücksichtigen, als das eigentliche Ostasien. Indien gehört in jedem Sinne in unseren Culturkreis. Ohne das sagenumspinnene Land, das vom Indus und Ganges durchströmt wird, bleibt schon eine Geschichte des frühesten Alterthums unvollständig. Alexander hat später Indien geistig für uns erobert, gerade so wie die Kreuzfahrer geistig den näheren Orient eroberten, mochten auch materiell die Unternehmungen Beider schliesslich gescheitert sein. Ohne Indien lässt sich ferner keine Geschichte der mohamedanischen Völker schreiben, wie sich, ohne den Buddhismus zu behandeln, keine wirkliche Religionsgeschichte schreiben lässt. Freilich gehört das Stück Welt vom Himálaya bis Ceylon auch zu Ostasien, für welches es Dasjenige geworden ist, was für uns Palästina und Griechenland zusammengenommen, und von dem es wieder in vieler Hinsicht beeinflusst wurde, aber seine Geschichte, seine Cultur und Kunst gehen auch uns an mit derselben, theilweise mit mehr Berechtigung, als die der alten Aegypter, der Etrusker und der Araber. Indien ist das Bindeglied zweier Welten, ohne welches keine der beiden gedacht werden kann. »Et voilà pourquoi votre fille est muette«, sagt der »Méde-

Indien, das Bindeglied zweier Welten.

ein malgré lui«, das Alles macht, dass wir die Spuren des menschen- und thierfreundlichen Königs Asoka und des grossen Akbar mit innerem Antheil verfolgen, während Kiyomori und Iyeyasu uns kalt lassen und, was von Zeugnissen ihrer Thätigkeit übrig geblieben ist, höchstens unsere Neugierde reizt.

Buddhistischer
Pilger.

Kaum hatte ich mich nach Betrachtung des Grabes und der Aussicht wieder in mein Wägelchen gesetzt, als ich einen Mann bemerkte mit einem riesenhaften, theilweise mit blauem Tuch überzogenen, vorn mit einer Messingplatte versehenen Strohhut, der mir auffiel, obwohl man hier zu Lande sonderbaren Kopfbedeckungen gegenüber allgemach blasirt wird. Es war ein buddhistischer Pilger, der über seinem blauen Rock zwei weisse Schulterriemen trug, an dem einen hieng seine Bettlerbüchse, viereckig mit schmaler Oeffnung für die Münzen, wie die Opferstöcke in unseren Kirchen, auf der Innenseite des anderen waren Gebete geschrieben. Um den Leib hatte er einen dritten Riemen, an welchem ein messingener Glockenapparat befestigt war, ähnlich dem der wandelnden Pariser Limonadenverkäufer, um die linke Hand war ein Rosenkranz geschlungen, die Beine staken in weissen Gamaschen. Ich zeichnete ihn in mein Skizzenbuch, unter ungeheurem Andrang von Volk, dessen Jubel grenzen-

los wurde, als ich dem Manne schliesslich Hut, Riemen, Glockenapparat, Bettlerbüchse und Rosenkranz abkaufte und sie als Beute davonführte.

Hiogo besitzt im Shingojitempel einen interessanten Buddhatempel, ausser den obligaten Nebenbauten finden sich dahinter auch eine Schule und viele Priesterwohnungen. Im vordersten Theile des eigentlichen Heiligthumes eine kleine, fein gearbeitete Holzstatue, ein bartloser Alter in lehrhafter Stellung auf einem Sessel sitzend, man hat ihm einen mehrfachen rothen und weissen Tuchkragen umgehängt, wie ihn unsere Chorbuben tragen. Die Statue ist die des Binzuru-sama, welcher ich noch wiederholt begegnet bin. Es ist der Helfer in Krankheiten. Die Japaner reiben mit der Hand den Körpertheil der Figur, der ihnen selbst weh thut, dann den eigenen kranken Körpertheil und behaupten, so ihrer Schmerzen ledig zu werden. Vor dem Tempel ein Amida aus Bronze, weniger colossal als andere, vielleicht nur von dreifacher Lebensgrösse, aber eben darum ansprechender als die übrigen, welche ich sah, daneben Azaleen- und sonstige niedrige Sträucher, davor ein kleiner Teich, als Hintergrund die schönen Pinien und die Tempelgebäude, ein sehr stimmungsvolles Gesamtbild.

Shingojitempel.

Statuette
des Helfers in
Krankheiten.

Ein Wallfahrts-
berg der Shinto-
gläubigen.

Figuren der hei-
ligen Füchse.

Nachmittag bestieg ich den Berg Tokatori, eine der Spitzen der Bergkette, welche die Schwesterstädte im Halbkreis umschliesst. Sie liegt im Nordwesten von Hiogo, und ich fuhr in der Jinriki-sha eine halbe Stunde vor die Stadt durch Felder, an einem Theehaus mit hübsch gehaltenem Garten vorüber, bis zu einem Shintotempel. Von hier gieng es dann eine Stunde, theilweise sehr steil, bergan. Auch diese Höhe ist ein Wallfahrtsberg, und an den, an solchen Orten üblichen Thoren, welche aber hier aus Holz sind, ist eben so wenig, als an Theehäusern, Mangel. Auf dem Gipfel eine kleine Capelle aus Stein, davor zwei steinerne Füchse Wache haltend; der Fuchs ist ein den Shintogläubigen heiliges Thier, es giebt Capellen, wo man deren 6—8 sieht, so z. B. im Garten meines Gasthofes in Kioto. Meistens aber werden zwei einander gegenübergesetzt, der eine eine kleine Kugel, der andere eine Art Schlüssel im Maul. Die beiden hier hatten überdies wirkliche Tuchkragen um den Hals, ganz wie der hölzerne Krankenheiler, den ich am Morgen sah. Die Aussicht von der Bergspitze auf den herrlichen Golf, die Stadt und ihre fruchtbare Umgebung, auf die Insel Awagi und über sie hinüber auf jene des inneren Meeres hat mich vollends zu der Meinung bekehrt, dass einzelne Gegenden Japans, was landschaftliche Schönheit betrifft, es mit jedem Lande der Welt aufnehmen können.

11. Juni. — Ein Zug der nach Kioto führenden Bahn brachte mich Vormittag bis Ozaka, wo ich nach fünfviertelstündiger Fahrt gegen 11 Uhr eintraf. Ozaka, die Haupthandelsstadt Japans für den inländischen Verkehr, liegt in einer von Bergen im Halbkreis eingefassten Ebene in geringer Entfernung von der Küste, am Yodogawa, der den Biwasee mit dem Meere verbindet und in welchen sich der, Kioto durchfliessende Kamogawa ergiesst. Es ist eine reiche Stadt voll Leben, von nahezu 300.000 Einwohnern. Von Kobe geht auch jeden Tag ein Dampfschiff ab, mit welchem man Ozaka in wenigen Stunden erreicht, dessen Hafenstadt es ist, wie Yokohama die von Tokio. Von der Burg der Shogune, in schöner Lage in der Nähe des Flusses am Westende der Stadt, stehen nur mehr die äusseren Umwallungen, welche denen der Burgen von Nagoya und Kioto gleichen, nur ist Alles in grösserem Maassstabe angelegt. Die Burg, von den besiegten Anhängern des Shoguns im Jahre 1868 selbst angezündet, soll die schönste in Japan gewesen sein.

Ozaka.

Tempel beider Religionsformen auch hier die Menge. Im Shintotempel Tenjin Sama in der Exvotohalle theilweise merkwürdige Bilder und im Tempelgemach selbst Portraits von Dichtern und Dichterinnen. Die der letzteren besonders interessant. Die Eine dreht uns den

Portraits von
Dichterinnen.

Rücken, in einem Meer von Kleiderfalten hingelagert, um die Fülle ihres herabhängenden Haares zu zeigen, kehrt uns aber coquett über die Schulter ihr Gesicht zu, hinter welchem sie einen Fächer aufgespannt hält. Die Andere schläft hinter einem Vorhang, der fast das ganze Bild einnimmt, nur ein Theil des auf Kissen ruhenden Kopfes ragt daraus hervor. Ich dachte an meinen Liebling, die schlafende heilige Ursula von Carpaccio in der Akademie von Venedig.

Buddhatempel
Shi-tenno-ji.

Um den Buddhatempel Shi-tenno-ji, schon fast ausserhalb der Stadt gelegen, finden wir beinahe noch eine grössere Zahl von Gebäuden gruppirt, als in den weitläufigen Tempelanlagen in und bei Kioto. Die sonderbarsten, wie ich ähnliche nirgends sonst sah, sind kleine Tempel, von unten bis oben mit Puppen und anderweitigem Spielzeug gefüllt, wie bei uns Capellen wunderthätiger Bilder mit wächsernen Figuren und Gliedmassen. Auch einen Teich voll heiliger Schildkröten giebt es hier und Götterstatuen aller Grössen in den verschiedenen Heiligtümern. Ich beobachte einen Pilger, der, genau so angethan, wie der in Hiogo, seinen Riesenhut in der Hand hält und betend vor einer kleinen Capelle stehen bleibt. Die Tracht hat mit der unteritalischer Bauern einige Aehnlichkeit, und mir fallen die Pilger vom Monte Sant-Angelo ein im wilden Garganusvorberge ober-

halb der Ebene von Foggia. Ihre Religion, die darauf hinausgeht, irgend einem Heiligen, am Monte Sant-Angelo dem heiligen Michael, sonst der Madonna oder etwa dem heiligen Antonius, irgend eine bestimmte, meist sehr materielle Bitte vorzutragen, gleicht auch mehr derjenigen des buddhistischen Pilgers hier, als dem Katholicismus eines Rheinländers oder Lithauers. Die Priester, denen ich begegne, tragen durchsichtige schwarze Gazetübewürfe, wie überhaupt die Budhapriester in Japan; Canton war die letzte Stadt, wo ich sie mit dem traditionellen gelben Gewande bekleidet sah.

Im Bezirk des Shi-tenno-jitempels erhebt sich neben dem Hauptgebäude ein fünfstöckiger Pagodenthurm. Im Erdgeschoss birgt er vier kleine Altäre mit Götterstatuen, die nach den vier Seiten blicken. Auf leiterähnlichen Stiegen kletterte ich bis in das oberste Stockwerk, die Oeffnungen, die auf die balconartigen Gallerien hinausführen, sind niedrig und breit. Es bleibt mir nichts übrig, als mich förmlich auf die Gallerie hinauszuwälzen. Die Aussicht ist von überraschender Schönheit. Ueberhaupt kann sich keine Art von Landschaften mit einer von Bergen umrahmten Ebene, welche dazu auf einer Seite vom Meer begrenzt wird, messen. Beispiele hiefür sind in Kleinasien die pamphy-lische Ebene und die von Issus, in Italien die

Aussicht über
Osaka.

Campagna felice und die römische Campagna. Eigentlich liegt auch Athen in einer solchen Fläche, aus deren Mitte der Felsen der Akropolis emporragt. Diesen grossen Bildern reiht sich die Aussicht über Ozaka würdig an, und der Golf von Kobe, welcher in der Ferne heiter vor mir ausgebreitet lag, giebt den am Meisten bewunderten Buchten am Mittelmeer nichts an harmonischem Zauber nach. Wer diese weite fruchtbare Ebene und den mächtigen Fluss sieht, der sie durchströmt, den lachenden Golf und die blühende, von Leben und Thätigkeit überquellende Stadt, dem muss der Gedanke kommen, dass er hier die von der Natur dazu ausersehene Hauptstadt dieses Landes vor sich habe. Das weit ungünstiger gelegene und von den reichsten und fruchtbarsten Gegenden entfernte Tokio wurde von den Shogunen zur Residenz gewählt, weil es den nördlichen Provinzen, welche ihrer unmittelbaren Herrschaft unterworfen waren, also ihre Hausmacht bildeten, näher war, und der Mikado übersiedelte nach den Ereignissen von 1868 in die Stadt, wo sich seit Jahrhunderten das politische Leben concentrirte. Alles sonst hätte dafür gesprochen, dass der Kaiser in Kioto weiter residire und aus dem nahen Ozaka sich das Paris zu jenem Versailles erschaffe. So beherrscht nun auch in Japan der Norden den Süden, wie in Amerika, in Russland, in Deutsch-

land, wie Paris über Lyon und Marseille, Peking über Canton herrscht und wie das südliche Indien dem nördlichen unterworfen gewesen ist. Beinahe möchte man dabei an ein unerklärliches Gesetz denken, dessen Ausnahmen nur die Regel bestätigen, wie bei der sonderbaren Thatsache, dass fast alle grösseren Städte sich gegen Westen ausdehnen.

Beim Heraustreten aus dem Tempelbezirk bot mir ein Dutzend speculativer Söhne von Nippon kleine Vogelbauer mit zwei, auch manchmal sechs bis acht Sperlingen darin an. Als ich die ersten gekauft hatte, war ich auch von Vogelhändlern umringt. Ich gab allen geflügelten Gefangenen die Freiheit, und es war ergötzlich, diese lebendigen Raketen immer zu Mehreren auf ein Mal in die Luft zu werfen.

Lange Stunden habe ich auch in Ozaka in Curioläden zugebracht, und zwar in den reichsten und besten von Japan, denen der beiden Yamanaka. Dieser Onkel und dieser Neffe seien denjenigen meiner Leser signalisirt, die etwa einmal diese Stadt besuchen sollten, zur Empfehlung oder zur Warnung, je nachdem sie gewillt sind, viel oder wenig zu kaufen. Wer einmal die Schwelle eines dieser wackeren Besitzer von Waffen, Teppichen und Schirmen überschritten hat, wird, ohne hohes Lösegeld zu zahlen, nicht wieder ins Freie kommen.

Befreiung gefangener Sperlinge.

Läden der beiden Yamanaka.

Theaterstrasse.

In den anderen Städten sind die Theater durch die Stadt zerstreut, in Ozaka giebt es eine ganze Strasse, blos aus Theatern bestehend, 30, 40, wer weiss wie vielen, die einander durch die extravagantesten Bilder als Aushängeschilder überbieten. Die Strasse wimmelte von Leuten, welche vor den Bildern sich stauten, aber auch sonst überall begegnete ich einem Menschenstrom, dem man anmerkte, dass er zum Theil aus Zugereisten bestand. Grosse rothe Papierlaternen gaben schon am Tage den Häusern ein Feiertagsaussehen, und in den Tempeln drängten sich die Pilger. Das machte, es wurde ein Fest gefeiert, wie es nur alle 20 Jahre stattfindet und das ungefähr eine Woche dauert. Als die Nacht eingebrochen war, wogte und fluthete es durch die in phantastischem Glanze erstrahlenden Gassen, jauchzte und scherzte und lachte, noch wohlständiger und gesitteter, als bei einem italiänischen Carneval, der eben darum dem nordischen Barbaren schon immer ein Räthsel erscheint. Nischen sind errichtet, aus denen Riesenpuppen, meist drohende Kriegergestalten, grell beleuchtet, auf die Menge niederblicken. Pfannen sind im Freien aufgehängt, in welchen brennende Holzscheite lustig prasseln, und allerliebste Mädchen, hell schimmernde Papierlaternen auf dem Kopf befestigt, ziehen in kleinen Gruppen singend durch

Nächtliches
Strassenfest.

die Strassen. Dann kommen wieder allerlei blumen- und lichtergeschmückte Wagen mit Jungen und Männern, die sie ziehen oder darauf stehen und sitzen in sonderbaren Costümen. Am Meisten trägt aber dazu bei, dem Fest den Charakter unbefangener Fröhlichkeit zu geben, dass es nicht nur ein Fest der grossen, sondern auch eines der kleinen Kinder ist, die am Lautesten mitthun und, meist drollig costümiert, als die eigentlichen Tonangeber sich geberden. Und das geht eine ganze Woche hindurch jede Nacht so fort, mit Jubel und Scherz und Lachen, ohne Schlägerei, und ohne dass die Polizei einzuschreiten braucht.

12. Juni. — Ich war spät in der Nacht nach Kobe zurückgekehrt und schiffte mich gegen Mittag auf dem »Omimaru«, einem grossen, einer japanischen Gesellschaft gehörigen Dampfer, dessen Officiere sämmtlich Engländer sind, nach Yokohama ein, wo ich nach 27 Stunden ankommen sollte. Das Schiff, welches blos zwischen Yokohama und Kobe auf- und abfährt, ist so luxuriös ausgestattet, wie ich nur noch an ein russisches mich erinnere, das mich von Odessa nach der Krim brachte. Man bedauert, alle diese Annehmlichkeiten nicht lieber auf einer längeren Fahrt geniessen zu können. Das Wetter herrlich, noch mehr als auf der Inland-sea werde ich an griechische Gewässer gemahnt. Die Küstenentwicklung auf dieser Seite der japanischen Hauptinsel kommt auch jener

Seefahrt nach
Yokohama.

der Ostseite Griechenlands und des westlichen Kleinasien beinahe gleich, während die China zugekehrte Nordwestküste, fast wie die Ostseite Italiens, arm an Meerbusen und Häfen ist. Wir fahren anfangs gerade nach Süden an der Insel Awagi vorüber und durch die Meerenge, die aus dem Golf von Kobe herausführt, dann zwischen Shikoku und der grossen Halbinsel hindurch, die südlich von Ozaka weit ins Meer vorspringt, und um letztere herum. Ihr äusserstes Vorgebirge, der südlichste Punkt der Hauptinsel von Japan, bleibt lange weithin sichtbar, wie Cap Chelidonia in der Nähe des pamphyli- schen Golfes. Inseln, Vorgebirge, das Meer, von unzähligen kleinen Segelschiffen belebt, Alles athmet Heiterkeit. Gegen Abend starker Nord- ostwind, der uns aufhält, es wird empfindlich kühl.

13. Juni. — Die ganze Nacht währte der Gegenwind, der sich nun gelegt hat. Tüch- tiges Rollen. Am Morgen bei klarem Himmel die Spitze des Fusijama aus Wolken hervor- blickend, der Schnee oben hat schon bedeutend abgenommen. Die Luft ist noch frisch, die Küste weit entfernt. Nachmittag gieng es an dem vul- canischen Oshima vorüber, und dann fuhren wir in den Golf von Tokio ein. Mehr noch als in dem von Kobe, glaubt man sich auf einem Bin- nensee. In Folge des Gegenwindes von gestern

Nacht langte ich erst um 7 Uhr abends in Yokohama und eine Stunde später in Tokio an.

14. und 15. Juni, Tokio. — Tokio und auch Yokohama, wo ich Geschäfte halber einige Stunden zubringe, kommen mir nach den heiteren Städten des Südens recht monoton und farblos vor. Zwar giebt es auch in der Hauptstadt eben ein Fest mit den unvermeidlichen Papierlaternen und mit riesenhaften Götterpuppen auf zwei-stöckigen Karren, aber es fehlt das Leben, die übermüthige Freude, die sich in Nagoya und Ozaka von selber dem Zuschauer bei solchem Anlass mittheilte. Eine der Puppen war mir merkwürdig. Ein sitzender Mann mit schönen Zügen, schwarzen Locken und schwarzem Bart, er hielt ein Bündel Pfeile in der Hand und glich vollständig dem blitzeschleudernden Jupiter.

Strassenfest in
Tokio.

16. Juni. — Um 6³/₄ früh Abfahrt vom Uyenobahnhof im Norden von Tokio nach der Station Utsunomiya. Die Fahrt geht fast direct nach Norden mit einer ganz leichten Ablenkung gegen Westen. Die Gegend freundlich, Ebene mit kleinen Baumgruppen und Getreidebau, man kann sich mitten in Frankreich, etwa bei Chartres, glauben. Auch hier fielen mir die gartenartig gepflegten Getreidefelder auf. Hübsche Wolkenstimmungen, gegen 9 Uhr werden im Nordwesten Berge sichtbar. 10 Uhr Utsunomiya, grosser Ort, fast nur aus einer, sehr langen Strasse

Reise nach
Nikko.

bestehend, auf einer Anhöhe Ueberreste von Mauern einer Burg.

Ein Wagen, in der Art der indischen Ton- gas, also auch der antiken Wagen, erwartet mich, um mich nach Nikko zu bringen. Die Pferde sind elend, bei jeder Strassenwendung, jedem uns begegnenden Fussgänger, jeder Jin-riki-sha bläst der Pferdejunge rückwärts vom Trittbrett, dass mir die Ohren weh thun. Die Strasse ist recht schlecht, dafür aber fast ohne Unterbre- chung an beiden Seiten von uralten Cedern, *Cryptomeria Japonica*, besetzt. Durch diese schönste Allee, die ich kenne, geht es den Ber- gen entgegen. Mehrere Poststationen, auf einer derselben Pferdewechsel, auf jeder ein Theehaus, daneben fast immer Azaleensträucher und Mi- niatur-Springbrunnen und -Wasserwerke. Wir begegnen mehreren Männern mit Puppentheatern auf dem Rücken. Die müssen in Japan ein grosses Publicum haben! Es wundert mich, dass man nicht mehr davon sieht. Nach vierstündi- ger Fahrt erreichen wir um 2 Uhr die ersten Häuser von Nikko.

16. Juni Nachmittag bis 17. Juni morgens,
 Nikko. *Nikko.* — Durch die eine Strasse, aus welcher auch dieser Ort fast ausschliesslich besteht, gelangt man zu einem munteren Bergstrom, gegen den auf der Seite, von der wir kommen, steil eine tief dunkelgrüne Höhenwand abfällt. Ueber das

reissende Wasser führt eine hölzerne Brücke in kühnen Bogen, sie ist roth lackirt und abgesperrt. Nur die Shogune und zwei Mal im Jahre die Pilger durften darüberschreiten. Dem Verkehr dient eine unscheinbare Brücke daneben. Hügel, mit Cryptomerien besetzt, hemmen die Aussicht nach vorn. Jenseits des Flusses wenden wir uns links das Thal hinauf. Bald sind wir an den Hügeln vorbei und sehen hohe Berge hinter einer dunkelgrünen, sanft ansteigenden Höhenkette. Das Thal ist kaum breiter, als das der Traun zwischen Ischl und Ebensee, und wird von einem 8000 Fuss hohen ehemaligen Vulcan, dem Nantaisan, beherrscht, ein Gebirgssee, der von Yumoto, liegt am Fuss desselben. Man gelangt dahin, wenn man, wozu es mir an Zeit gebrach, die Strasse, das Flussthal aufwärts, einige Stunden verfolgt. Ich gieng nur ein kleines Stück weiter in dieser Richtung an einem ländlichen Shintotempel vorbei und dann über eine Brücke. Hier, am rechten Ufer des Bergstromes, zwischen ihm und der nahen Höhenwand ist eine Allee von über 40 steinernen kleinen Buddha's, wie es in Aegypten solche von steinernen Sphinxen oder Katzen giebt. Eine grosse Buddhastatue, ebenfalls von Stein, steht mitten unter ihnen. Kehren wir über die Brücke zurück, so gelangen wir thalabwärts bald zum Hôtel, das in ländlicher Umgebung, an die Höhenkette gelehnt,

Allee von steinernen Buddha's.

daliegt. Ein Wald von riesigen Cryptomerien dehnt sich dahinter und daneben aus. Diese Bäume verbergen unserem Auge eine Gruppe von Tempeln, Wunderwerken japanischer Kunst.

Geschichte.

Schon seit Urzeiten war der Ort als den Göttern besonders wohlgefällig angesehen worden, und im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung errichtete ein grosser buddhistischer Heiliger, Shodoshonin, hier einen Tempel und gründete eines der später einflussreichsten und mächtigsten Klöster. Die jetzigen berühmten Heiligthümer stammen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Hinter zweien derselben liegen die Gräber Iyeyasu's, des grossen Shoguns und Gründers der Tokugawadynastie, die Japan bis 1868 regiert hat, und seines Enkels Iyemitsu. Iyeyasu's Sohn und die meisten seiner Nachfolger, auch der Vater des vor 20 Jahren abgesetzten, noch lebenden Shoguns, sind im Shibapark von Tokio, die übrigen im Uyenopark begraben.

Halle der drei
Buddha's.

Der erste grosse Tempel, den ich in Nikko betrat, war der Sambodzudo oder die Halle der drei Buddha's, von sehr harmonischen Farben und Dimensionen. Er enthält drei riesige Götterstatuen aus vergoldeter Bronze, die eine mit 40 Händen, und zwei kleine Meisterwerke, die sitzenden Holzfiguren des heiligen Shodoshonin und eines späteren Priesters, letztere zweifellos Portrait. Um den Tempel eine hübsche

Gartenanlage, eine junge Eiche fiel mir darin auf mit doppelt oder dreifach so grossen Blättern, als unsere Eichen tragen. Hinter dem grossen ein kleiner Tempel und etwas seitwärts auf einem niedrigen Hügel eine 42 Fuss hohe schwärzliche Säule aus Kupfer, von kleineren aus demselben Material umgeben, die mit ihr durch Stangen verbunden sind. Oben eine vergoldete metallene Lotusblume, an welcher kleine Glocken hängen. Diese Säule stand ursprünglich neben dem, der Erinnerung an Iyeyasu geweihten Tempel und war offenbar als eine Denksäule gedacht. Fünf ähnliche soll es noch in Japan geben.

Denksäule.

Schreiten wir die Cryptomerienallee weiter hinauf, so gelangen wir zur Tempelanlage vor Iyeyasu's Grabe, Toshogutempel genannt, nach dem Namen, der dem Gründer der Tokugawadynastie nach seinem Tode zuerkannt wurde, denn die verstorbenen japanischen Helden erhalten gleichsam officiële Himmelsnamen, unter denen sie als halbe oder ganze Götter verehrt werden. Man sieht, in welchem Maasse auch Iyeyasu's Nachkommen, die doch die freigebigsten Beschützer des Buddhismus waren, an dem shintoistischen Ahnencultus festhielten, wie schwer es also ist, die Grenze zwischen den beiden Religionsformen zu bestimmen.

Toshogutempel.

Es ist die merkwürdigste Tempelanlage in diesem Lande und die ganze Gruppe der im

Die Tempel von
Nikko als Nationalheiligtümer.

Cryptomerien als
Rahmen für die
Bauten.

Cedernwald von Nikko vereinigten Bauten für die Japaner, was die Alhambra für die Mauren, die Tempel von Theben für die alten Aegypter, die auf der Akropolis von Athen für die Griechen waren: die vollkommensten Denkmäler ihrer nationalen Kunst, die ihre Geschichte zugleich mit ihrem Glauben verherrlicht. Möchte man sicherlich keine der oben erwähnten Gruppen von Bauwerken wo andershin wünschen, als dorthin, wo sie steht, weil jede von ihrer landschaftlichen Umgebung mitbedingt und diese hinwiederum ergänzend erscheint, so könnte man für diese bunten Holzbauten mit feinsten und kleinsten Detailarbeit wieder keine bessere Umgebung ersinnen, als die wundervollen, zum Himmel ragenden Cedern, welche den ernsten und enge sie umschliessenden Rahmen zu ihnen abgeben. Wie gothische Bauten, wirken sie nicht sowohl durch den Rhythmus ihrer Verhältnisse im Ganzen, als vielmehr durch die Mannigfaltigkeit und den Reiz ihrer einzelnen Theile, und wie, entgegen der heutigen Mode, welche die Erweiterung der alten Domplätze erheischt, eine gothische Kirche am Besten halb versteckt zwischen hohen alten Häusern steht, so diese Tempel unter dem dunklen Dach der über sie ihre Aeste breiten Bäume. Denn darin unterscheidet sich die japanische Architektur wieder von der gothischen, die es eigentlich nicht verträgt, unmittel-

bar in die Natur hineingestellt zu sein, dass sie im Gegentheil ohne umgebendes Grün immer nur eine halbe Wirkung zu üben im Stande ist.

Sehen wir uns nun die Tempelanlage vor Iyeyasu's Grab näher an. Vor dem Hauptthor steht links ein fünfstöckiger Pagodenthurm, in rothem Lack erglänzend, mit Schnitzwerk reich geziert. Durch das grosse Thor betreten wir einen Hof voll grösserer und kleinerer Bauten. Gleich links ein Stall für einen heiligen weissen Pony, der ehemals hier gehalten wurde. Unter dem Dache ein Fries köstlicher holzschnitzter Affengruppen, wie sämtliche Sculpturen in Nikko bemalt. Diese Thiere sind mit eben so viel Lebendigkeit und Humor behandelt, als ihre Vetter auf den Gemälden von Sosen, dem grossen japanischen Affenmaler. Dann Häuser für Trommeln, für Tragsessel, für Glocken und zur Linken ein kleiner Tempel mit sitzenden Holzfiguren, etwas weiter ein Waschhaus. Nun kommt eine Umfriedung mit den prächtigsten in Holz geschnitzten Vögeln: Reiher, Phönixe, Pfauen, sie stammen aus derselben Zeit, sind vielleicht von derselben Hand, wie jene am Eingangsthor des Shogunpalastes in Kioto. In der Mitte dieser Balustrade öffnet sich das sogenannte schöne Thor, überreich decorirt, ein Fries von chinesischen Weisen auf Fabelthieren reitend, sehr

Fries holzschnitzter Affen.

Priesterliche
Tänzerinnen.

lebensvoll. Wir stehen nun im zweiten Hof und inmitten einer zweiten Gruppe von Gebäuden. In einem derselben sitzt eine ältliche Frau, die, wenn man ihr eine Kupfermünze hinwirft, sehr graziös zu tanzen und zugleich die Hände zum Gebet zu erheben beginnt. Eine andere solche fromme, wo möglich noch ältere Tänzerin traf ich neben einem der kleineren Tempel nicht weit von hier, auch in einem ähnlichen Gebäude etablirt. Hier im zweiten Hof des Toshogutempels ist auch unter einem Holzdach eine wundervolle, riesige eiserne Laterne aufbewahrt, ein Weihgeschenk der Bewohner von Korea, aber wohl nicht dortige Arbeit, man wäre fast versucht, sie für italiänisch zu halten. Nun folgt ein drittes Thor, das sogenannte chinesische, kleiner als die beiden andern, ganz weiss bemalt, geschnitzte Kindergruppen daran, und endlich stehen wir vor dem Haupttempel, dessen grösster Innenraum bloß die Dimensionen eines Zimmers von mässiger Ausdehnung hat. Herum führt eine offene Gallerie mit herrlichster Lackarbeit. Im ersten Raum Portraits von Dichtern und Dichterrinnen, wie in jenem Tempel von Ozaka, ich erkenne die Schlafende wieder, die fast ganz hinter dem Vorhang verborgen bleibt. Ein Priester mit sonderbarer schwarzer Papierhaube und grünem Gazetüberwurf macht mir die Honneurs. Es ist ein Shintopriester. Bis 1868

Haupttempel.

waren alle Tempel hier buddhistisch und wurden in Folge der grossen Umwälzung dem Shintodienst eingeräumt. Die übrigen sind vor Kurzem den Anhängern Buddha's wieder übergeben worden, nur der Toshogutempel verblieb dem andern Cultus. Ich hörte von ausen am Morgen nach meiner Ankunft die psalmodirenden Weisen der Priester, deren Gottesdienst ich nicht beiwohnen durfte. Dafür liess man mich später in Folge eines besonderen Empfehlungsschreibens aus Tokio in das Allerheiligste ein. Wir durchschritten einen dunklen Raum mit einem schönen Fries gemalter Vögel, der hinter dem oben beschriebenen liegt, und betraten einen noch dunkleren, wo Iyeyasu's Waffen und, ich glaube, sein Gewand unter Glasstürzen aufbewahrt werden. Nicht einmal die Priester dürfen diese Reliquien berühren, und bei der mangelhaften Beleuchtung war kaum etwas davon zu unterscheiden. Durch einen Gang ist mit dem Tempel eine Gallerie verbunden, wo geschichtlich und künstlerisch bedeutende Waffen und Stoffe zu sehen sind. An den Wänden Kakemonos, Falken in allen denkbaren Stellungen, ausgezeichnet gemalt, zur Erinnerung an Iyeyasu's Vorliebe für die Falkenjagd. Wir verlassen den eigentlichen Tempelbezirk durch ein Thor, über welchem sich eine Katze so trefflich geschnitzt findet, wie die Affen am Ponystall, und

Allerheiligstes.

Iyeyasu's Grab.

wandern eine steile Stiege unter den Riesenbäumen zum Grab des Shoguns hinauf. Dort ein kleiner Tempel und, innerhalb eines Bronzegitters, das Grab, das einer grossen bronzenen Glocke gleicht. Die besonders helle Farbe soll durch eine Beimischung von Gold erzeugt worden sein. Davor ein Storch mit einem Leuchter im Schnabel, ein Gefäss mit Lotusblumen und eines, um Weihrauch darin anzuzünden, Alles aus Bronze.

Tempel und Grab
des Iyemitsu.

An vier oder fünf kleineren Tempeln vorbei, die alle mehr oder weniger bedeutsame buddhistische Figuren enthalten, gelangen wir vom Eingang zum Toshogutempel, die Halle der drei Buddha's im Rücken, weiter gehend zum Tempel und Mausoleum des Iyemitsu. Zwei holzgeschnitzte Riesengötter, die früher neben dem Hauptthor des Toshogutempels standen und, ich weiss nicht weshalb, von dort entfernt wurden, bewachen drohend und zähnefletschend den Eingang einer Umfriedung, innerhalb deren die niedrigen Häuser liegen, welche den Priestern als Wohnung dienen. Eine Allee von Steinlaternen leitet zu ihnen hin. Zum Tempel führt ein steiler Weg links bergan. Hier stehen noch grimmig und grotesk vor dem Hauptthor die beiden riesenhaften hölzernen Wächter. Der Gott des Windes, grün bemalt, einen Schlauch, aus dem er die Luft

herausbläst, auf dem Nacken, und der Donnergott, feuerroth, einen Blitz in der Hand. Es giebt hier keinen Pagodenthurm, viel weniger Bauten als beim Toshogutempel, und die Thore sind keine solchen Kunstwerke wie dort, dafür ist das Hauptgebäude innen viel reicher ausgestattet und rückwärts das Allerheiligste ein genügend beleuchteter Raum mit zwei schönen Kakemonos, welche über Wellen mit Lotusblumen schwebende Apsaras vorstellen. Die Apsaras, etwa den mohamedanischen Huris oder den Wunschmädchen von Walhall zu vergleichen, sind, wie so viele Götter und Halbgötter, aus dem indischen Olymp in den japanischen hinübergeflogen. Das Grab liegt, ähnlich dem Iyeyasu's, eine kleine Strecke vom Tempelbezirk, und wie dort ein Oratorium daneben. Eigenthümlich ist nur hier wieder, dass in geringer Entfernung vom Grabe ein diesem ganz ähnliches Bronzebehältnis die Kleider des Iyemitsu enthalten soll.

Apsaras.

An beiden Tagen, an welchen ich die Tempel besichtigte, begegnete ich Schaaren von Einheimischen, die, einem Führer folgend, sich von ihm die Gegenstände erklären liessen, ganz wie Touristen in Rom zur Osterzeit sich einem krächzenden »Baedeker« anschliessen, um die Cäsarengärten oder die Peterskirche zu besuchen, und so sich die Mühe sparen, den ge-

Touristenheerden und Fremdenführer.

druckten zu lesen. Alles ist nicht nur schon dagewesen, sondern ist auch überall in ähnlicher Weise da. Nicht einmal die Landplage der schreienden Fremdenführer und der Touristenheerden haben wir vor dem »fernen Osten« voraus.

Besteigung des
Hügels Toyama.

Um einen Ueberblick über Nikko und die Umgegend zu bekommen, bestieg ich einen einzeln stehenden, nicht allzu hohen Bergkegel, Toyama genannt, nördlich von der Stadt, östlich von den Tempeln. Von der heiligen Lackbrücke schlug ich die, derjenigen nach dem Hôtel entgegengesetzte Richtung ein und gelangte zu einem bescheidenen Buddhatempel, von da über einen wasserarmen Fluss in üppiges Dickicht, aus dem nur hie und da die stereotypen Thore ragen, ein Anzeichen, dass ich auch auf dieser Berghöhe ein Heiligthum finden würde. Alles war in Blüthe, und ich bemerkte unter Anderem prachtvolle wilde Azaleen von tief braunrother Farbe, wie ich nie solche in Gärten oder Glashäusern sah. Ich suchte umsonst den Pfad, der den Berg hinaufführt, und stand plötzlich vor einem halb verfallenen grossen Steinbild Buddha's an einem reissenden Bach unter hohen Laubbäumen. Ein alter Landmann auf einem müden Gaul kam mir entgegen, er hatte sich den einen Fuss verletzt und trug ihn verbunden, hinterdrein marschirte seine

Tochter, ein blühend frisches Kind von 15 Jahren. Der Alte weist mich auf den rechten Weg, und nun geht es steil bergan. Nach kaum einer halben Stunde ist schon der Gipfel erreicht, der richtig mehrere kleine Shintocapellen trägt. Aussicht sehr lohnend: im Nordwesten der Nantaisan und die übrigen hohen Berge, die den Yumotosee umgeben. Die Tempel bleiben hinter Hügeln und Bäumen versteckt, gegen Osten Waldgebirge, im Süden die eine lange Strasse des Ortes Nikko und das Hügelland, das sich bis gegen Utsunomiya hinzieht. Ich that recht, den Bergkegel bald nach meiner Ankunft zu besteigen, denn den ganzen folgenden Tag regnete es fast ohne Unterbrechung, dafür brach am 18. ein prachtvoller Morgen an, der mir den Abschied von Nikko erschwerte. In derselben Weise, wie ich gekommen war, kehrte ich nach Tokio zurück und fand im Eisenbahncoupé die Temperatur beinahe zum Ersticken. Nachmittag war ich wieder in Biegeleben's Hause angelangt.

18. Juni nachmittags bis 24. früh, Tokio und Yokohama. — Es waren meine letzten Tage in Japan und zum Theil wieder mit Fahrten zwischen der Hauptstadt und Yokohama, Einkäufen und Besorgungen ausgefüllt. Die Hitze, von der ich bis nun nur vorübergehend in Kioto etwas gelitten hatte, begann sich stark

Letzter Aufenthalt in Tokio.

Erdstösse. fühlbar zu machen, auch einige tüchtige Erdstösse verspürte ich am 19. abends, in Biegeleben's Salon mit ihm und Siebold zusammensitzend, gleichsam zur Erinnerung, dass ich im classischen Lande der Erdbeben weile.

Tempel im Shibapark.

Ich habe in dieser Zeit in Tokio noch manches für mich Neue gesehen, Anderes nochmals besichtigt. Vor Allem die Tempel im Shibapark, die ich nun, von Nikko kommend, mit ganz anderem Interesse besuchte, als in den ersten Tagen meines Hierseins. Der jetzt öffentliche Park war bis 1877 Eigenthum des grossen Buddhatempels von Zozoji, dessen Kloster, Ende des 14. Jahrhunderts gegründet, 200 Jahre später hierher verlegt wurde. Das Hauptgebäude ist am Neujahrstag 1874 abgebrannt und wird eben jetzt in kleinerem Maassstabe wieder aufgebaut. Neben dem Neubau eine Masse von Holztäfelchen mit den Namen der Spender, wie neben jenem Tempel zwischen Enoshima und Kamakura. Da die meisten Bauten in Japan von Holz sind, spielen zufällige und gelegte Brände eine viel grössere Rolle, als sonst irgend wo; man ist geneigt, sie mit den politischen Mordthaten zu den »berechtigten Eigenthümlichkeiten« dieses Landes zu zählen.

Ausser dem im Bau begriffenen finden sich in Shiba sieben grössere und kleinere Heiligthümer, fünf davon Todtencapellen von sieben

Shogunen, vier Gemahlinnen von Shogunen und des Vaters des einen von ihnen. Die Gräber der Shogune selber liegen, wie die in Nikko, hinter den betreffenden Tempeln, und auch hier umgeben Bäume, wenigstens von zwei Seiten, die Bauten. Es sind Nadelbäume verschiedener Gattung, die freilich mit den Cryptomerien um Iyeyasu's und Iyemitsu's Grab den Vergleich nicht aushalten. Der reichste der hiesigen Tempel ist der älteste, der dem Andenken Hidetada's, des zweiten Tokugawashoguns, geweiht ist. Zu dem Grabe steigt man seitwärts auf steilem Pfade empor. Es ist verschieden von allen anderen in Nikko und hier, ein selbstständiger achteckiger Bau über dem Schrein, innen mit Goldlack verschwenderisch geschmückt und mit prächtigen Schnitzereien, schwebende Apsaras darstellend. Diese Weiber en relief über Wänden und Thüren mit ihren langen Schleppen in eckigen Falten haben etwas von den ebenfalls in Holz geschnitzten Lusterhältern der deutschen Renaissance, die bald allein, bald mit einem angehängten Hirschgeweih von den getäfelten Decken alter Rath- und neuer Trinkstuben herabhängen. In der Nähe des Grabes niedrige graue Denksteine mit buddhistischen Reliefs, hier eine Seltenheit, die den Beschauer in den Tempelbezirk von Buddha - Gayá versetzen. Die späteren

Hidetada's
Grab.

hier begrabenen Shogune nehmen zu Zweien oder Dreien je einen Tempel in Anspruch, und ihre Bronzegräber dahinter unterscheiden sich durch nichts Wesentliches von denen in Nikko. Alle Tempel sind auf das Reichste mit schwarzem und Goldlack, Schnitzereien, einige mit Kakemonos ausgestattet. In Lackkasten werden die Holzfiguren der Shogune, welche leider nicht gezeigt werden, auf niedrigen Tischen in eigenen Behältern heilige buddhistische Schriften aufbewahrt. Wir finden schöne Thore und ganze Alleen von Stein- und Bronzelaternen, aber es fehlen die verschiedenen kleinen Bauten und Weihgeschenke, die den Toshogutempel umgeben und als das eigentliche Nationalheiligthum kennzeichnen.

Asakusatempel.

An dem, dem Shibapark entgegengesetzten Ende der Stadt liegt der Asakusatempel, eines der populärsten buddhistischen Heiligthümer. Durch eine schmale Gasse von Läden und Buden aller Art mit Puppen, Esswaaren, Laternen, Hüten, gemachten Blumen gelangt man zum grossen Thor und dann in den ausgedehnten Tempelbezirk, der mit Bauten übersät ist. Athmet man in Shiba Hofluft, so ist hier Alles volksthümlich. Der Haupttempel ist ungewöhnlich gross und im 17. Jahrhundert an Stelle eines, auch wieder durch Feuer zerstörten älteren Heiligthums erbaut. Die weite und

hohe Halle darf man mit Schuhen betreten, der einzige derartige Fall in Japan, der mir vorkam. Sie ist mit theilweise guten, auf Holz gemalten alten und neuen Bildern vollgehängt. Eine besonders wunderthätige Holzfigur des Krankenheilers Binzuru-sama und mannigfache andere stehen herum, dazwischen kleine Pulte mit Heiligen- und Ablassbildern und Ansichten des Tempels, die feilgeboten werden. Hinter einer Rampe im Helldunkel sitzen Priester in ihre Bücher vertieft, oder wenigstens so scheinend, dabei ein ewiges Kommen und Gehen von Betenden, Kaufenden, Neugierigen, meist aus den niederen Volksclassen. Von den anderen Gebäuden hatte ich nur Zeit ein kleines, unscheinbares zu betreten, sonderbarer Weise mit einem Raum in der Mitte, der europäisch möblirt ist. Sonst besteht es blos aus einem Gang in Hufeisenform, in welchem eine Menge kleiner Figuren, offenbar von buddhistischen Heiligen, auf Brettern neben einander gestellt ist. Einige sind aus Thon, die meisten aus Holz. Die eine davon frappirte mich: ein Mann in langem Gewande mit spitzen Ohren und übermässig hohem Schädel, wie man in Porzellan häufig Chinesen gebildet findet, der die linke Hand an die Schläfe hält, während er mit der rechten sein Kinn stützt. Angestrongtes Nachdenken kann nicht

glücklicher und zugleich mit leiser Ironie ausgedrückt werden. Das Ganze ist die Halle der 500 Weisen von Canton im Kleinen.

Die 47 Ronins.

Noch ehe ich diesen Wallfahrtsort besuchte, war ich selber zu den Gräbern der 47 Ronins gewallfahrtet, vielleicht der populärsten Volkshelden von Japan. Ihre rührende Geschichte, die zu Theaterstücken und auch zu, theilweise ins Englische und Deutsche übersetzten Romanen verarbeitet worden ist, steht ausführlich bei Hübner, Voyage autour du monde, Band I, Seite 538—547. Sie ist das ergreifendste Beispiel von Vassallentreue, das ich kenne, und hätte sie sich nicht zufällig vor 185 Jahren in Yedo, sondern mit nebensächlichen zeitlichen und localen Verschiedenheiten vor 700 Jahren irgend wo am Rhein oder in Thüringen zugetragen, würde sie unfehlbar von Geschichtsschreibern und, da sie gewiss auch im Liede fortleben würde, von Literarhistorikern als Beleg urgermanischer Mannentreue verherrlicht werden. Aber wie sich im Grossen und Ganzen die Zustände und Verhältnisse, unter denen die Menschen leben, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Himmelsstrichen wiederholen, so auch ihre Tugenden und Fehler. Wir vergessen heute allzu sehr, wie Vieles allen Völkern gemeinsam ist, und nehmen dieses Gemeinsame gar zu häufig als Charakterzug eines einzigen in Anspruch. Wir stecken noch mitten in der,

bis zu einem gewissen Grade sehr gerechtfertigten Reaction gegen die kindlichen Theorien vom absoluten Menschen, welche im vorigen Jahrhundert gang und gebe waren und so viel Unheil angerichtet haben. Wir fallen dabei aber häufig in das entgegengesetzte, nicht minder falsche Extrem und betrachten Nationen und Individuen einzig und allein als die Resultate der sie bedingenden Umstände. Die Geschichte dieser 47 Getreuen, die, wissend, dass sie in dem Unternehmen ihren Tod finden müssen, sich verschwören, den ihres Herrn zu rächen, und, nachdem es ihnen nach jahrelangem Warten auf die günstige Gelegenheit und unerhörten Proben von Selbstverläugnung gelungen, das Haupt seines Feindes ihm auf das Grab zu legen, sich den Gerichten stellen, zeigt, dass manche der von uns am Meisten geschätzten Eigenschaften nicht ein Privilegium der kaukasischen Race sind.

Das japanische Ehrgefühl ist oder war wenigstens in den Zeiten des Feudalstaates noch kitzlicher und subtiler, als selbst das spanische des Mittelalters, und in seiner Wirkung unfehlbarer. Denn während das spanische Ehrgefühl hauptsächlich als Rache oder Strafe fremdes Blut erheischte, machte der gekränkte Japaner eben so oft, als fremdem, dem eigenen Leben durch das feierliche Harakiri oder Bauch-

Das japanische
Ehrgefühl.

aufschlitzen ein Ende. Eiserne Hartnäckigkeit und Todesverachtung, wo ein wirkliches oder eingebildetes Gebot der Ehre oder der Vaterlandsiebe es fordert, bilden bei den Japanern die Ergänzung zu dem kindlich-fröhlichen, harmlosen Wesen, das wir an ihnen beobachten. »Le sacrifice joyeux qui meurt en souriant«, wird in einer Ode von Sully-Prudhomme als Eigenthümlichkeit der alten Athener gefeiert. Der Vers passt vielleicht noch auf ein oder das andere Volk, gewiss auf keines besser, als auf die Japaner, die am Längsten unter allen ein ritterliches Volk im eminentesten Sinn geblieben sind.

Tempel mit den
Statuetten der
47.

Neben den Grabsteinen der Siebenundvierzig und ihres Gebieters, die in stimmungsvoller Umgebung weit über den Shibapark hinaus in einem der zahlreichen halbländlichen Theile Tokio's liegen, steht ein kleiner Tempel, in welchem ihre lebensvoll in Holz geschnitzten fingirten Portraitstatuetten aufgestellt sind. Die meisten davon sind ganz ausgezeichnet in Ausdruck und Bewegung, eine wahre Erholung von den riesigen Fratzen göttern, denen man täglich an Tempeleingängen begegnet.

Buddhistischer
Gottesdienst.

Auch einem buddhistischen Gottesdienst habe ich in diesen letzten Tagen beigewohnt in einem unansehnlichen Tempel nicht weit von Biegeleben's Hause. Fünf Priester in prächtig schillernden Gewändern psalmodirten knieend

vor einer Art Altar, vier von ihnen in einer Reihe, der Oberpriester weiter vorn. Dieser warf von Zeit zu Zeit Holz in das, in einem kupfernen Gefäß lustig prasselnde Feuer. Die Bewegungen der Hände beim Beten und das singende Gemurmeln erinnern stark an unseren Gottesdienst.

Ein anderer Nachmittag wurde sehr heiter damit verbracht, dass wir zwei der renommiertesten Maler bei der Arbeit beobachteten. Da die Künstler hier keine Ateliers haben und nur auf Bestellung Bilder liefern, blieb nichts übrig, als zwei davon ins Haus zu laden. Ihr Arbeitsmaterial wurde ihnen beigestellt, und als alle Gäste versammelt waren, begannen sie knieend das vor ihnen auf dem Boden ausgebreitete hohe und schmale Stück Papier mit Tusche zu bemalen. Besonders der Jüngere von den Beiden leistete an Schnellfertigkeit Unglaubliches. Er begann mit dem Schnabel eines Storches, den Flügelspitzen einer Wildgans, und ehe wir es uns versahen, stand oder flog der betreffende Vogel so lebendig da vor uns, dass ich zweifle, ob die geschicktesten Thiermaler von München oder Paris Ebenbürtiges leisten würden, auch wenn man ihnen noch so lange Zeit dazu liesse.

Mein Schiff nach San Francisco, die »Gaelic« von der Occidental and Oriental Steamship Com-

Einschiffen auf
der »Gaelic«.

pany, verspätete sich um einen Tag und fuhr, statt, wie bestimmt war, Sonntag den 23., erst Montag den 24. früh von Yokohama fort. Bei strömendem Regen fuhr ich im Sampang um 9 Uhr morgens nach dem weit draussen in der Bucht von Yokohama liegenden Dampfer. Vielleicht hat nun das schlechte Wetter, das nach allen Erfahrungsregeln schon wochenlang in Japan herrschen sollte, endgiltig sein Regiment angetreten.

Vom 24. Juni bis 8. Juli, Reise auf der »Gaelic« von Yokohama nach San Francisco. — Als ich das Schiff betrat, sah ich mich unangenehm enttäuscht. Man hatte mir die »Gaelic« nicht nur als das schnellste und sicherste Fahrzeug dieser Linie, sondern auch als eines der schönsten überhaupt und mit allem Comfort ausgestattet geschildert. Ich fand ein Schiff, das wohl die Dimensionen der grossen Messageriedampfer hat, aber ohne genügenden Raum zum Spazirengehen auf dem Verdeck, da der Speisesaal oberhalb desselben angebracht ist, diesen selbst zu klein, das Essen mittelmässig, Bedienung und Einrichtung der Cabinen mangelhaft. Hätte ich mir nicht eine Zelle für mich allein gesichert, ich könnte nirgends schreiben, kaum irgend wo lesen. Das Schiff ist sehr schwer beladen mit Seidenwaaren und Opiumfässern, und wir sind gegen 50 Passagiere, viel mehr als

bequem bei Tisch sitzen und sich innerhalb der freien Räume bewegen können. Alles ist dem Waarentransport angepasst, der ja für diese Strecke die Hauptsache bleibt, den Reisenden ist bloß die Mitte des Dampfers überlassen. Ihre Existenz während der langen Fahrt spielt sich in drei Stockwerken ab. Das ewige Stiegenklettern bekommt man bald satt, und in Ermanglung freier Aussicht nach allen Seiten kam ich so gut als gar nicht zu der Empfindung einer Seereise, sondern konnte mich, wenn ich vor dem Speisesaal auf- und abgieng, auf dem Balcon eines kleinen Gasthofes in Ostende oder Scheveningen glauben.

Wir fahren nicht direct nach Osten, sondern in stark nordöstlicher Richtung, daher bleibt den ersten Tag hindurch die japanische Küste in Sicht. Unter dem einförmigen Regenhimmel sehen wir in weiter Entfernung Berge, Leuchthürme und kleine Inseln, nur sehr wenige Schiffe. Auch den zweiten Tag noch Regen, grauer Himmel und graues, kaum bewegtes Wasser. Es wird kühler, denn wir kommen Temperatur. in immer höhere Breiten, um die Fahrt zu kürzen. Auf einer Karte ist es nicht, auf einem Globus aber wohl zu sehen, dass der kürzeste Weg zwischen zwei weit aus einander, vom Aequator aber ungefähr gleich weit abliegenden Punkten der Erdkugel eine Linie

ist, die von letzterem im Bogen sich entfernt, um sich ihm wieder zu nähern. Der Regen bleibt in den folgenden Tagen aus, die Kälte nimmt zu. Europa hat Dank dem Golfstrom ein besonders günstiges Klima. Obwohl wir kaum über den 47. Grad, also ungefähr die Höhe von Wien, hinauskommen, frieren wir jetzt im Hochsommer weidlich, und Alles hustet um die Wette. Auch die muthigsten Engländerinnen wagen es nicht, in ihre Mäntel gehüllt, sich im Freien mit ihrem Band Ouida oder Wilkie Collins zu installieren, und bei 5 Grad Réaumur macht man Dauerläufe auf dem kleinen Verdeck, welche den Bewegungen von Bären in Thiergartenzwingern ziemlich nahe kommen.

Einige Minuten
Stillstand.

Wir legen im Durchschnitt täglich etwas mehr als 300 Seemeilen zurück, ungefähr zwölf Knoten die Stunde, fahren also langsamer als die Messageriedampfer zwischen Marseille und Yokohama und um mindestens ein Drittel weniger schnell als die Postschiffe über den atlantischen Ocean. Ein Mal bleiben wir stehen, die Maschine hat sich heiss gelaufen, es dauert nur zehn Minuten, ehe wir wieder flott werden, aber sie scheinen eine Ewigkeit; die Frauen fragen ängstlich, was es gebe. Dieses Aufhören der Bewegung mitten auf der leblosen Wasserwüste bringt mir die Unendlichkeit um mich her besser zu Bewusstsein. Immer fort bleierne Wolken,

kaum ein Mal bei Sonnenuntergang ein feuriger Rand unter dieser einförmigen Decke. Schnell wieder verschwindende Sonnenblicke bei Tag, abends dafür feuchter Nebel, dass man nicht einen Schritt weit sehen kann. Die Maschine stösst ängstliche Nothrufe aus, wie ein Thier, das Gefahr wittert, »die Augen sind uns jetzt ohne Nutzen, wir können uns nur auf die Ohren verlassen«, sagt der Capitän.

Sonntag den 30. ist Gottesdienst im Speisesaal, ein mitreisender Clergyman aus den Vereinigten Staaten liest aus der Bibel vor, die auf der zusammengelegten amerikanischen Flagge aufgeschlagen liegt (warum auf der amerikanischen, da wir unter englischer Flagge fahren?), und hält dann eine Predigt. Hierauf werden von Frauen und Kindern, nur wenigen Männern Hymnen gesungen. Einige der Texte sind wirkliche Poesie, das Ganze hat etwas Anheimelndes, wie ein Holzschnitt von Ludwig Richter.

Sonntags-Gottesdienst.

Tags darauf ist noch immer Sonntag der 30. Juni, denn in der Nacht sind wir über den 180. Längengrad, also die Datumgrenze, gefahren. Auf der Fahrt in umgekehrter Richtung wird an dieser Stelle ein Tag übersprungen. Geschähe das nicht, würde jemand, der von Europa in westlicher Richtung um die Welt fährt, um einen Tag später, einer, der in östlicher Richtung denselben Weg macht, um einen Tag frü-

Datumgrenze.

Äusserster
Osten und äus-
serster Westen.

her, als den wirklichen Kalendertag, an seinem Ausgangspunkt anlangen. Ich habe seit Marseille bis auf einige Unterbrechungen meine Uhr immerfort der Sonne zu Liebe vorrücken müssen, und so ist schliesslich bei mir aus dem Sonntag der Montag geworden, und hier am »Ende der Welt« muss ein ganzer Tag eingeschoben werden, um das Deficit der übrigen Menschheit mir gegenüber auszugleichen. Hier ist wirklich das Ende der Welt, der Punkt, wo an den »äussersten Osten« der »äusserste Westen« grenzt, und hier kann man besser erkennen, als sonst irgend wo, dass Alles auf unserem Planeten nur subjectiv und nur relativ ist. Die Kälte ist aber leider auf der westlichen Halbkugel dieselbe, wie auf der andern, ja abends soll sogar Schnee gefallen sein, was ich aber nicht bezeugen kann, da ich nach dem Essen in meiner Zelle blieb. Eine grosse braune Möve aber habe ich selbst gesehen, sie folgte uns noch den andern Tag und muss wohl von den Aleuteninseln hergekommen sein, die nur circa hundert Meilen nördlich von hier liegen. An den folgenden Tagen kämpft sich endlich die Sonne ein wenig durch die Wolken durch, und das Meer erglänzt hie und da als silberne Fläche, abends erscheint der zunehmende Mond wie eine rothe japanische Laterne am Rande des Horizonts.

Am 4. Juli ein einzelnes Segel in weiter Ferne in Sicht, seit der japanischen Küste, also seit elf Tagen, die erste Spur menschlichen Lebens ausserhalb unseres Dampfers. Der Speisesaal ist heute mit allen möglichen Flaggen decorirt. Bei Tische fragt jemand seinen Nachbar, einen alten Herrn, was das zu bedeuten habe, ob der Geburtstag der Königin sei? Der Alte antwortet: »Mehr als der Geburtstag einer Königin, der einer Nation.« Es ist der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. Beim Dessert Tischreden des Capitäns (Engländer) über die Bedeutung des Tages, der Doctor als Amerikaner antwortet und dankt. Abends Spiele und Tanz der kleinen und grossen Kinder. Die zwei kleinen Zwillingstöchter des Clergyman laufen als blonde Puppen in japanischer Tracht herum. Ihre Mutter, eine nicht mehr junge Frau mit Spuren einstiger grosser Schönheit, hat auch ihre fast erwachsenen Töchter erster Ehe mit. Sie kümmert sich weit weniger um die Kleinen, als ihr Mann, der sich vollkommen als Kindsmagd benimmt. Im Ganzen wenig angenehme Reisegeossen, nur ein irisches elegantes Globtrotterehepaar und zwei in Indien stationirte englische Officiere mit ihren Frauen machen erfreuliche Ausnahmen. Das australische Element herrscht vor, wie überhaupt wohl kaum irgend ein Volk mehr

Amerikanischer
Nationalfeiertag.

Passagiere.

reist, als unsere Antipoden von der südlichen Halbkugel. Die deutschen Geschäftsreisenden an Bord tragen nicht dazu bei, unter fremden Zonen die Meinung von der Cultur ihres Volkes zu erhöhen.

An einem der folgenden Tage fasst uns eine Brise von Norden her an der Seite, und wir spannen alle Segel auf, wir schiessen vorwärts in südöstlicher Richtung. Das Schiff liegt ganz auf einer Seite, was das Schreiben zu einem Akrobatenstück macht. Bald werden wir tüchtig herumgeworfen, und ich freue mich dessen, denn jetzt erst habe ich wirklich das Gefühl, auf dem Ocean und nicht auf einem schlammigen unendlichen Teich zu fahren. Obwohl wir wieder viel weiter südlich gekommen sind, lässt die Temperatur noch bedeutend zu wünschen übrig, und der Himmel ist wieder so anhaltend grau, wie ich ihn nie auf meiner Fahrt zum Nordeap gesehen habe. An den letzten Abenden Meerleuchten. Schaaren von braunen Möven geben uns das Geleite, zum Zeichen, dass wir dem Ufer uns nähern, auch einzelne Schiffe tauchen auf. Wir sind nicht mehr weit von der amerikanischen Küste entfernt, und nach allem Erwähnten wird es sonderbar klingen, wenn ich sage, dass ich keineswegs ungeduldig den Augenblick erwarte, die »Gaelic« zu verlassen. Meine Cabine ist mir theuer geworden, wie dem Trappisten seine Zelle. Jeden Tag schrieb ich meh-

Schwerer
Abschied von
meiner Ca-
bine.

rere Stunden auf einer umgekehrten Kiste als Schreibtisch oder las, auf dem Bette ausgestreckt. Ich war sicher, dass kein lästiger Besuch mich aus meinen Beschäftigungen aufstören würde, kein unangenehmes Telegramm, kein rasch zu erledigendes Geschäft meine Ruhe unterbrechen könne, und so gross ist die Macht der Gewohnheit, dass in den letzten Tagen das enge Stübchen mir beinahe geräumig vorkam.



Jin-riki-sha.



Drache (moderner Kakemono).



Küste bei Monterey.

VII. DURCH NORDAMERIKA. — VON NEW-YORK NACH SOUTHAMPTON.

8.—17. Juli abends, San Francisco und Umgebungen. — Auch noch am 7. war, Dank dem grauen Himmel, vom Lande nichts zu entdecken, am 8. wurde ich um 4 Uhr früh geweckt mit der Nachricht, dass wir in das »goldene Thor« von Californien eingefahren seien. Auf dem Deck schon andere neugierige Fahrtgenossen. Rechts und links in ziemlicher Entfernung kahle Ufer und Inseln, Leuchttürme. Eben so wenig menschliche Ansiedlungen, als Vegetation, aber sonst erinnert diese Meerenge an die bei Singapur. Erst nach zwei Stunden kommt Leben in das Bild. Im Süden zu unserer Rechten die Masten der Schiffe, dahinter auf zahlreichen Hügeln die Stadt gelagert. Allerlei Förmlichkeiten, Quarantaine-Arzt, Verzeichnisse des Gepäcks jedes Reisenden, um die Zollrevision vorzubereiten, verderben mir die Ankunft im »Lande der Freiheit«, das die

Das goldene Thor
von Californien.

Ankunft in San
Francisco.

Zollrevision.

Zufluchtsstätte verkommener Existenzen aus allen Gegenden der Erde geworden ist, was jene Vorsichtsmaassregeln erklärt, aber darum nicht angenehmer macht. Kein Ausschiffen, wir treten über eine Brücke unmittelbar unter einen riesigen Holzschuppen, wo in grösstem Durcheinander alle Gepäcksstücke liegen und von Zollbeamten untersucht werden, gegen welche auch die seccantesten unter ihren russischen und türkischen Amtsgenossen naive Anfänger sind. In meinen Koffern konnten sie trotz ihres Eifers, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, absolut nichts finden, denn ich hatte, in Japan gewarnt, Alles, was ich nicht nothwendig brauchte, von dort nach Hause geschickt. Endlich, nach einer Stunde Aufenthalt in diesem Fegefeuer, darf ich nach meinem Hôtel fahren, mein grosser Koffer kann erst mehrere Stunden später nachfolgen. Ich finde die amerikanischen Einrichtungen, was den Transport des Gepäcks betrifft, weder praktisch, noch erfreulich. Für den hohen Preis von 2 Dollars (4 bis 5 Gulden) bringt ein schwerfälliger Landauer mich, meinen Diener Hashimoto, den Zahnkünstler von Yokohama, der glücklich ist, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben und Amerika zu bereisen, unsere Decken und Handtaschen nach dem Palace Hôtel. Die Strassen, die wir durchfahren, könnten eben so gut zu

Bordeaux oder Liverpool, als zu San Francisco, gehören, bis auf das namenlos elende Pflaster, das schlechteste, das ich kenne, selbst das von Warschau nicht ausgenommen.

Palace Hôtel soll das grösste der Welt sein. Palace Hôtel.
 Es hat sechs Stockwerke und einen gedeckten, sehr grossen Hof mit Säulengallerien, deren Motive vom Cancellariapalast in Rom genommen sind. Vier Lifts, welche elegante Zimmer mit Raum für 12 Personen sind, fahren ohne Unterbrechung Tag und Nacht auf und ab. Bedienung so gut, als gar keine. In meiner Stube grosse Photographien nach Bildern von Defregger, die mich hier in der Nähe des stillen Oceans anheimeln, obwohl ich sonst für diesen Maler nicht eben schwärme, in den unteren Sälen lebensgrosse Copien von Kaulbach's Alexis und Dora und anderen Goethe-Illustrationen, die sich wie Riesencaricaturen ausnehmen. Ich hatte mir auf der »Gaelie« eine starke Grippe geholt und war in traurigster Gemüthsverfassung über mehrere, mich nahe berührende Todesnachrichten, welche mir hier, auf der andern Seite der Erdkugel, verspätet, aber immer noch viel zu früh zukamen. Drei Tage nach meiner Ankunft fuhr ich nach dem, einige Stunden entfernten Monterey, um meine Briefe in Ruhe zu schreiben, und stieg nach mehrtägiger Abwesenheit bei meiner Rückkehr nach San Francisco im weniger

colossalen Occidental Hôtel ab, das eher an unsere europäischen Gasthöfe erinnert.

Klima. Was mir an der Küste von Californien mehr als alles Andere auffiel, war das Klima. Ich hatte ärgere Hitze erwartet, als in Japan, und fand eine Temperatur von 11—14 Grad Réaumur, manchmal sogar weniger, und Kaminfeuer sehr willkommen, dazu fast fortwährend Wind und, was das Widerlichste, schwerer, hässlicher Nebel. Es besteht hier in den Sommermonaten ein kalter Golfstrom, der diese Zeit zur unangenehmsten des Jahres macht. Im Winter dagegen erfreuen sich die Bewohner von San Francisco einer Temperatur, wie Florenz im April. Im Frühjahr und Herbst kurze Regenzeiten, Schnee unerhört. Wenige Meilen landeinwärts sind die Winter kälter, und jetzt, im Hochsommer, herrscht dort tropische Hitze.

Missionen der
Franziskaner-
mönche.

Die ersten europäischen Besiedler der Küste waren vor 120 Jahren spanische Franciskaner-mönche, und nach dem grossen Heiligen von Assisi haben sie auch eines der beiden Dörfer benannt, die an dem Platze standen, wo heute die gewaltige Handelsstadt sich erhebt. Es war bestimmt, ihr seinen Namen zu geben, der von den alle Worte abkürzenden Yankees im gewöhnlichen Verkehr in Frisco verunstaltet wird. Bis 1822, da Mexico unabhängig wurde, war diese Küste oder Ober-Californien im Unter-

schied zur weiter südlich gelegenen Halbinsel, dem eigentlichen oder Unter-Californien, ein idyllischer theokratischer Staat unter spanischer Oberhoheit. Die Mönche beherrschten von ihren Sitzen, den sogenannten Missionen, aus die zu 90 Procent aus Indianern bestehende Bevölkerung, und alle Zeugnisse stimmen darin überein, dass sie mit Klugheit und Wohlwollen ihre Aufgabe lösten. Die mexicanische Regierung entzog ihnen die Unterstützung von Staats wegen, und im Jahre 1835 wurden die Missionen säcularisirt. Die folgenden elf Jahre waren mit fortwährenden kleinen Revolutionen und inneren Kämpfen ausgefüllt, deren Rechnung schliesslich die armen Rothhäute bezahlten, die mehr und mehr aus dem Lande verschwanden. Ein anderes Element, das der Kaufleute und Abenteurer aus den Vereinigten Staaten, die damals fast durch die ganze Breite des Continents von dieser Küste getrennt waren, machte sich immer mehr geltend. Schon Ende des vorigen Jahrhunderts ward sie von Segelschiffen aus New-York und Boston besucht, und als durch den Sturz der spanischen Herrschaft die Häfen dem Handel eröffnet wurden, waren es beinahe ausschliesslich Angehörige der Union, die daraus Nutzen zogen. In den letzten zwanziger Jahren gelangten die ersten Trapper zu Lande nach Californien, 1844 der erste Auswanderungszug

Erste
Verbindungen
mit den Ver-
einigten Staa-
ten.

mit Wagen, und 1846 wurde in Monterey ohne allzu grossen Widerstand das Sternenbanner aufgepflanzt. Das Jahr 1848 brachte auch für diesen Küstenstrich zwei inhaltschwere Thatsachen: die rechtliche Abtretung desselben von Mexico an die Vereinigten Staaten und die Entdeckung von Gold in Coloma. Diese letztere war das Signal für eine wahre Völkerwanderung nach Californien, 80.000 neue Ansiedler im Jahre 1849, 40.000 in jedem der beiden folgenden Jahre. Der Vorrath des Bodens an Gold war in kurzer Zeit erschöpft, aber bald bemerkten die Eingewanderten, dass die Sucht nach rascher Bereicherung sie in eine der fruchtbarsten Gegenden der Welt geführt hatte und dass diese Erde der Arbeit des Ackerbauers und Weinbauers langsam, aber im Ueberfluss gewährte, was sie der ungezügelter Gier des Abenteurers vorenthielt. Aus einer Colonie verworfener Menschen, dem Schauplatz eines Kampfes Aller gegen Alle, was es vor 40 Jahren war, ist Californien zum Garten und zur Kornkammer Amerika's geworden, vielleicht derjenige Staat der Union, auf dem die grössten Hoffnungen der Zukunft ruhen. Es gieng den Einwanderern wie Saul, der auszog, seines Vaters Eselin zu suchen, und ein Königreich fand.

Goldsucher.

In der Geschichte von San Francisco spiegelt sich die des ganzen Landes. Bis zum

Ende der mexicanischen Herrschaft standen hier die oben erwähnten zwei Dörfer, im Jahre 1848 waren sie vereinigt, und der vergrösserte Ort zählte 500 Einwohner. Ich komme mir so alt vor, wie Methusalem, wenn ich in einer Stadt, etwa von der Grösse von Hamburg oder Budapest, mit achtstöckigen Häusern und prachtvollen Läden, im nie versiegenden Menschenstrom verloren, dahinschendere und bedenke, dass sie, als ich zur Welt kam, aus einer einzigen Strasse elender Holzhäuser bestand, die von Diebsgesindel bewohnt waren. Heute hat San Francisco gegen 400.000 Einwohner, die den verschiedensten Nationen angehören. Es ist die am Meisten kosmopolitische Stadt der Erde. 40.000 von den Einwohnern sind Chinesen, ungefähr eben so viele Deutsche. Die Mexicaner, von kleiner Statur und dunkler Hautfarbe, stellen ein ansehnliches Contingent, dazu kommen starke Colonien von Čechen, Croaten, Irländern, Franzosen und Italienern, ein ganzes Stadtviertel ist von Juden bewohnt, die bei diesem Stelldichein aller Völker natürlich nicht fehlen können. Nimmt man hinzu, dass Tausende hier leben, die wenigstens von einer Seite von Indianern oder Negeren abstammen, so fühlt man sich wie auf einem neutralen Punkt, wo alle Racen und Unterarten der Racen sich berühren, die zu

Geschichte von
San Francisco.

Bunte Zusam-
mensetzung sei-
ner Einwohnerschaft.

ihrem Volapük ein verdorbenes Englisch gewählt haben, die Sprache, die von allen am Besten sich dazu eignet, weil sie selbst eine Mischsprache ist und sich alle Fremdwörter am Leichtesten assimilirt.

Lage der Stadt.

Die Meerenge des »Goldenen Thores« führt in einen Fjord mit reicher Küstenentwicklung und vielen Inseln, der in zwei Buchten zerfällt, die Bai von San Pablo im Norden, die ein Knie bildet und in welche der Sacramento- und der San Joaquin-Strom sich ergiessen, und die grössere Bai von San Francisco im Süden. Auf einer hügeligen Landzunge, welche diese vom Ocean scheidet, thront die Stadt. Jede Viertelstunde führt ein Dampfer über die Bucht in wenigen Minuten nach Oakland, dem Ausgangspunkt der Bahnen nach den östlichen Staaten, einer wohlgebauten Stadt von 40.000 Einwohnern, von den Reichen als Wohnsitz bevorzugt wegen des besseren Klimas und der grösseren Ruhe. Dieses innere Meer mag unter dem blauen Winterhimmel einem italiänischen See gleichen, jetzt unter den windgepeitschten Wolkenmassen erlebt man darauf malerische Lichteffecte, und märchenhaft ragen aus dem grauen Nebel die Masten der Schiffe und die über einander gethürmten Häuser der Stadt empor.

Oakland.

Besteigen wir in San Francisco einen der zahlreichen Drahtseilwaggons, die nach allen Rich-

tungen sich kreuzen, so kommen wir, uns westlich wendend, zunächst zu der schönen, ausgedehnten Gartenanlage des Golden Gate-park, welche auf dem undankbaren sandigen Boden der Halbinsel nur durch grossen Aufwand von Fleiss und Mühe entstehen konnte. Sie ist mit mehr oder minder geschmackvollen Monumenten geschmückt von mir unbekanntem Kriegshelden und des mir eben so wenig bekannten Dichters der amerikanischen Nationalhymne. Im Glashaussprache prächtige Exemplare der schwimmenden Victoria Regia. Ueber Sanddünen, an hübschen Kirchhöfen vorbei, welche hier sonderbarer Weise nach Nationen geschieden sind, als wollten Diejenigen, welche im Leben ihr Volksthum in dem Hexenkessel der Weltstadt verloren haben, dasselbe sich im Tode wieder sichern, bringt uns nun eine Eisenbahn in 30 Minuten bis an den stillen Ocean. Hier steht, von hässlichen Villen umgeben, Cliffhouse, der Hauptvergnügungsort der Bewohner von Frisco, ein hölzernes Gasthaus mit Terrassen über dem Meer. Vor uns nichts, als die unendliche See und nahe dem Ufer schneeweisse kleine Felseninseln. Einige davon sind mit zahllosen Möven und anderen Wasservögeln bedeckt, wie Inseln in der Nähe des Nordcaps, auf den näheren und niedrigeren aber sonnt und wälzt sich bellend und brüllend ein ganzes Volk dunkler

Golden Gate-
park.

Cliffhouse.

Seehunde und
Seelöwen. Seehunde und goldfarbiger Seelöwen, manche davon wahre Ungeheuer. Sie können sich ruhig ihres einförmigen Daseins freuen, denn unter schweren Strafen ist es verboten, auf sie zu schiessen. Auf dem Ufer selbst treiben Seeratten von der Grösse von Feldhasen ihr Wesen.

Aussichten. Ist Rom die Siebenhügelstadt, kann man San Francisco die Stadt der hundert Hügel nennen. Die Aussichten von den baumlosen, häuserbesetzten Sanddünen und vom Dach des Palace Hôtel sind mannigfaltig und reizvoll. Wie müssten hier schöne Bauwerke zur Geltung kommen! Das Vorhandene ist aber nicht abstossend und, wenn man das kurze Lebensalter der Stadt bedenkt, important genug. Eine katholische Cathedrale wird gebaut, leider in einem nicht glücklich gewählten, hybriden gothisch-romanischen Stil, rohe Ziegel, steinerne Thor- und Fenstereinfassungen. Die alte Cathedrale, ein kleiner gothischer Holzbau, wird von der sehr schönen, ebenfalls hölzernen Jesuitenkirche in den Schatten gestellt. Mehr Charakter als beide hat die sogenannte spanische Kirche, mit grossen Bildern, die auf die Verehrung der Madonna von Guadelupe Bezug haben. In allen Kirchen bewegliche Kanzeln, welche gleich den Stiegen in manchen Bibliotheken auf Schienen hin- und hergeschoben werden können. Von den Gotteshäusern der übrigen Confessionen ist die Synagoge das hervorragendste und steht auf einer

Bauwerke.

weithinschauenden Anhöhe. Unter den Privathäusern mehrere als »Renaissancehäuser« bezeichnete, mit Façaden aus unbehauenen Steinen und unglücklich nachgeahmten Ornamenten des deutschen oder italiänischen Cinquecento.

Vermuthlich wird die nächste Generation schon geschmackvoller bauen, denn es fehlt nicht an Spuren von wirklichem Kunstverständnis. Ein prachtvoller Laden mit Bronzen von Barbedienne, schönem englischen Silbergeschirr und Porzellan der besten Gattung giebt nicht nur dafür Zeugnis, wie viele reiche Leute hier leben, sondern auch, dass sie ihren Reichthum zu geniessen verstehen. Ganz erstaunt war ich aber, als ich in den Schaufenstern einer Kunsthandlung Photographien und Radirungen nach Burne-Jones und anderen englischen Präraphaelisten sah. Ich trat hinein und fand mich in einem Raum, der weniger einem Kaufladen glich, als einem mit dem feinsten Geschmack eingerichteten Studirzimmer. An den mattgelben Wänden Farbendrucke der Arundel Society, Photographien nach altitaliänischen Kunstwerken, auf Tischen und in Glaskasten Bücher in schönen alten Einbänden und Gipsabgüsse nach Köpfen von Donatello und Mino da Fiesole; ein blaugrauer Sammtvorhang verdeckte eine in die unteren Räume führende Stiege, auf einem der Tische Blumen an langen Stängeln in einer Vase mit

Eine
Kunsthandlung.

dünnem Halse. Alles verrieth eine weibliche Hand, nach welcher ich nicht weit zu suchen brauchte. Ein schönes Mädchen, aus Boston, dem amerikanischen Athen, stammend, mit braunem Haar in der anmuthigen einfachen Tracht, welche die englischen Verehrerinnen Gabriel Rossetti's und seiner Schule den Gestalten auf den Bildern dieser Maler abgesehen haben, machte als Verkäuferin die Honneurs. So werden in der Stadt, die den Namen des grössten Heiligen des Mittelalters trägt, Abbildungen der Fresken verbreitet, auf denen Giotto in einer umbrischen Bergstadt vor nun bald 600 Jahren das Leben eben dieses Heiligen verherrlicht hat und die schwerlich den guten Mönchen seines Ordens bekannt waren, welche an diesem Strande den Wilden das Evangelium predigten. Die Erde ist nur klein, und sonderbar berühren und durchdringen sich Völker, Länder und Zeiten.

Chinesisches
Viertel.

Ich hatte geglaubt, dass das chinesische Viertel an einem Ende der Stadt liege, und fand zu meiner Ueberraschung, dass es deren Mitte bildet und äusserlich nicht viel von anderen Stadttheilen sich unterscheidet. Viele der hier wohnenden Chinesen tragen auch ganz gewöhnliche Tuchjacken und weiche Filzhüte, nur der Zopf würde ihre Herkunft bezeugen, wenn sie nicht ihr Gesichtstypus ohnedies kenntlich machte. Es sind jetzt schon weniger Söhne

des himmlischen Reiches hier, als vor zehn Jahren, und wenn die californische Regierung ihre Haltung ihnen gegenüber nicht ändert, werden sie vielleicht, auf eine Zeit wenigstens, nach und nach verschwinden. Die Eifersucht der für viel höheren Lohn arbeitenden weissen Tagelöhner, besonders der Irländer, hat es durchgesetzt, dass die gelben Männer fast für rechtlos erklärt wurden und die Contracte, die neue Einwanderungen aus China zum Zweck hatten, einseitig annullirt worden sind. Der ganz gemeine Brodneid, welcher der antichinesischen Bewegung zu Grunde liegt, hüllt sich in alle möglichen nationalen, religiösen und sittlichen Vorwände, von denen einige an lächerlicher Ungeheuerlichkeit fast den Vorurtheilen gleichkommen, welche in China die Gräuel gegen die Missionäre und barmherzigen Schwestern zur Folge hatten, mit dem Unterschied jedoch, dass die grosse Masse der hier ansässigen Weissen nicht so fest an diese Fabeln glaubt, als die Bewohner der chinesischen Landstädte an die drüben verbreiteten. Ohne die Arbeitskraft der Chinesen wäre San Francisco, wäre Californien noch in 20 Jahren nicht, was es heute ist. Sie haben Terrains geebnet, Gärten angelegt, Eisenbahnen gebaut. Das Ausfallen dieser Arbeitskraft würde auch heute noch eine entsetzliche wirthschaftliche Krise für das Land bedeuten.

Antichinesische
Bewegung.

Das Racenvorur-
theil.

Racenhass ist die Losung des sterbenden Jahrhunderts, das sich bemüht, den Kampf ums Dasein aus der Theorie Darwin's für die Menschenarten in die rohe Praxis zu übertragen. Der Racenhass hat den Glaubenshass früherer Zeiten, der heute höchstens noch bei einem Theile der Mohamedaner in der ehemaligen Stärke lebendig ist, und den in der französischen Revolution entfesselten Hass der sich bekämpfenden Auffassungen der verschiedenen Staatsformen abgelöst. Das Racenvorurtheil ist gegen die religiösen, revolutionären und reactionären Vorurtheile aber ein entschiedener Rückschritt, weil es kein ideales Element enthält, wie jene, und weil die gemeinen Leidenschaften, welche in dem Rufe: »Ôte-toi de là, pour que je m'y mette«, ihren Ausdruck finden und die auch an den Kreuzzügen, den Albigenserkriegen, den Mauren- und Ketzerverfolgungen in Spanien, den Hussiten-, Reformations- und Revolutionskämpfen ihr redlich Theil hatten, unter ihm weit nackter hervortreten und mit mehr Behaglichkeit sich breit machen können. Noch ärgere Consequenzen, als der blinde Antisemitismus in Europa, kann in Amerika und Australien die Chinesenhetze nach sich ziehen, und die in Hongkong und anderen Punkten Ostasiens ansässigen »Arier« (welcher Missbrauch wird doch heute von der dünkelfhaften Unwissenheit mit dieser

Stammesbezeichnung getrieben, über deren wirkliche Definition die gelehrtesten unserer Zeitgenossen noch nicht übereingekommen sind!) fangen schon an, den Gegendruck gegen diese fanatische Bewegung zu fürchten.

Der einzige stichhaltige unter den Vorwürfen, welche den Chinesen gemacht werden, ist der, dass sie ihr im fremden Lande erworbenes Capital beinahe durchgehends nach China tragen oder schicken. Man legt ihnen auch zur Last, dass sie nicht in der übrigen Bewohnerschaft aufgehen, sondern immer ein heterogenes Element bleiben, ist aber darin nicht consequent, denn ein anderer Vorwurf betrifft wieder die Verschlechterung der weissen Race durch die gelbe, wozu der Unmuth darüber das Seine beiträgt, dass die Kinder von Eltern der beiden Arten beinahe immer mehr dem chinesischen Theile gleichen sollen. Die chinesische Frage droht für Californien zu werden, was die Sklavenfrage für die Südstaaten war. Möchte sie leichter gelöst werden, als es jene wurde, und möchten die Wunden, welche die Lösung voraussichtlich schlagen wird, rascher vernarben, als es dort der Fall ist.

Das chinesische Viertel ist bei Nacht als gefährlich verrufen, ich war aber begierig, seine Theater, Spiel- und Opiumhöhlen zu besuchen, und vertraute mich am Abend vor meiner Ab-

Angebliche Verschlechterung der weissen Race durch die gelbe.

Chinatown bei
Nacht.

reise nach Chicago der Führung des stadtbekanntes Detectives Jackson an, der, wenn er nicht einem Mörder aufzupassen hat, Fremde in die nächtlichen Geheimnisse von Chinatown einzuweihen pflegt. Ich fand die Opiumspelunken entsetzlich durch Schmutz und Gestank und die Spielhöhlen, wo leidenschaftlich Poker und eine Art Domino gespielt wird, nicht viel einladender. Wir besuchten auch ein Jossehouse, das ist ein Haus, in dessen erstem Stockwerk ein Gebetsraum untergebracht ist, wo die ganzen oder Halbgötter mit den herabhängenden Schnurrbärten gerade so gelangweilt auf die Tischchen mit Räucherkerzen herabschauen, als in Singapur oder in Canton. Ein Restaurant fiel mir auf durch die in China geschnitzten, aber ganz europäischen Möbel und durch die chinesischen, vortrefflichen vergoldeten Holzarbeiten, die über einem, zwei Räume trennenden offenen Bogen angebracht sind. Auch ein Theater haben wir besucht, wir betraten es durch die Garderobe, wo die Schauspieler in den allerextravagantesten Costümen sich herumtrieben. Wie die Dandies zur Zeit König Jakob's und die Elegants unter Ludwig dem Vierzehnten, setzten wir uns dann auf der Bühne selbst nieder, gegenüber einer ehrsamem amerikanischen Familie, Vater, Mutter und Töchtern. Zwischen uns geberdeten sich und schrieten wie toll, stets von einer auf der Bühne spielenden Musikbande

Chinesisches
Theater.

begleitet, mit unerhörten Federbüschen verzierte und bunt angestrichene Männer und als Frauen verkleidete Knaben. Ich konnte den Inhalt des Stückes nicht erfahren, sah nur, dass eine Gerichtsverhandlung darin vorkam, in welcher Gefangene mit durch Bretter gesteckten Fäusten auftraten. Der ganz schmucklose Zuschauerraum war dicht gefüllt mit rauchenden bezopften Besuchern. Vor einigen Tagen haben in einem dieser Theater Zuschauer unter einander Streit angefangen und sich mir nichts, dir nichts mit Revolverschüssen tractirt zur grossen Verwunderung der Ladies und Gentlemen, die auf der Bühne sassen. Man sieht also, dass die Amerikaner mit Unrecht die Chinesen beschuldigen, dass sie ihre Gebräuche nicht annehmen. Sie schiessen in öffentlichen Localen mit Revolvern auf einander, das ist immerhin ein bescheidener Anfang.

Jackson führte mich durch ein Labyrinth von dunklen Gängen ins Freie, längs deren eine Unzahl von engen Zellen angebracht sind. Auch hier lagen in jeder derselben mehrere Opiumraucher, gräuliche Bilder menschlicher Verkommenheit. Wir traten in einen Hof und dann erst, nach einer Wanderung durch allerlei übelriechende Windungen und Winkel, auf die Gasse. Man begreift, dass Chinatown ein classischer Boden für Verbrecher und Detectives

Verbrecher-
schlupfwinkel.

ist. Wenn Gaboriau, der Autor des berühmten Romans »Monsieur Lecoq«, noch lebt, empfehle ich ihm dieses Viertel von Frisco als Schauplatz seiner nächsten Erzählung. Auf dem Wege zum Hôtel zeigte mir mein Führer die Stelle, wo er gestern einen Uebelthäter festgenommen hatte, dem ein Mord zur Last gelegt wird. »Was geschieht mit ihm, wenn ihm sein Verbrechen bewiesen werden kann?« fragte ich. »Gehängt«, war die Antwort. Man sieht, die freien, aber praktischen Amerikaner nehmen sich keine Zeit zu sentimentalischen Erwägungen über die Aufhebung der Todesstrafe.

Fahrt nach
Monterey.

In drei Stunden fährt man mit der Eisenbahn von San Francisco nach Monterey. Die Züge bestehen aus einer Reihe Waggonen, die mit denen unserer Pferdebahnen Ähnlichkeit haben, nur eine Classe, keine Raucoupés. Wir fahren in südöstlicher Richtung nahe an der Bai, aber ohne sie zu sehen, nach Santa Clara (wieder ein Franciskanername) am südlichen Ende derselben, dann direct nach Süden bis Santa Cruz am Golf von Monterey, dann im Bogen vom Meer uns entfernend um den Golf herum, bis wir im Park des grossen Hôtels del Monte aussteigen. Die Fahrt bietet wenig, besonders zu dieser Jahreszeit der ewigen Nebel. Oft wurde ich durch die kahlen Weidehügel und die sie umfriedenden Holzplanken an die Cam-

pagna di Roma gemahnt. Monterey, ein wenige tausende von Bewohnern zählendes Städtchen an einer der schönsten Buchten des stillen Oceans ist der alte Vorort von Ober-Californien.

Eine englische Meile landeinwärts von dem Ort liegt, durch die Dünen vor Stürmen geschützt, inmitten eines prachtvollen Parkes das Hôtel del Monte, der eleganteste Gasthof, den ich kenne. Es ist ein ungeheurer Holzbau in Hufeisenform, der Mitteltract durch Gänge mit zwei Seitentracten verbunden, im Hofe Küche und Dampfwaschapparat. 500 Zimmer mit 600 Betten, Alles luxuriös eingerichtet, die Stiegenstufen mit Messing beschlagen. In der Vorhalle, die gross ist wie eine Kirche, flackert die Sommermonate hindurch jeden Abend ein lustiges Kaminfeuer. Der Park wäre eines grossartigen englischen Landsitzes würdig, und seine Instandhaltung soll jährlich 20.000 Dollars kosten. Herrliche, immer durch Maschinen begossene Rasenflächen, uralte Riesenbäume, die schönsten und seltensten Blumen, ein Teich mit gelben Seerosen, kleine Boote, Lawntennis, Croquet, Turnschulen, Kegelbahnen, ein sogenanntes Clubgebäude mit der in Amerika unvermeidlichen »Bar«, dem Schenktisch, wo alle möglichen und unmöglichen, meist sehr ungesunden Getränke den ganzen Tag ausgeschenkt werden. Das Hôtel gehört einer Actiengesellschaft und soll sich vorzüglich

Hôtel del Monte.

rentiren. Aus dem sonnenverbrannten Innern des Landes kommen die Familien hierher, im Hochsommer den Herbst suchend, etwa wie die Italiener im Juli und August schaarenweise nach dem Engadin pilgern. Bedienung und Mahlzeiten lassen zu wünschen übrig, aber Alles in Allem ist es der glänzendste und abwechslungsreichste Aufenthalt, dessen Annehmlichkeiten man sich für einige Tage um wenige Dollars verschaffen kann.

Küste des stillen
Oceans.

Eine schmale, nach Norden vorspringende Halbinsel trennt den südlichen Theil der Bucht von Monterey vom stillen Ocean. Wenn man diese Halbinsel an der Basis durchschneidet, kommt man durch einen Pinienwald, in dessen Mitte ein Ort liegt mit eleganten Holzhäusern und wieder einem ansehnlichen Hôtel. Die Küste des Oceans ist schön durch die Pinienwälder, die sich theilweise bis ans Meer ziehen. In elenden Hütten bieten Chinesen, in ihrer Fischertracht Lappländern zum Verwechseln gleichend, Muscheln und allerlei Seethiere zum Kauf an. In einem hübschen Jagdwagen, mit zwei trefflichen Pferden bespannt, fahre ich noch ein Stück in südlicher Richtung bis zu einem Vorgebirg, Cypresse-point, nach den Cypressen so genannt, die darauf wachsen, den einzigen der Gegend. Sie haben nicht die gewöhnliche Form dieser Bäume, gleichen eher Cedern, aber Holz

und Zweige belehren uns doch, dass wir es mit Cypressen zu thun haben. Ein grosser Zug grauer Pelikane flog über mich dahin, und vor mir auf einer der weissen Inseln, die hier, wie vor dem Cliffhouse, aus dem Wasser ragen, sassensie zu Hunderten gelagert, auf einer andern Möven und wieder auf anderen Seelöwen und Seehunde, die Luft auch hier mit Gebrüll und Gebell füllend.

Monterey ist für dieses Land ein altherwürdiger Ort, da er eine Geschichte hat, die in das vergangene Jahrhundert zurückreicht. Auf einem Hügel neben der Stadt steht die Ruine eines spanischen Forts, und nicht weit davon eine, nicht allzu entfernt von Cypressepoint eine andere Missionskirche der Franciskaner. Die letztere ist die ältere und stammt aus dem Jahre 1770. Nur ein Mal im Jahre wird hier Gottesdienst gehalten. Rings herum Fiebergegend. Im ärmlichen Innern halbverwischte spanische Inschriften. Beide Kirchen sind niedrig und sehr einfach, verrathen aber durch die Form ihrer Thürme und die Ornamente an Thoren und Fenstern die Herkunft ihrer Erbauer. Zwischen Ronda und Gibraltar sehen die Dorfkirchen ungefähr so aus.

Missionskirchen
aus dem vorigen
Jahrhundert.

Auf dem Wege von der Kirche zum Hôtel begegnete ich einem mexicanischen Ehepaar, sie im schweren Karren mit allerlei Kisten und

Mexicaner.

Bündeln, er daneben zu Pferde, einem Hirten der römischen Campagna nicht unähnlich, Beide tiefbraun. Sie gehören zu dem Stamm, der die Indianer von dieser Küste verdrängt hat und nun selbst wieder um die Herrschaft gebracht wurde. Ich fühlte recht die Nähe von Mexico und Sehnsucht nach dem südlicheren, creolischen Amerika, das um so viel merkwürdiger ist, als das der Yankees. Alle Reitpferde sind hier schon auf mexicanische Weise gesattelt mit den malerischen Ledersteigbügeln, in welche man wie in Ueberschuhe hineinfährt.

Feierlicher Charakter der Landschaft.

Aussicht von der Düne zwischen dem Hôtelpark und der Bucht von Monterey. Kahle hohe Berge im Osten, die Bucht bis dicht ans Ufer mit Pinien besetzt, auch an dem einzigen wirklichen Sommertage mit tiefblauem Himmel, den ich hier erlebte, hatte diese Landschaft etwas ernst Feierliches, wozu die spanischen Ortsnamen, die gleichsam mit gespreizter Grandezza einherstolziren, trefflich stimmen.

Den 17. Juli, 6 Uhr abends, stand ich mit Diener und Gepäck auf dem »Ferryboat«, das von San Francisco nach Oakland fährt. Unter schweren Wolken brach die Sonne hervor und beleuchtete grell die Inseln und Vorgebirge der Bucht, wie eine Fata Morgana lag, grau wie der Nebel, der sie umgab, die grosse Stadt

hinter mir mit Schiffsmasten und Kirchthürmen. Um 6 $\frac{1}{2}$ dampfte ich vom Bahnhof von Oakland aus Chicago entgegen. Der Pullman - Schlafwagen ist überfüllt, doch sind die jetzt Fortfahrenden zu zwei Drittel Abschiednehmende, die auf der nächsten Station unter Thränen und Umarmungen den Waggon verlassen. Bis zu dieser Haltestelle fahren wir noch über einen Meerarm auf einem Damm, dann erst in nördlicher, später in östlicher Richtung der Bai von San Pablo entlang. Schön gefärbter Abendhimmel über der Bergkette auf der andern Seite des Wassers. Ich sichere mir einen State-room, das ist ein kleines Gemach, für mich allein im Pullman-car, während der grösste Theil desselben nur bei Nacht in Schlafstellen abgetheilt wird, unter Tags aber ein gewöhnliches, langes amerikanisches Coupé bildet, wo man vor Lärm und Unruhe nicht lesen kann. In meiner Cabine Peluchevorhänge und allerlei geschmacklose Verzierungen, ich könnte mich beinahe in einer Loge des neuen Wiener Burgtheaters vermuthen. Mein Kämmerchen ist aber glücklicher Weise grösser, und ich vermag mich darin bequem zu bewegen.

Abfahrt nach
Chicago.

18. Juli. — Es giebt heute so viele Eisenbahnen quer durch Amerika, dass dem Reisenden die Wahl schwer wird. Wie die Zeiten, da man im Eilwagen von Wien in fünf Tagen nach

Pacificbahnen

Prag fuhr, in nebellhafter Ferne hinter uns liegen, so hinter dem rascher lebenden Bewohner der neuen Welt schon die Zeiten der ersten Eisenbahnverbindung zwischen New-York und San Francisco, welche als eine Errungenschaft des Jahrhunderts gefeiert wurde, wie das transatlantische Kabel. Häufig ist sie von Indianern zerstört worden, die auch Züge auf den Stationen überfielen und Reisende ausplünderten. Wie ihre weissen Collegen in der Umgebung von Rom, gehören (man möchte fast ausrufen: leider) die räuberischen Indianer nun der Vergangenheit an, und die Söhne der kupferfarbigen Fra Diavolo's kann man, in spiessbürgerliche moderne Jacken gekleidet, graue Filzhüte auf dem Kopf, vor einzelnen Stationsgebäuden Obst und Photographien feilbieten sehen, Löwen, die apportiren gelernt haben. Sie haben auch den traurigen Gesichtsausdruck der Raubthiere in Menagerien und der ohne Widerruf zum Verschwinden verurtheilten Racen.

Indianer.

Ich wollte ursprünglich von San Francisco nach Vancouver, der canadischen Hafenstadt am stillen Ocean, fahren und von dort mit der canadischen Pacificbahn nach Montreal und Quebec. In der Nähe von Winnipeg hätte ich mich einige Tage aufgehalten, um noch mit versprengten halbfreien Indianern verkehren

zu können. Die letzten Nachrichten aus der Heimath nöthigten mich aber, früher dahin zurückzukehren, als ich wollte, und so wählte ich die kürzeste, wenn auch uninteressanteste Route nach Chicago.

Am Morgen des 18. wurde ich mit der Nachricht geweckt, dass wir drei oder vier Ochsen überfahren hätten. Um die Bahn vor Bergabstürzen zu schützen, sind hässliche Holzverschläge angebracht, die abscheulichen Lärm verursachen. $8\frac{1}{2}$ Station Truckee. Wir sind noch immer im Staat Californien, haben bei Nacht Sacramento, seine politische Hauptstadt am gleichnamigen Fluss, passirt. Die weisen Amerikaner verlegen gern den Sitz der Regierung weg von den grossstädtischen Handels- und Fabrikscentren, ein Beispiel, das wohl verdient, in manchem Lande der alten Welt berücksichtigt zu werden. Da sie es nicht nöthig haben, ihre Freiheit gegen Uebergriffe von oben zu vertheidigen, gebrauchen sie alle Vorsichtsmaassregeln, um sie gegen die schlimmere Tyrannei von unten sicher zu stellen. Gegend um Truckee: mässig hohes Waldgebirge. Indianerinnen in europäischen hellen Kleidern gehen auf und ab und gleichen darin ungefähr den in ihrem Sonntagsputz promenirenden Singhaesinnen von Colombo. Postwagen stehen bereit nach dem See Tahoe, einem beliebten Ziel für

Altväterische
Postwagen.

Ausflügler. Diese Wagen, wie auch manche in San Francisco, sehen aus, als wären sie vor hundert Jahren gebaut, und ruhen schwerfällig auf riesigen Federn.

Wir kommen nun in den Staat Nevada und halten zu Mittag in Wadsworth. Es ist drückend heiss, wir durchfahren eine verbrannte Wüste, die an manche Theile Algeriens lebhaft erinnert, besonders an die Umgegend von Batna, nördlich vom goldenen Thor der Sahara. Der Sand fliegt durch die Ventilationsluken bis ins Coupé. Station Humboldt, ein einzeln stehendes Haus, wir fahren längs dem, jetzt ganz ausgetrockneten Humboldttriver und dann über ihn weg. Schöne, weite Blicke in die vegetationslose Landschaft mit edlen Bergformen, ich kann mich noch immer in Nordafrika oder besser in Syrien glauben. Grossartige Farbeneffecte bei Sonnenuntergang verstärken noch diese Illusion. Station Battle-Mountain, zur Erinnerung an einen Kampf mit den Indianern, der hier stattfand.

Land der Mor-
monen.

19. Juli. — 8 $\frac{1}{2}$ morgens. Wir sind seit heute Nacht im Staate Utah, dem Lande der Mormonen, und fahren längs dem vielgenannten Salzsee. Die Gegend mahnt an die am todten Meer. Jedenfalls sonderbare Uebereinstimmung der Heimath der modernsten Propheten und »Heiligen der späten Tage« mit dem bekanntesten und wichtigsten Prophetenlande der Erde. Station

Ogden, von hier geht eine Zweigbahn nach Salt-lake-City, der Mormonenhauptstadt. Ein buckliger Verkäufer hat mormonische Bibeln und Tractätlein, aber auch Photographien von Brigham Young und Caricaturen des Treibens der »Heiligen« auf dem Lager. Ich kaufe eine Broschüre mit dem Titel: »Wird die Polygamie von der Bibel gebilligt?«

Nachdem wir Ogden verlassen haben, bleibt die Gegend noch eine Zeit lang grossartig, dann aber wird sie trostlos, eine hässliche Steppe, abscheulicher Staub dringt in den Waggon, der nun der letzte des Zuges ist, was den Vorthail hat, dass man von der rückwärtigen Terrasse frei Umschau halten kann. Die Bahn ist kaum fertig oder vielmehr bloß provisorisch, unter Holzverschlügen, durch welche wir fahren, wird an den definitiven Fundamenten gearbeitet. Wir sind im Staate Wyoming und rollen über den Green River, der in den Coloradoström sich ergiesst, einen der mächtigsten Nordwest-amerika's. Station Castle Rock, von kahlen senkrechten Felsen umgeben, die riesenhaften Festungen gleichen, dann wieder trostlose Hochebene. Das Essen in den sehr primitiven Bahnrestaurationen lässt viel zu wünschen übrig. Die Leute sind lauter Deutsche, und eine gewisse Art, das Geflügel zu zerhacken, statt es der Anatomie gemäss zu zerlegen, das saft-

Steppenstaub.

Castle Rock.

lose Fleisch, die stets wiederkehrende wässerige weisse Sauce lassen mich annehmen, dass die Wiege der hier waltenden Köchinnen oder ihrer Mütter irgend wo zwischen Breslau und Leipzig gestanden haben muss. Da ich nach einem Glase Bier verlange, sittliche Entrüstung, als hätte ich eine Opiumpfeife begehrt, denn die Restaurationspächter sind Temperenzler und geben nur Wasser, Thee oder Kaffee zu trinken. Zum Glück kann man sich im Pullmanwagen bei Wein und kalter Küche schadlos halten. Wir sind schon über der Wasserscheide der beiden Oceane, ich fühle mich Europa näher, wenn ich bedenke, dass die Gewässer, die ich sehe, dem Mississippi zufließen, der sie in den Golf von Mexico trägt.

Wasser-
scheide der bei-
den Oceane.

Prairien.

20. Juli. — Morgens durchfahren wir ungeheure, mit hohem Gras bewachsene Flächen, es sind die ersten Prairien, die ich sehe. Wir sind in Nebraska und dampfen dem Platte River entlang. Bebaute Felder lösen bald die Prairien ab, kohlschwarze Erde, gesegnet ägyptischer Boden. Die Ortschaften tragen einen, von dem der gestern passirten sehr verschiedenen Charakter. Alles deutet auf Reichtum und ältere Ansiedlung. An einigen Stationen hübsche Villen, die eben so gut in England stehen könnten. 12 $\frac{1}{2}$ Kearny, grosser Ort, wie die andern längs der Strasse hingebaut, die

nach beiden Seiten, die Bahn kreuzend, sich ins Unendliche verliert. Der schwarze Boden überall von Regengüssen aufgeweicht. Kukuruzbau. 2 Uhr Grand Island, Stadt mit zahlreichen Kirchen und Tramway. Ein starker Regen erfrischt uns nach heisser Fahrt. 4 Uhr Columbus. Die Gegend wird immer bewohnter, ich könnte mich in Westgalizien oder Schlesien glauben. Die untergehende Sonne bescheint eine freundliche Landschaft.

8 Uhr abends Omaha, grosser Bahnhof, bedeutende Stadt, elektrische Beleuchtung, Wagengerassel. Nun geht es auf einer nicht gar solid aussehenden Holzbrücke über den Missouri, Der Missouri. der hier etwa die Breite der Elbe bei Dresden hat. Station Councill-Bluffs jenseits des Flusses, der die Grenze zwischen Nebraska und Jowa bildet. Der Zug, welcher mich hergebracht hat, kehrt nach San Francisco zurück. Ich mache es mir in einem andern Waggon bequem, der an den nach Chicago führenden Zug angehängt wird. Viel schnelleres Fahren, gräuliches Stossen die ganze Nacht hindurch.

21. Juli. — Schon um 5 Uhr war ich auf den Beinen. Die Sorge, den Mississippi ja nicht zu versäumen, trieb mich aus dem Bette, aus welchem ich ohnedies riskirte durch das Schütteln jeden Moment geworfen zu werden. Wir rasen dahin, 40 englische Meilen in der

Fahrtgeschwin-
digkeit.

Stunde zurücklegend. Ich habe vergessen, wie viele Meilen in der Stunde der Expresszug zwischen London und Edinburgh macht oder der sogenannte indische Postzug, der ein Mal in der Woche von Calais nach Brindisi Europa durchheilt, aber ich denke, dass diese beiden schnellsten Züge auf unserem alten Continent nicht diese Geschwindigkeit erreichen. Jedenfalls fährt man angenehmer mit ihnen. Ich habe, seit ich den Missouri passirt habe, wohl hundert Mal an Alexander von Villers gedacht, der, ich weiss nicht mehr in welchem seiner vor einigen Jahren veröffentlichten Briefe, eine Nachtfahrt auf einer italiänischen Bahn mit einer endlosen Zahnoperation vergleicht. Und dabei hatte er nur durch das Stossen zu leiden, denn in Europa wird nicht entfernt so viel auf den Bahnen gepuffen als hier, und es giebt kein Läuten während der Fahrt.

Läuten während
der Fahrt.

Hier hingegen trägt jede Locomotive eine Glocke, die auf sehr belebten Strecken fast unausgesetzt läutet, und man begegnet fortwährend Zügen, auf denen ebenfalls geläutet wird. Es ist zum Rasendwerden, wie ein ununterbrochenes Grabgeklingel. Die ungeheure Geschwindigkeit nöthigt das Zugspersonale, so viel Lärm als möglich zu machen, um so mehr, als es an Stellen, wo Wege oder Fahrstrassen die Bahn kreuzen, keine Schran-

ken giebt, die, wenn der Zug herankommt, geschlossen werden, wie bei uns, sondern nur grosse hölzerne Andreaskreuze mit darauf gemalten Warnungen.

6 $\frac{1}{2}$ Uhr Aufenthalt im hübschen Städtchen Burlington. Da wir es verlassen, rollt der Zug über die Mississippibrücke. Sie ist von Eisen und in jeder Hinsicht Vertrauen erweckender, als die über den Missouri. Mein Waggon ist der letzte des Zuges, ich kann also Fluss und Gegend leidlich gut mir einprägen. Der »Vater der Ströme« ist hier noch in seiner Jugend und hat den Missouri noch nicht aufgenommen, der, ganz wie die Jumna in ihrem unteren Lauf, breiter ist, als der Hauptstrom. Der Mississippi macht oberhalb der Brücke eine Krümmung, an welcher nach Norden zu am westlichen Ufer, von lieblichen grünen Hügeln umragt, die Stadt Burlington liegt, beinahe ganz aus Gebäuden von rothen Ziegeln bestehend, mit Kirchthürmen und einem Justizpalast in alterthümlichem Stil. Die Aehnlichkeit mit Aschaffenburg am Main ist auffallend. Gegen Süden üppig bewachsene grüne Ufer und eben solche Inseln, die mich an den Fluss auf Ceylon denken machen, welchen ich vor sechs Monaten auf binsenbedachtem Floss befahren habe. Mit noch grösserem Recht, als man Oesterreich das Donaureich nennt, kann man die Ver-

Der Mississippi.

einigten Staaten das Reich des Mississippi nennen, denn er durchströmt sie in ihrer ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden, und sein Stromsystem, eines der grössten der Erde, nimmt mindestens zwei Drittel des ganzen Gebietes in Anspruch. Er ist für Nordamerika, was der Ganges für Indien ist, der Strom der Sage, der Geschichte und Dichtung. Ihm entlang und auf ihm schiffend, sind die Indianer an den Golf von Mexico hinabgezogen, nachdem sie vermuthlich um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung aus Kamtschatka über die Beringstrasse gekommen waren und Canada durchwandert hatten. Wie die Elbe Norddeutschland in zwei Hälften scheidet, eine westliche, von der Nordsee gespülte, mit den alten Cultursitzen des frühen Mittelalters, und eine östliche, von der Ostsee begrenzte, die, in Urzeiten von den Germanen durchzogen, Jahrhunderte hindurch slavisches Land war, so scheidet der Mississippi, an dessen rechtem Ufer lange Zeit hindurch der »wilde Westen« begann, das Gebiet der Union in ein älteres und ein jüngeres. Er bildet beinahe in seinem ganzen Laufe immer die Grenze zweier Staaten, hier die von Jowa und Illinois.

Nun fliegen wir durch lachende, freundliche, stark bevölkerte Gegenden, die Orte folgen immer dichter auf einander. Gegen Mittag

ein Wald von Fabriksschornsteinen, fast wie bei Manchester, wir nähern uns Chicago.

21. mittags bis 22. abends, Chicago. —

Nahe am Südende des grossen Michigansees, Chicago.
am westlichen Ufer desselben, liegt die Stadt,
vom schmalen Chicagoriver, der mehrere Arme
bildet, durchflossen. Sie hat heute einen Um-
fang von mehr als 100 englischen Meilen und
ist die zweitgrösste Stadt der Union. Ihr
Wachsthum ist ein Gegenstück zu dem von
San Francisco. Ist Chicago auch um einige Geschichte.
Jahrzehnte älter, so ist seine Entwicklung da-
für in der letzten Zeit eine noch colossalere.
1804 erste ständige Ansiedlung, Bau eines
Forts durch die Regierung der Union, das vor
33 Jahren niedergerissen wurde. Aber noch
1830 bestand Chicago aus 15 Häusern mit
100 weissen und schwarzen Einwohnern. 1837:
4000 Einwohner; 1850: 30.000; 1860: 112.000;
1870: 300.000; October 1871 der grosse Brand,
der von den meist aus Holz errichteten Ge-
bäuden der Stadt mehr als 17.000 vernichtete,
gegen 100.000 Menschen obdachlos machte,
Eigenthum im Werth von 190 Millionen Dollars
zerstörte, wovon nur 30 Millionen versichert
waren. Aber schon wenige Wochen nach dem
Brande begann der Handel wieder sich zu
regen, und, wie in Hamburg, entstand eine
schönere Stadt an der Stelle der zerstörten.

1874 folgte ein zweiter, obgleich viel weniger verheerender Brand; 1880 beherbergte Chicago meist in steinernen und eisernen Häusern über 500.000 Einwohner, heute hat es schon über eine Million, wovon 200.000 Deutsche, etwa 100.000 andern fremden Nationen Zugehörnde.

Im Gegensatz zu San Francisco, der Hunderthügelstadt, liegt Chicago ganz in der Ebene. Alle Strassen schneiden sich im rechten Winkel. Meilenlang fährt man zwischen oft neun- oder zehnstöckigen Häusern (die aber nicht viel höher sind, als fünf- oder sechsstöckige in Europa) mit allen möglichen Schildern und Ankündigungen. Die obersten von diesen bestehen aus riesigen Metallbuchstaben auf Drahtgittern, die, senkrecht gegen das Dach gestellt, sich vom Himmel abheben. Im Norden und Süden des Stadtkerns, in der Nähe des Sees, der für das Auge unbegrenzt wie das Meer daliegt, dann aber auch im Westen dehnen sich die Viertel der Wohlhabenden aus. Von grossen Städten wüsste ich nur noch Wien zu nennen, wo eine ähnliche Zerstreung der Behausungen für die, das Getümmel der Geschäftsstadt Flichenden nach verschiedenen Richtungen stattfindet.

Es fehlt nicht an mehr oder minder monumentalen Bauten, aber die einzigen wirklich originellen und für Chicago bezeichnenden

sind schmucklose Riesengebäude, welche auf breitem Unterbau, der bis zu einem Drittel ihrer Höhe reicht, viereckige, massige, beinahe fensterlose, mit einem Dach bekrönte Thürme gegen Himmel strecken. Wir finden sie besonders in der Nähe des Sees und an den Flussarmen. Es sind Getreidespeicher, die für Chicago das sind, was die Dome und Rathhäuser für die mittelalterlichen deutschen und italiänischen Städte waren, die Bauten, in denen der Charakter des Gemeinwesens am Deutlichsten sich verkörpert. Aus den westlichen Staaten, aus Illinois und Michigan, aus dem fruchtbaren südlichen Canada werden hier die nirgends früher gesehenen Massen von Weizen, Kukuruz und andern Feldfrüchten aufgehäuft, welche Chicago weiterbefördert und mit denen es Europa überfluthet. Diese Speicher sind die Burgen, von welchen aus der wirthschaftliche Krieg gegen die alte Welt mit Erfolg geführt wird, die europäischen Grundbesitzer bezahlen mit dem Ausfall an ihren Einkünften die Blüthe dieser Stadt.

Chicago hat mehrere schöne Parks; ich hatte nur Zeit, den Lincolnpark zu besuchen am Seeufer, am Nordostende der Stadt. Er ist ausgedehnt, sehr gut angelegt und enthält einen Thiergarten. Gleich am Eingang ein komisch wirkendes Standbild. Um eine Platt-

Getreide-
speicher.

Lincolnpark.

Standbilder.

form läuft im Halbkreis eine Steinbank, auf deren Lehne in grossen Buchstaben »Abraham Lincoln« steht. Auf dieser Plattform die stehende Figur des berühmten Präsidenten aus Bronze, gar nicht übel, aber hinter ihr, ebenfalls aus Bronze, ein riesiger Sessel mit ägyptischem Ornament, der offenbar hingestellt wurde, damit der grosse Mann sich ausruhen kann, wenn ihm das ewige Stehen doch endlich zu viel wird. Besser ist das Schiller-Denkmal ausgefallen, das die hiesigen Deutschen mitten im Park, mit Bäumen als Hintergrund und mit dem Blick auf eine Wiese und Blumenbeete, errichtet haben. Die Figur ist vortrefflich, den meisten Schiller-Figuren in deutschen Städten vorzuziehen. Der Sockel ganz einfach, in erfreulichem Gegensatz zu dem Unfug, der heut zu Tage mit Reliefs und Nebenfiguren an Postamenten getrieben wird. Ein Monument, das als Bauwerk wirkt, wie das Friedrichs- oder Maria Theresia-Denkmal, die Vendôme- und Tegetthoff-Säule, in Ehren, aber sonst lobe ich mir die Künstler der Antike und der Renaissance, welche es nicht liebten, die Wirkung der Hauptfigur durch zu reiche Verzierung des Sockels zu beeinträchtigen, ähnlich wie ein Bild durch einen allzu üppigen Rahmen erdrückt werden kann. Auch dem Indianerstamm, der die Ufer dieses Sees be-

wohnte, »seinen Jugendfreunden«, hat ein alter Bürger von Chicago im Lincolnpark ein Monument errichtet, eine nicht eben hervorragende Bronzegruppe von zwei Figuren mit Reliefs aus dem Indianerleben am Postament. Sonst mahnen nur mehr die Holzstatuen vor den Cigarrenläden, die Indianer im Federschmuck vorstellen, als Ersatz für unsere gemalten traditionellen Tabaktürken, daran, dass wir uns in einem Lande befinden, das die Rothhäute noch vor wenigen Generationen auf ihren Mustangs durchjagten, während die ausgestopften Bären vor den zahlreichen Pelzhandlungen dem Strassenbummler von der Strenge des hiesigen Winters erzählen.

Der öffentlichen und der architektonisch eine Bedeutung beanspruchenden Privatbauten giebt es in Chicago sehr viele, und man kann nur staunen, wenn man bedenkt, dass diese ganze steinerne Welt in den letzten 18 Jahren hervorgezaubert wurde. Der grösste Bau ist das sogenannte Auditorium, eine wirkliche »Burg« im romanischen Stil mit einem mässig hohen Thurm, ungefähr in der Mitte des grossen Quais am Michigansee. Es dient zugleich Regierungs- und Unterhaltungszwecken, enthält Bureaux, einen Concert- und einen Opernsaal. Die Vorliebe dieser modernsten unter den modernen Städten für mittelalterliche Bau-

Oeffentliche und
Privatbauten.

Vorliebe für den
romanischen Stil.

formen, besonders aber für die romanische, ist überhaupt bemerkenswerth. Meilenlang fährt man in den eleganten Vierteln zwischen Privathäusern inmitten sorgsam gepflegter kleiner Gärten, gewiss ein Beweis für den guten Geschmack der Wohlhabenden hier, von denen ein jeder es vorzieht, sein eigenes, wenn auch oft nur kleines Haus zu bewohnen, statt einer Zinascaserne. Neben luxuriösen Villen begegnen wir ebenerdigen, ganz schlichten Holzhäusern, am Häufigsten aber förmlichen kleinen Festungen mit romanischen Rundbogen und Verzierungen. Solche Landhäuser mit vielleicht 8—12 Zimmern, sozusagen als Ritterschlösser verkleidet, sind lächerlich, so erfreulich im Allgemeinen die Aufmerksamkeit ist, die man hier dem sonst ungerecht zurückgedrängten vorgotischen Baustil widmet. Das grösste kirchliche Gebäude, wie in allen amerikanischen Städten, die ich besuchte, die katholische Hauptkirche, ist nicht romanisch, sondern der Tradition folgend ein gothischer Bau, bei dem die Eisenconstruction für die dünnen Pfeiler mit Glück verwendet wurde. Auch andere mittelalterliche Stile sind vertreten, ein Haus z. B. ist eine ziemlich genaue Copie eines toscanischen Rathhauses aus dem 14. Jahrhundert mit Mauerzinne und Thurm. Diese Leidenschaft für alte Bauformen passt ganz gut zu der an-

dern in der neuen Welt so verbreiteten für ächte oder gefälschte Stammbäume und Wappen und zu der Aufschrift einer Kleidermacherin in einer der vornehmsten Strassen von Chicago: »Madame X. de Paris, Robes et Manteaux de Cour«.

Die öffentliche Bibliothek ist ein vortrefflich geleitetes Institut, wo jeder Besucher ohne vorherige Anmeldung oder Empfehlung so viele Bücher verlangen und so lange lesen kann, als er will. Ich denke mir aber, sie muss im Winter nicht blos von Lernbegierigen überfüllt sein, da sie gewiss gut geheizt ist. Ihr Grundstock entstand nach dem grossen Brande durch unentgeltliche Büchersendungen aus England. Eintheilung und Einrichtung sind vorzüglich und könnten mancher Bibliothek in Europa als Muster dienen. Das Kunstmuseum, wieder ein romanischer Bau in der Nähe des Auditoriums, enthält ausser zahlreichen Gipsabgüssen eine der Stadt vermachte Privatsammlung von guten modernen Bildern und in einem andern Stockwerk noch eine zweite Gallerie eben solcher Werke, die sich stets vermehren. Ein paar Landschaften von jungen amerikanischen Malern sind ganz ausgezeichnet. Buch- und Kunsthandlungen sind colossal und sehr reichhaltig, Luxusbücher, Photographien und Gipsabgüsse aus Europa von fabelhaften Preisen, wegen der hohen Ein-

Oeffentliche
Bibliothek.

Kunstmuseum.

gangszölle. Die grosse Anzahl solcher Läden aber und ihr reicher Inhalt beweist, dass diese Preise gern gezahlt werden, wie der Restaurant des kleinen, eleganten Hôtel Richelieu, wo man speist und bedient wird, wie im Café Anglais in Paris, beweist, dass es hier Leute giebt, welche sich auf gute Küche verstehen.

Siesta auf Stiegen und Terrassen.

Fährt man zwischen 6 und 7 Uhr abends durch eines der obenerwähnten »Cottageviertel«, kann man die Besitzer der Häuser und Villen auf den Terrassen ihrer Behausungen oder auf der Stiege, die bei allen zur Eingangsthür hinaufführt, sitzen sehen. Die Damen sind in der Mehrzahl, aber auch Männer, nicht blos alte Herren, sondern sogar junge Leute, verschmähen dieses harmlose, beschauliche Vergnügen nicht, welches bei der geringen Frequenz dieser Strassen wenig Abwechslung verspricht und das ich sonst nirgends zu beobachten Gelegenheit fand.

Theater.

Ich besuchte in Chicago zwei Theater, die Stücke boten nichts Bemerkenswerthes und hielten mich keines länger als eine halbe Stunde auf meinem Platze, aber die Einrichtung und Ausschmückung der Zuschauerräume gefiel mir. Parterre und Gallerien steigen amphitheatralisch auf, wie im Baireuther Festspielhaus, so dass man von allen Plätzen gut

sieht. Logen giebt es nur je zwei auf jeder Seite in drei Stockwerken, eine Art Prosceniumlogen, die geschmackvoll decorirt sind. Am 22. um 10 Uhr abends rollte ich in einem Schnellzug der Grenze von Canada entgegen.

23. Juli. — Ich erwache um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens unweit der Grenze vor Detroit, das noch zum Staate Michigan gehört. Es hat den Namen von der schmalen Wasserstrasse, welche aus dem Huronsee in den kleinen See neben der Stadt führt und von diesem wieder weiter nach Süden in den Eriesee. Die sechs grossen Seen Nordamerika's, von mehreren kleinen umgeben und durch dünne Wasserlinien mit einander verbunden, haben Aehnlichkeit mit denen des südlichen Schwedens. Zwischen dem Georgs- und Huronsee im Nordwesten und dem Erie- und Ontariosee im Südosten schiebt das Gebiet von Canada eine Halbinsel weit nach Süden vor, und der kleine See von Detroit bildet die Grenze zwischen Britisch-Amerika und dem Unionsgebiet. Unser Zug wird aus einander gekoppelt, die Waggons neben einander gestellt, und auf einer Fähre schwimmen wir dem andern Ufer zu. Malerisch, wie ein mittelalterliches Städtchen, liegt mit seinen Thürmen Detroit hinter uns; canadische Zollwächter untersuchen während des Fahrens

Grenze von Canada.

unser Gepäck. Bald sind wir drüben. Die Gegend waldig, freundlich, zahlreiche Kirchen, die dazu gehörigen Häuser hinter Hügeln versteckt. In der Nähe liegt London, fließt die Themse, ohne dass wir von Beiden etwas sehen. Ansiedler haben vor 100 Jahren einem kleinen Ort und einem unbedeutenden Fluss diese stolzen Namen gegeben.

Erster Blick auf
die Niagarafälle.

Um 4 Uhr Nachmittag hält der Zug fünf Minuten, um uns die Niagarafälle bewundern zu lassen. Wir sehen von einer Anhöhe auf einen blauen, sehr breiten Fluss hinab, der, zwischen waldigen Ufern dahinbrausend, zahlreiche Stromschnellen bildet und dicht unter uns in zwei riesenhaften getrennten Massen sich 160 Fuss tief hinabstürzt. Das Gesamtbild von hier oben lässt sich mit nichts Andern vergleichen und hat in seiner Grossartigkeit etwas Harmonisches. Man fühlt sich nicht beengt, sondern innerlich befreit. Noch wenige Minuten Eisenbahn, und ich steige an der Station aus, die eine Viertelstunde von Cliftonhouse entfernt ist, dem Hôtel, wo ich zu übernachten gedenke. Es ist ein grosser Gasthof, dem man ansieht, dass er schon mehrere Jahrzehnte hier steht, an einem Punkt, von welchem man beide Fälle vortrefflich übersehen kann.

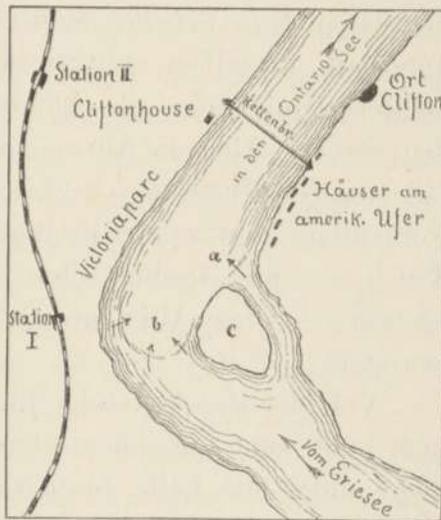
Der Niagarastrom trägt die Wassermasse des Sees von Erie, in welchen sich die Wasser aller vier

oberen Seen ergossen haben, dem sechsten, dem Ontariosee, zu, der wieder seinen Abfluss durch den Lorenzostrom in den atlantischen Ocean hat. Die Ostufer des Erie- und Ontariosees, sowie des Lorenzostromes bis gegen Montreal zu, gehören den Staaten Ohio, Pennsylvanien und New-York,

Lage und Charakter der Fälle.

die Westufer Canada. Cliftonhouse liegt an der canadischen Seite des

Niagarastromes, der hier zwischen senkrechten Felsenmauern dahinfließt, gerade gegenüber stürzt einer der Fälle herab, etwas südwärts



- a) 1. Wasserfall,
 b) 2. Wasserfall (Horseshoefall),
 c) Insel, die beide trennt.

der andere, noch mächtigere im Halbkreis, daher der Horseshoe- (Hufeisen-) Fall genannt. Ein wenig unterhalb des Gasthofes verbindet eine Kettenbrücke beide Ufer, welche lebhaft an die von Freiburg in der Schweiz erinnert. Vorstehender Plan, so mangelhaft er ist (ich konnte mir keinen ordentlichen verschaffen,

den ich hier hätte abzeichnen können), wird dem Leser deutlicher als mühevoller Beschreibung die Lage der Fälle vergegenwärtigen. Das Getöse, von dem man so viel Aufhebens macht, kam mir nicht stärker vor, als das durch die grossen Wasserfälle der Schweiz verursachte. Die Insel und überhaupt die Ufer oberhalb der Brücke sind dicht bewaldet, unterhalb derselben stürzen beim Orte Clifton mehrere Mühlbäche als kleine Wasserfälle in den Strom. Alles in Allem ein bischen Rheinfall bei Schaffhausen, ein bischen Tauber bei Rothenburg, ein wenig Freiburg und sehr viel Tivoli — nur freilich ohne die Sonne von Latium — aber Alles ins Grosse, Ungeheure erweitert.

Wanderung unter einem der Fälle durch.

Von der Brücke ist der Blick sehr lohnend, man kann auch auf einem kleinen Dampfer bis dicht unter die Fälle hinfahren, wozu es mir aber an Zeit gebrach. Dafür stieg ich, von Kopf zu Fuss in wasserdichtem Ueberzug (eigentlich wäre ein Seebadcostüm das einzig Richtige), von einem Führer geleitet, auf hölzernen Stiegen bis unter den Wasserfall *a*) hinab. Unten, über Felsen kletternd und springend, vom Lärm betäubt, vom Wasserschaum umgeben, von häufigen Douchen begossen, beobachtete ich die kleinen Regenbogen, die oft zu vollständigen Kreisen sich schliessen, was man

kaum wo anders zu schauen bekommt. Hätte Goethe diese Wanderung gemacht, er hätte ein Gegenstück zu den, durch den Anblick des Staubbach inspirirten Strophen am Anfang des zweiten Theiles des Faust gedichtet. Und dennoch, soll ich's sagen? lieber, als die Fälle selbst, ist mir der Fluss oberhalb derselben mit den herrlichen waldigen Ufern und Inseln, von denen drei kleine neben einander die Schwesterinseln heissen, und den prächtigen Stromschnellen. Er ist breit wie ein See und braust und tost und schäumt und spritzt wie das brandende Meer. Die Fälle möchte ich nicht immer vor mir haben, sie sind etwas zu Einziges, um sie als täglich gewohnten Anblick zu geniessen, so wie der Bildhauer uns keine Stellungen vor Augen bringen soll, die nur einen Moment wahren können, also durch fortgesetzte Betrachtung unwahrscheinlich werden. Hier aber, unter den das Ufer beschattenden Bäumen, möchte ich mir wohl eine Hütte bauen, mit dem Blick auf den rastlos dahineilenden, seinen Weg Schritt für Schritt sich erkämpfenden Riesenstrom, der dadurch ebenfalls, wie Faust's Wassersturz, »abspiegelt das menschliche Bestreben«.

Der Niagara-
strom.

Aber zurück zu der Kettenbrücke. Leider treiben die Wasser des Niagara nicht nur die Mühlen von Clifton, sondern auch die zahl-

Wirthschaften
und Schaubur-
den.

reicher Händler, Gastwirthe und Charlatans jeder Art. Wie diese Wasserfälle die der Schweiz übertreffen, so übertrifft, was hier an Ausbeutung derselben und der Fremden geleistet wird, auch die kühnsten Combinationen der biedereren »Schwizer« vom Berner Oberlande und vom Rigi, was gewiss nicht wenig sagen will. Manches mag dazu beitragen, dass man in einigen Stunden von New-York hierher gelangen kann, die Fälle also die beliebteste »Great sensation« für die Bewohner der Millionenstadt bilden, die nebenbei auch ein paar Panoramen, Ringelspiele, Kraftproductionen, sogenannte Museen in den Kauf nehmen wollen und froh sind, in Bier- und Whiskyschenken und in Läden mit ächten und falschen Indianerwaaren ihre Dollars los zu werden. An beiden Ufern wird an den Enden der Brücke im edlen Bestreben, den arglosen Wasserfallpilger auszurauben, auf das Heftigste gewetteifert. Ich kaufte einige Paar Mocassins (Indianerschuhe) und Federfächer, welche von Rothhäuten verfertigt werden, die mehrere Meilen von hier ganz »gezähmt« und so hässlich gekleidet wie wir leben sollen. Schön ist der Victoriapark, der gleich oberhalb Cliftonhouse beginnt und am Ufer bis zum Horseshoefall sich hinzieht, durch die wechselnden Aussichten, und weil er durch kein Feilschen und durch keine Bierwirthschaft entstellt wird.

24. Juli. — Um 9 $\frac{1}{2}$ Vormittag sass ich im Coupé eines Zuges, der mich nach Toronto bringen sollte. Es war ein grosses Rauchcoupé, wie alle hier in der Mitte zum Durchgehen eingerichtet. Stühle, die sich um ihre Axe drehen, wie es auf diesem Erdtheil überhaupt ja beinahe keine andern, als Dreh- und Schaukelstühle, giebt. Ausser mir nur ein paar ernsthaft rauchende und feierlich spuckende Canadier. Da, auf einer Station, stürzt ein halbes Dutzend Pensionsmädchen zwischen 13 und 16 Jahren herein, die sonst nirgends im Zuge Platz finden, und schwatzen und kichern und drehen sich auf den Stühlen, als gehörte die Welt ihnen und daher auch das Stück Welt zwischen den Wänden dieses Coupés. Auf der nächsten Haltestelle verschwindet der Schwarm lärmend, wie er gekommen war. Gegend waldig, zur Rechten nach Norden und Osten fast ununterbrochen Aussicht auf den Ontariosee.

Fahrt nach Toronto.

12 Uhr Toronto. Ich will mit dem Schiff, das um 1 $\frac{1}{2}$ von hier abgeht, nach Montreal, habe also Zeit, mir im Fluge die Stadt zu besuchen. Schöne, grossentheils mit Bäumen bepflanzte Strassen, hübsche Squares, Queenspark, ein grosser öffentlicher Garten mit mehr oder minder geschmackvollen Monumenten, imposante Kirchen der verschiedenen Confessionen, ein riesiges Universitätsgebäude im romanischen

Toronto.

Stil mitten im Grünen, das eher einem britischen Herzogschloss als einer Lehranstalt gleicht, ziemlich viel Leben, im Ganzen der Charakter einer englischen Provinzialstadt — das ist Toronto. Es wurde vor ungefähr 100 Jahren gegründet, hat heute gegen 120.000 Einwohner, von denen im Gegensatz zu andern wichtigen Städten des Dominiums die grosse Ueberzahl Englisch als Muttersprache redet, und treibt einen sehr regen Handel. Der Name stammt von den Indianern her und bedeutet: Ort der Zusammenkunft, Stelldichein.

Educational-
Museum.

Auf einem grünen Plan zwischen alten Bäumen erheben sich mehrere Schulgebäude, daneben das »Educational Museum«. Es enthält eine hübsche Bibliothek, eine Sammlung von Gipsabgüssen und auf den Stiegen und in zwei Sälen recht gute Bilder, darunter viele Copien aus dem vorigen Jahrhundert nach Raphael, Guido Reni, Domenichino, aber auch Originale der Niederländischen Schule, so ein grosses, sehr tüchtiges Stilleben mit der Figur der Martha im Vordergrund, während Jesus und die zu seinen Füßen ihm lauschende Maria weiter rückwärts zu sehen sind. Mit assyrischen Gipsabgüssen und darauf Bezüglichem ist ein ganzer Saal gefüllt, während die Festhalle historische Portraits und Büsten enthält. Neben solchen der königlichen Familie und denen von Elisabeth, Maria Stuart

und Carl dem Ersten fehlen auch Washington und Franklin nicht, wie überhaupt die Unparteilichkeit der Vergangenheit gegenüber wohlthuend in ganz Canada Einem entgegentritt. Byron's Büste hat einen verwelkten Kranz auf, wie Heilige in katholischen Kirchen, und daran ein sehr hübsches Gedicht befestigt.

Um 2 Uhr verlässt mein Dampfer, der »Algerian«, Toronto. Ein anderer liegt im Hafen, der den Namen Modjeska führt, der schönen, ausgezeichneten polnischen Schauspielerin Modrzejewska zu Ehren, die, in englischer Sprache spielend, alljährlich die Bewohner von New-York, Boston, Toronto und Montreal, hauptsächlich in Shakespeare'schen Rollen, bezaubert und zu Huldigungen hinreisst, wie sie der Patti oder der Sarah Bernhardt dargebracht werden. Den für sie schwer auszusprechenden Namen haben die Amerikaner, die es darin noch den Engländern zuvorthun, um eine Silbe und mehrere Consonanten gekürzt, wie sie Photo für Photographie, Curio für Curiosity, Gent für Gentleman, Frisco für San Francisco sagen und schreiben. Mein Dampfer ist klein und in jeder Hinsicht elend eingerichtet. Ersteres wird durch die Stromschnellen des St. Lawrence entschuldigt, über die wir morgen kommen und die grössere Schiffe nicht passiren könnten. Toronto liegt hübsch da, nicht blos ein, sondern gar

Dampfer
»Modjeska«.

Fahrt auf dem
St. Lawrence.

zwei Thürme von der Form des Stephansthurmes ragen aus der Häusermasse empor. Wir fahren immer nahe am canadischen, nordwestlichen Seeufer, ohne dass das Auge das gegenüberliegende erreicht. Die Küste meist flach, reich mit Getreide bebaut, das angenehm mit Grün abwechselt. In Bowmanville, Port Hope, Cobourg wird gehalten. Es sind male-riche Städtchen mit hübschen Kirchen und mit Getreidespeichern, ähnlich, nur kleiner, wie die in Chicago. Die schlechte Abendmahlzeit lässt mich den Sonnenuntergang leider versäumen, ich sehe nur das letzte Verglimmen des Abendrothes über dem schwärzlichen Ufer.

25. *Juli.* — Um 4 Uhr früh trete ich auf die Plattform des Schiffes hinaus. Wir liegen vor dem alterthümlich aussehenden Kingston am Ende des Sees und am Eingang des St. Lawrencestromes. Beginn der Dämmerung, ein zart grüner Himmel mit der Sichel des abnehmenden Mondes und der als Morgenstern gross und hell erglänzenden Venus, die von allen Sternen allein noch sichtbar ist. Die schwarze Stadt darunter mit Thürmen und Lichtern. Als das Schiff sich in Bewegung setzt, gehe ich nochmals zu Bett und komme nach zwei Stunden zum Vorschein, da wir durch die Thousand Islands fahren, einen Archipel auf dem Fluss, Ufer und Inseln üppig mit Bäumen

bewachsen. Erinnerung an die Gegend von Christiania.

Nach mehreren unbedeutenden Stromschnellen kommen wir gegen 1 Uhr zu den stärkeren Long Sault Rapids, welche uns schon ziemlich schaukeln machen, die grünen, flachen Ufer weichen an beiden Seiten immer weiter zurück. Hie und da ein wohlgebauter Ort, wo wir halten, Inseln und Auen wie an der Donau, und die fernen Berge im Südosten erinnern durch ihre weichen Formen an die Ausläufer der Karpathen. Nun haben wir einen andern Dampfer vor uns, ein Wettfahren beginnt unter dem Halloh der Passagiere hüben und drüben. Da wir ihn überholt haben, steuern wir auf eine riesige Eisenbahnbrücke zu. Ganz wie im Ballet »Excelsior«, rast ein Zug darüber hin, während wir unten durchfahren. Gegen 4¹/₂ Uhr erweitert sich der Fluss zum See, und zwischen dichtbewachsenen Inseln stürmt er schäumend und weisse Wellen bildend über mächtige Felsen dahin. Es sind die berühmten Larchine Rapids. Die Schifffahrt ist schwierig, der Capitän ermahnt die Reisenden, nicht Alle auf einer Seite zu stehen, um das Gewicht gleich zu vertheilen, wir tanzen wie bei Sturm auf dem Meere.

Larchine Rapids.

Schon seit geraumer Zeit sehen wir den mässig hohen Berg von Montreal vor uns, wir

machen eine Wendung und fahren an einem grossen Gebäude mit Kirche, einer Besserungsanstalt, vorüber, nun haben wir den Berg zu unserer Linken und an seinem Fuss die schöne Stadt mit ihren Thürmen und der Kuppel der im Bau begriffenen Cathedrale, die der römischen Peterskuppel nachgebildet ist. 6 Uhr. Wir fahren wieder unter einer Brücke durch und sind bald an einem schönen Quai gelandet. Eine Viertelstunde später bin ich in einem bequemen Zimmer im grossartigen Windsor Hôtel einquartirt.

25. Juli abends bis 30. abends, *Montreal*
 Montreal. *und Umgebungen.* — Montreal liegt auf einer Insel, die vom St. Lawrence und zwei Armen des Ottawafusses, der sich in jenen hier ergiesst, gebildet wird, am Fusse des Berges gleichen Namens, welchen er von Jacques Cartier schon im Jahre 1535 erhielt. Erste Ansiedlung etwas über 100 Jahre später und Benennung der Stadt als Ville Marie, welche Bezeichnung sie im vorigen Jahrhundert wieder aufgab. 1760 Capitulation und Uebergabe des ganzen Dominiums an die Engländer. Die Stadt zählt heute mehr als 200.000 Einwohner, sie ist die volkreichste von Canada und seine wichtigste Handelsstadt. Die Mehrzahl der Bewohner spricht Französisch als Muttersprache und ist katholisch, im Gegensatz zu dem überwiegend

englischen und protestantischen Toronto. Fährt man auf dem, von Südwesten kommenden Ottawaflusse ungefähr eine Tagereise mit Dampfer stromaufwärts, gelangt man nach Ottawa, der politischen Hauptstadt des Dominiums, mit seinem neuen Parlamentsgebäude im Stile des Londoner Parlamentshauses, das, wie das Königsschloss von Krakau, auf einem Hügel über dem Strom emporragt.

Das ganze ungeheure Gebiet von Canada Canada. zählt nicht mehr als etwas über fünf Millionen Einwohner und zerfällt in fünf oder sechs Provinzen mit eigenen Unterparlamenten und Selbstregierung, ähnlich wie in den einzelnen Staaten der Union. Man fühlt wohl, dass hier das Leben langsamer pulsirt, als über der Grenze; wie in Norwegen und Schweden, mit denen dieses Land so viele Aehnlichkeiten aufweist, merkt man, dass man abseits vom grossen Weltverkehr sich befindet, aber wie dort inmitten eines intelligenten, arbeitsamen, tüchtigen Volkestammes. Die Städte erinnern in Manchem an solche der französischen Schweiz, wie z. B. Lausanne, und gleich ihnen haben sie sich etwas solid Bürgerliches und Alterthümliches bewahrt.

Von Montreal liegen nur wenige Strassen auf ebenem Terrain, nahe am Strom, und in diesen concentrirt sich der Geschäftsverkehr;

hier stehen einzelne schöne Bankgebäude, andere öffentliche Bauten und mehrere Kirchen, die bedeutendste davon Notre Dame, gothisch, theilweise Stein-, theilweise Holzbau. Auf dem belebtesten Platz der untern Stadt erhebt sich einfach, aber würdig, ein Denkmal der Königin Victoria, wohlthuend durch die ideale Tracht und vornehme Haltung. Freilich datirt es schon von mehreren Jahrzehnten her, unter den heutigen Bildhauern begreifen nur die wenigsten, dass den künftigen Generationen, für die sie eine zeitgenössische Persönlichkeit in Erz oder Marmor hinstellen, die Kleidermode des Jahres, wann das Werk entstand, ganz gleichgiltig sein wird. Ziemlich steil steigt man vom untern in den obern Stadttheil empor. An einer Kreuzungsstelle zweier Hauptstrassen stehen dicht neben einander drei Kirchen dreier verschiedener protestantischer Secten, jede mit einer Tafel versehen, auf der das Bekenntnis bezeichnet ist, der Name des Geistlichen und die Stunde des Gottesdienstes. Auch in Rom finden wir am Trajansforum und an der Piazza del Popolo mehrere Kirchen neben einander, aber sie sind — darin den heidnischen Tempeln ähnlich — vornehmlich als Wohnungen der Heiligen gedacht, die ihnen den Namen geben, vertragen also ganz gut ihre gegenseitige Nachbarschaft; die rivalisirenden Gotteshäuser hier aber

Prote-
stantische Kir-
chen verschiede-
ner Secten neben
einander.

mit ihren »Anschlagzetteln«, die beinahe wie Theaterankündigungen sich ausnehmen, wirken nahezu komisch. Der Mittelpunkt der oberen, jüngeren Stadt, deren Strassen beinahe sämmtlich mit Bäumen bepflanzt sind, ist die noch nicht völlig ausgebaute Cathedrale, eine reducirte Copie der Peterskirche, deren Kuppel der Stadt und der ganzen Gegend ein vornehmes Gepräge giebt. Sollte dieses Beispiel nicht Nachahmung finden und wir nicht, wie wir Copien als Altarbilder aufhängen, lieber berühmte Kirchen copiren, als unbefriedigende Originalbauten aufführen?

Cathedrale, Copie der Peterskirche.

Ein ausgedehntes Viertel mit freundlichen, von kleinen Gärtchen umgebenen Häusern zieht sich gegen den Berg hin. Ein sehr hübsches Eckhaus im Stil der deutschen Renaissance fiel mir hier auf, auch Megyll College ist ein gelungener weitläufiger Bau.

Montreal besitzt ein sehr hübsches Kunstmuseum, von einem Privatmann gestiftet und in einem zweckentsprechenden Gebäude untergebracht. Gute Copien nach Raphael und Andrea del Sarto, treffliche Aquarelle, ein geräumiger Oberlichtsaal mit modernen Oelgemälden. Unter diesen ragt eine Waldlandschaft, vorn ein kleiner Teich, wirkungsvolle Lichteffecte, hervor. Der Maler hiess Blissbacker, war aus Philadelphia und starb vor Kurzem, 28 Jahre alt.

Kunstmuseum.

Dieses ausgezeichnete Bild lässt alle andern in dem Saale conventionell und langweilig erscheinen, nur ein zweites Waldbild von einem Polen, Kowalski, verträgt die gefährliche Nähe. Ein Jäger, der im Galopp, von Hunden gefolgt, einen herbstlichen, halb entlaubten Buchenwald durchreitet. Mit Vergnügen constatirte ich die Schule Brandt's und eine gewisse Verwandtschaft mit den Arbeiten meines Freundes Malczewski. Von Brandt hat sich der Künstler auch leider die allzu getreue Verwerthung photographischer Momentaufnahmen für die Bewegung des Pferdes angeeignet, die auf vielen, sonst vorzüglichen Bildern des in München lebenden polnischen Meisters unangenehm auffällt. Nicht jede vom Momentapparat festgehaltene Stellung eignet sich dazu, es im Bild ebenfalls zu werden. Auch hier gilt der Satz, dass das Wahre nicht immer wahrscheinlich ist, und da die Kunst vor Allem den Beschauer an sie glauben machen soll, muss sie Alles vermeiden, was diesen Glauben nicht erzwingt.

Eine Drahtseilbahn führt auf den Mont Royal hinter der Stadt. Um die Gegend besser kennen zu lernen, mache ich die Fahrt lieber im Wagen. Nordöstlich führt der Weg aus der Stadt heraus, der Blick auf den Strom und die Vorstädte erinnert an den von Ober-Döbling

bei Wien auf die Brigittenau. Wir fahren um den Berg herum und gelangen auf dessen rückwärtigem Abhang in den als Park angelegten Friedhof. Die Monumente sind hübsch gruppiert, gut geführte Wege, schöne Bäume. Beim Eingang des Friedhofes ersucht eine englische und französische Aufschrift die Leidtragenden, die nach einem Begräbnis in andern Theilen des Parkes spaziren wollen (!), den Trauerflor abzulegen. Bald sind wir bei einem Aussichtspunkt unmittelbar oberhalb der Stadt. Auch hier Aehnlichkeit des St. Lawrence mit der Donau, z. B. bei Pressburg. Die Häuser von Montreal, vorherrschend Ziegelrohbauten mit blauen Schieferdächern, liegen zusammengedrängt zu unseren Füßen. Nun durch Wald und Strauchwerk auf den eigentlichen Gipfel des Berges, den ein hölzerner Aussichtsthurm bezeichnet. Von der Stadt sieht man hier nur den zunächst dem Flusse gelegenen Theil, aber dafür auf viele Meilen weit nach allen Seiten in das offene Land. Nach Süden und Osten über den prächtigen Strom weg, der eine Krümmung macht, und auf hübsch geformte einzelne Berge, Ste. Thérèse, Beloeil, Rougemont, hinter welchen die niedrige Kette der Laurentiden sich hinzieht. Nach Norden auf eine fruchtbare, wohlangebauten Ebene, die an das Rheinthal bei Ba-

Friedhof.

Aussicht vom
Mont Royal.

den-Baden erinnert, nach Osten über waldige Anhöhen auf die Seen und das Delta, welche der Ottawafloss hier am Ende seiner Laufbahn bildet. Ich fahre einen näheren Weg nach der Stadt hinunter und gewahre von halber Höhe bei einer Wendung die Kuppel der neuen Cathedrale, die über Thürme und Dächer ragt, von dem durch Strom und Berge gebildeten Hintergrund sich abhebend. In dieser Entfernung erweckt sie fast vollständig die Illusion ihres grossen römischen Vorbildes, und ich kann, leider nur für einen Augenblick, mir einbilden, in der Villa Pamfili zu promeniren.

Das Klima von Montreal ist in den Sommermonaten sehr wechselnd, was ich selbst erfuhr, denn innerhalb weniger Tage erlebte ich nach indischer Hitze einen eiskalten Platzregen. Die gestündeste und zugleich auch die charakteristische Jahreszeit ist für Canada der lange Winter mit seiner trockenen Kälte und dem Schnee, der haushoch in den Gassen liegt. Da werden in allen Städten Eispaläste errichtet, um Feste darin zu veranstalten, und Schlittenfahrten Eisberge hinunter sind auf der Tagesordnung.

Canadischer
Winter.

Abfahrt nach
Quebec.

Am 30. Juli um 6 Uhr abends stand ich auf dem Deck des grossen, hôtelerartigen Dampfers, der mich nach Quebec bringen sollte, einer dreistöckigen Riesenarche, leider mit Passagieren

überfüllt. Der grosse Raum mit innen herumlaufender Gallerie, der fast die ganze Schiffslänge und -breite einnimmt, sehr heimlich durch die zum Verkauf aufgehängten hübschen Pelzwaaren und Decken. Möbel und Spiegelrahmen aus den vierziger Jahren. Dieser Stil Louis Philippe kommt uns heute schon viel weniger lächerlich vor, als vor 20 Jahren, wie damals der Empirestil, so ist er jetzt im Begriff, »historisch« zu werden. Nur die eben erst überwundene Mode fordert unsern Spott heraus, als Rache, dass wir so lange ihr gehorcht haben, ein späteres Geschlecht tritt ihr objectiv gegenüber. So kann auch oft eine Wahrheit von gestern, eben weil sie die von heute nicht mehr ist, die Wahrheit von morgen werden. Nur etwas hatte ich gegen die Einrichtung dieser hübschen schwimmenden Halle einzuwenden, nämlich dass sie ein Clavier enthielt, dem unermüdliche Kunstjüngerinnen bis gegen Mitternacht Töne entlockten.

Stil Louis
Philippe.

31. Juli. — Um 5 Uhr früh fahren wir zwischen weit aus einander liegenden flachen Wald-ufern. Die Sonne ist lange nicht sichtbar und endlich nur durch den Nebel als dunkelrothe Scheibe, deren Widerschein in den Wellen hüpfenden Sternen vergleichbar ist. Ortschaften an beiden Ufern, die wieder stark an Norwegen mahnen. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr am rechten Ufer Levis in Sicht,

ansehnliche Stadt, der Strom verengt sich dort und macht eine Krümmung um den Burgfelsen von Quebec, den wir nun gegenüber erblicken, die Stadt liegt hinter ihm verborgen. 7 Uhr, wir landen zunächst in Levis, das von einem grossen Kloster mit Kuppelkirche überragt wird, und von hier erblicken wir zum ersten Male das vom Stromufer steil und malerisch aufsteigende Quebec. Bald sind wir über dem Fluss drüben, und mühsam klimmt der Gaul, der meinen Wagen zieht, die Strassen zum Gasthof hinauf.

Die Stadt ist älter als Montreal, sie wurde, nachdem Jacques Cartier auch diesen Felsen entdeckt hatte, von Champlain 1608 gegründet. Das bedeutet für Amerika ein äusserst respectables Alter, etwa so viel, als wenn eine europäische Stadt ihren Ursprung auf die Römer zurückführen kann. Sie war anderthalb Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen Franzosen und Engländern. 1629 von letzteren erobert, nach drei Jahren den Franzosen wieder abgetreten, 1690 und 1711 von den Engländern vergebens belagert, von ihnen 1759, das Jahr darauf wieder von den Franzosen eingenommen, gelangte sie schliesslich 1763 endgiltig unter englische Herrschaft. Sie zählt heute gegen 70.000 Einwohner, wovon mehr als fünf Sechstel französischen Ursprungs. Man merkt aber

bei flüchtigem Besuche wenig davon, wie in Montreal begegnete es mir auch hier niemals, dass ich, wenn ich jemanden englisch ansprach, nicht verstanden worden wäre, dagegen stiess ich meist auf verduzte Gesichter, wenn ich französisch redete. Dies erklärt sich zum Theil daraus, dass die Kutscher fast lauter Irländer, die besseren Hôtels aber auf englische Besucher eingerichtet, daher mit englischem Dienstpersonale besetzt sind. Ausserdem kommt es den canadischen Franzosen ganz ungewohnt vor, von Reisenden in ihrer Sprache angesprochen zu werden, von der sie selbst nur einen verdorbenen Dialekt sprechen.

Englisch und
Französisch als
Umgangssprachen.

Das »amerikanische Gibraltar« verdient seinen Weltruf als einer der schönsten Punkte in nördlichen Himmelsstrichen. Wenn man auf der Festung steht, welche den von Süden und Osten steil aus dem Strome aufsteigenden Felsen krönt, gewähren Fluss, Inseln, Berge, Ortschaften und die Ebene nach Westen hin ein Panorama, das niemand vergisst, der es ein Mal gesehen hat. Leider verdarb mir der Nebel zum Theil die Fernsicht. Unterhalb der Festung gegen Norden zu wird die Stadt noch von sehr ansehnlicher Höhe von Dufferin-terrace beherrscht, ein Viertel englische Meile lang, also weit länger als die Brühl'sche Terrasse in Dresden, mit der sie sonst am mei-

Dufferin-terrace.

sten Aehnlichkeit hat, obwohl sie ihr an Höhe des Standpunktes und an Mannigfaltigkeit der Aussicht überlegen ist.

Denkmal von
Wolfe und Mont-
calme.

Hinter Dufferin-terrace, umgeben von einem Square, welcher früher den Garten des Gouverneurs bildete, steht ein sehr merkwürdiges Denkmal, im Jahre 1827 vom damaligen Statthalter, Lord Dalhousie, errichtet. Es ist ein Obelisk, 65 Fuss hoch, dem Andenken des als Sieger bei Quebec 1759 gefallenen Generals Wolfe gewidmet und zugleich demjenigen Montcalme's, des Heerführers der Franzosen, der angeblich seinen in derselben Schlacht empfangenen Wunden nach wenigen Tagen erlag. Auf je einer Seite sind die Namen Wolfe und Montcalme eingegraben, vorn die Inschrift: *Mortem virtus communem, famam historia, monumentum posteritas dedit.* Die Stürmer und Dränger, welche das Lateinische zugleich aus den Schulen und von öffentlichen Monumenten vertreiben möchten, würde ich gerne fragen, in welcher andern Sprache sich mit acht Worten so viel sagen lässt, und welche andere geeignet wäre, in diesem Falle den Sieger und den Besiegten zugleich zu feiern. Auf letzteres werden sie mir antworten, dass derartige Denkmäler wohl schwerlich sonst errichtet werden, womit sie leider Recht behalten mögen.

Hier in Quebec ist dieser Obelisk aber nicht das einzige Beispiel weitgehender Objectivität der Vergangenheit gegenüber. Die älteste Kirche der Stadt heisst Notre Dame des Victoires, nach einem Marienbild, dessen Wunderwirkung die zweimalige siegreiche Vertheidigung der Stadt gegen die Engländer zugeschrieben wurde. Diese kleine Kirche ist jüngst vollständig restaurirt worden, und grosse französische Inschriften an den Wänden bringen die Daten ihrer Erbauung und der beiden abgeschlagenen Stürme in Erinnerung; über dem Hochaltar sieht man die Festung Quebec und die sie schirmende Mutter Gottes. Dass die englische Regierung gegen die Inschriften keine Einsprache erhob, war gewiss ein Beweis von Klugheit, und dass sie sich stark genug fühlt, um derartige Reminiscenzen nicht zu fürchten. Da ich dies schreibe, fällt mir übrigens ein, dass die Preussen, welche man gewiss nicht allzu grosser Achtung vor polnischen Traditionen beschuldigen darf, auf den restaurirten Stadthoren von Danzig die Wappen von Polen und Lithauen wieder anbringen liessen. Freilich ist Danzig heute eine vollständig deutsche Stadt, und in Posen oder Gnesen dürfte Aehnliches wohl nicht vorkommen. Weniger logisch, als das Benehmen der Engländer bei der feierlichen Wiedereinweihung der kleinen Marienkirche,

Notre Dame des
Victoires.

erscheint aber das der französisch - katholischen Bevölkerung und des katholischen Clerus, denn nicht Skeptiker allein mögen sich wohl fragen, warum die Gottesmutter, wenn sie schon Quebec ihren besonderen Schutz gewährte, es doch schliesslich unter die Herrschaft seiner damaligen Angreifer gelangen und seit mehr als einem Jahrhundert in ihrem Besitz liess, ganz abgesehen davon, dass die canadischen Franzosen ja heute treue und zufriedene Unterthanen der Königin Victoria sind, was das Unglück, welches damals von der Stadt abgewendet wurde, gar nicht als Unglück erscheinen lässt.

Kirchen und Klöster findet man hier auf Schritt und Tritt. Leider ist die Capelle des Seminars vor Kurzem mit einigen werthvollen religiösen Bildern der französischen Schule verbrannt. Die Cathedrale, die Basilika von Quebec geheissen, im nüchternsten Stil Louis XIV. erbaut, innen mit reicher Vergoldung, enthält mehrere Altarbilder derselben Schule und einen schönen Christus am Kreuz, der wohl mit Recht Van Dyck zugeschrieben wird, mit grossartiger Landschaft im Hintergrund und einem trauernden kleinen Engel am Fuss des Kreuzes. Es ist eine etwas abweichende Wiederholung des Bildes im Wiener Belvedere, von dem viele Repliken existiren; das Gemälde hängt leider

Crucifixus von
Van Dyck.

so schlecht, dass man es nicht genügend betrachten kann, ich vermochte nur zu constatiren, dass der Engel und der Ton des Ganzen des Meisters nicht unwürdig seien.

Dieses nordamerikanische Rom, welches auch einen Cardinal beherbergt, besitzt eine katholische Universität, benannt nach ihrem Gründer, Monseigneur de Laval, dem ersten Bischof von Quebec, der 1708 starb, im Jahre 1852 in ihrer jetzigen Form neu errichtet, von Pius IX. 1876 bestätigt, die in vier Facultäten: Theologie, Jus, Medicin und schöne Künste, zerfällt und sich zahlreichen Zuspruchs aus Canada und den Vereinigten Staaten erfreut. Das weitläufige Universitätsgebäude liegt nicht weit von Dufferin-terrace in der oberen Stadt und enthält eine an Nummern reiche, an guten Bildern arme Sammlung von meist französischen Gemälden aus der Uebergangszeit des letzten Jahrhunderts in das unsrige, eine grosse Bibliothek, unter den Manuscripten ein angebliches Gebetbuch der Maria Stuart — in welcher Büchersammlung in englischen Ländern wäre ein solches nicht zu finden! — mit werthvollen Miniaturen, dann ein naturhistorisches Museum und ein physikalisches Cabinet. Auch eine hübsche Sammlung japanischer und chinesischer Curiositäten ist hier zu sehen, das Schönste aber bleibt die Aussicht vom Dach des Gebäudes auf den

Laval-Universität.

St. Lawrence und seinen Nebenfluss, den St. Charles-River.

Abrahamsfeld.

Fahren wir nun an dem grossen neuen Gebäude, wo das Provincialparlament tagt, vorbei und nach Süden zu, immer auf der Höhe der oberen Stadt bleibend, aus ihr hinaus, so kommen wir auf das historische Abrahamsfeld, wo die Schlacht zwischen Wolfe und Montcalme geschlagen wurde. Eine Denksäule bezeichnet die Stelle, wo Wolfe fiel. Das Vertheidigungsheer der Franzosen zählte 13.000 Mann. Mit solchen Armeen wurden noch vor 130 Jahren Entscheidungsschlachten gefochten!

Hübsche Blicke von andern Theilen der oberen Stadt auf die unten liegenden Viertel mit ihren Kirchen und auf die, in die Ebene nach Westen zu sich verlierenden Vorstädte. An, ich weiss nicht mehr welchem öffentlichen Gebäude, nicht weit der Universität, das Stadtwappen mit der schönen Devise: »Je me souviens«. Eine Trinkhalle auf der Terrasse muss ich noch erwähnen, wo nur Flüssigkeiten verabreicht werden, welche die Censur der Mässigkeitsvereine passirt haben. Während mir mein Apollinariswasser eingeschenkt wird, betrachte ich eine mehrere Jahre alte Cigarettenannonce an der Wand, auf welcher ich zu meiner Ueberschung in schlechtem Farbendruck eine Art Bal Mabilie abgebildet sehe, in der Mitte der

Eine lustige Cigarettenannonce.

Prinz von Wales mit dem Präsidenten Grévy im Gespräch, rechts Bismarck einigen Damen den Hof machend, links der Kaiser von Oesterreich und der damalige deutsche Kronprinz, mit jungen Schönen Walzer tanzend. So lustig geht es nach den Vorstellungen der Canadier im alten Europa zu.

Die ältesten Gassen liegen in der unteren Stadt, dem Flusse zunächst, und auf uralten halbsbrecherischen Stiegen kann man von hier aus die steile Rampe erklettern. Diese Stiegen und manche der engen Gassen sind recht malerisch, aber in meiner Erwartung, charakteristische alte Häuser zu finden, sah ich mich getäuscht. Das Einzige, was stark an frühere Zeiten erinnert, sind die riesigen Gewölbschilder, einige recht launige gemalte, die meisten plastisch aus der Häuserwand herausragend, ungeheure Schlüssel, Löwen, Pferde, besonders häufig aber colossale Stiefel, nach ihrer Menge zu schliessen, müsste Quebec ganz Amerika mit Schuhwerk versehen.

Alter Stadttheil.

Nachmittag fuhr ich über den St. Charlesfluss, der die Stadt im Nordwesten begrenzt und sich hier in den grossen Strom ergiesst, und dann weiter am linken Ufer des St. Lawrence durch das freundliche Städtchen Beauport. Ich überhole mehrere einspännige antediluvianische Wagen auf Federn. Beauport ist

Beauport.

Aufschrift in ver-
altetem Franzö-
sisch.

ein weitläufig zwischen Feldern und Gärten sich ausdehnender Ort. Die stattliche gothische Holzkirche ist modern, aber die Häuser haben beinahe alle den Charakter der Regierung des »Grand Roi« behalten. So viele kleine Häuser mit verhältnismässig sehr grossen Mansarden wird man in französischen Landen kaum irgend wo mehr finden. Eine Aufschrift ergötzt mich, weil sie mir ebenfalls das Frankreich vor 200 Jahren vor Augen bringt. Sie befindet sich wieder über einem Schusterladen und lautet: Ici l'on fait des bottes sauvages, soll heissen, Stiefel aus rohem Leder. Das ist unverfälschtes Französisch der Zeitgenossen von Molière und Lafontaine, ich signalisire die Aufschrift dem Director des Théâtre Français, damit er sie an der Decoration des »Menteur«, welche die alte Place Royale in Paris vorstellt, anbringen lasse.

In der Umgebung von Quebec geht es wie in Californien, Seen, Flüsse, Berge, Dörfer, Städte führen beinahe durchgehends Namen von Heiligen. Wie der Ort Beauport, so macht der Fluss Montmorency, über den ich nun über eine Brücke fahre, hievon eine Ausnahme, dafür ist sein Name abermals ein Ueberbleibsel vergangener Zeiten. Von mässiger Breite, stürmt er sehr malerisch zwischen üppig bewaldeten Ufern über Felsen weg. In einem an der Strasse gelegenen Hôtel muss ich — die Umwohner des Nia-

gara sind doch nur naive Kinder — eine Karte lösen, um hundert Schritte davon den Wasserfall bewundern zu dürfen, den der Montmorency bildet, da er sich in den St. Lawrence stürzt. Es ist ein imposanteres Schauspiel, als es irgend eine der Abtheilungen des Giessbachs in der Schweiz gewährt, weil die Wassermasse hier grösser ist, vielleicht auch die Höhe des Falles. Der mächtige, weiss schäumende Wassersturz, den mit üppigen Laubbäumen besetzten Bergabhang hinuntersausend, brachte mir Bilder von Jacob Ruisdael in Erinnerung, der, wenn ich nicht irre, sich seine Motive in Norwegen geholt hat, wieder ein Beweis für die Aehnlichkeit der beiden Länder. Aber trotz grüner Bäume, weissen Schaumes, Felsen und Ruisdael war der Blick auf den Wasserfall von dem Punkte, wo ich stand, nicht das Fesselndste, es war die Aussicht den Fluss hinauf gegen Quebec zu. Vor mir die grosse bewaldete Insel von Orléans, ehemals Bacchus- oder Hexeninsel genannt, welche den gleich unterhalb Quebec zum See sich erweiternden St. Lawrence in zwei Arme theilt, gegen Südwesten zu aber über den herrlichen, in der Nachmittagssonne glitzernden Strom weg das Felsenvorgebirg mit den kühnen Linien, von der Festung gekrönt, welches ihn für das Auge vollständig abschliesst.

Montmorency-
Wasserfall.

Auf der Rückfahrt stieg ich unweit des Hôtels aus und gieng auf einem Feldweg durch beinahe reifes Getreide, mehrere Planken überkletternd, dem Walde zu, welcher beide Ufer des Montmorency bedeckt. Dann auf feuchtem, schlüpfrigem Pfade unter Bäumen zwischen Strauchwerk zum Fluss hinunter, der hier, eine bedeutende Strecke oberhalb der Brücke, durch terrassenförmig über einander gelagertes Felsgestein sich seinen Weg bahnt. Das sind die sogenannten Natural Steps, die natürlichen Stufen, welche den eiligen Betrachter zum Verweilen einladen, denn der Kampf des schäumenden Elements mit der braunen, sonderbar geformten starren Steinmasse, von Waldesgrün eingefasst, giebt ein grosses und eigenartiges Bild.

Natural Steps.

Abends im Hôtel St. Louis in Quebec — es ist englisch-modern, hat aus dem Ancien Régime nur den Namen behalten — war ein canadischer Abgeordneter mein Tischnachbar, der mir Manches über Einrichtungen und Zustände des Landes erzählte. Er beklagte sich darüber, dass die Regierungsfunktionen durch die Gleichberechtigung beider Landessprachen erschwert werden, und war sehr erstaunt, von mir zu hören, dass es in Europa eine Monarchie gebe mit einem Dutzend Landessprachen, von denen jede für sich gleiche Geltung in Amt, Schule und Gericht beanspruche.

Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr abends schwimme ich auf dem Ferryboat über den Strom nach Levis hinüber und eile bald in einem Waggon des Quebec-Central-Railway südwärts der Grenze der Vereinigten Staaten entgegen.

31. Juli. — 8 Uhr morgens sehr glimpfliche Gepäcksvisitation im Zuge, freundliche Waldgegend, wir halten in Newport, dem Grenzort von Canada und dem Staate Vermont. Hier bleiben wir 1 $\frac{1}{2}$ Stunden, um einen andern Zug abzuwarten. Newport ist ein beliebter Sommersitz der Bewohner von Boston und Montreal und liegt an einem grossen See mit anmuthigen hügeligen Ufern, der den barbarischen Indianernamen Memphremagog führt. Der Ort besteht aus netten Häusern und Villen, sämmtlich von Holz, theilweise inmitten hübscher Gärten. Abwechslungsreiche Blicke auf den See, an manche Aussichten auf den Attersee erinnernd. Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr dampfen wir weiter und kommen bald in den Staat New-Hampshire. Fortwährend liebliche, baumreiche Gegend. 1 Uhr Plymouth, nicht zu verwechseln mit dem Hafen gleichen Namens an der Küste von Massachusetts, wo die ersten »Pilgrims« landeten. Buffet im Bahnhofgebäude. An langem schmalen Tisch auf der innern Seite die Bedienung, auf der äusseren am Tisch befestigte kleine drehbare Stühle ohne Lehne, auf denen die Essenden sitzen

Newport am See
Memphremagog.

Demokratische
Buffet-Einrichtung.

wie auf den Pferden eines Ringelspieles. Nach jeder Speise bekommt man eine Messingmarke, auf welcher der Gesamtpreis dessen steht, was man bis jetzt verzehrt hat. Auch in der Restauration des Hôtels, das ich in Boston bewohnte, bringt der Kellner zum Schluss eine solche Marke statt der Rechnung.

Bald nachdem wir Plymouth verlassen haben, gewahren wir zu unserer Linken den grossen See von Winnipissoegee mit seinen flachen waldigen Ufern und zahlreichen, von Dampfschiffen belebten Buchten. Gleich darauf zur Rechten ein kleinerer See von ganz ähnlichem Charakter. 3 Uhr Concord, ziemlich grosse Stadt. Auch ein zweites Concord giebt es in Massachusetts, das einer der Vororte von Boston ist. Diese geringe Erfindungsgabe der Amerikaner bei der Benennung der Städte muss jeden Augenblick zu Verwechslungen Anlass geben. Nun eine Station nach der andern, wir rollen über die Grenze von Massachusetts, um 5 Uhr Meerarme, Kirchthürme, Menge ein- und ausfahrender Eisenbahnzüge, wir sind in Boston.

31. Juli nachmittag bis 2. August früh,
 Boston. *Boston.* — Was den Ankommenden zuerst an Boston frappirt, ist die Aehnlichkeit mancher Stadttheile mit solchen von London. Fährt man am »Common«, dem öffentlichen Park, vorüber, kann man sich am Hyde Park glauben, und

das Gewirr der alten Gassen, die zu den seltenen krummen auf dem Unionsgebiete gehören, gleicht einigen Gegenden der City zum Verwechseln. In anderen Vierteln freilich fällt der Vergleich ganz zu Gunsten der Hauptstadt von Massachusetts aus, und die breiten, schönen Strassen des vornehmen Stadttheiles, die nichts von der Monotonie des Londoner Westends an sich haben, entschädigen reichlich dafür, dass Boston kein »Clubland« und keine Regent-street besitzt, so wie mindestens hundert sonnige Tage mehr im Jahre gewiss ein willkommener Ersatz für ein paar Millionen Einwohner weniger sind.

Die Stadt nimmt im innersten Winkel einer reichlich ausgezackten Bucht eine weit vorspringende Halbinsel ein und hat im Laufe der Zeit auch die Nachbarhalbinseln und -inseln mit Häusern zugedeckt. Charlestown, der Name einer dieser Vorstädte, versetzt uns in die Zeit der Stuarts. Boston stammt aus den dreissiger Jahren des 17. Jahrhunderts und war lange Zeit in jeder Beziehung New-York überlegen, wichtige Ereignisse, die den Unabhängigkeitskrieg einleiteten, spielten sich hier ab, und man athmet in geschichtlicher Atmosphäre. Auch heute noch beansprucht die schöne Stadt, die ungefähr 500.000 Einwohner zählt, den Rang als geistiger Vorort der Union, die Anmuth ihrer Bewohnerinnen ist sprichwörtlich, und

Commonwealth-
avenue.

gewisse Bostoner Coterien, exclusiver als die exclusivsten Kreise europäischer Hauptstädte, rühmen sich, die Ueberlieferungen der guten Gesellschaft besser zu hüten, als dies in Philadelphia oder New-York der Fall ist. Um diese Zeit des Jahres sind die coquetten Häuser mit den epheuüberzogenen Façaden in Commonwealthavenue, welche in nordwestlicher Richtung aus der Stadt hinausführt, verlassen, die feine Welt ist im Seebade, in Newport oder Saratoga, oder in Europa. An dieser Strasse und in deren unmittelbarer Nähe ein sehr eleganter Club, schöne Hôtels, Standbilder, darunter auch das jüngst aufgestellte Leif's des Normannen, der um 1000 nach Christus diese Küste entdeckt haben soll, eine Siegfriedsgestalt auf einem Postamente, dessen oberer Theil ein Schiff in Drachenform vorstellt. Von den Kirchen dieses Stadtviertels ist die katholische Cathedrale die grösste, die schönste aber die Episkopalkirche, Trinity church, beide gothisch.

Museum of fine
Arts.

Ein anmuthiger Ziegelbau mit Terracotta-reliefs beherbergt die Sammlungen des Museum of fine Arts, eines reinen Privatunternehmens, das kaum ein Jahrzehnt besteht, sich aber, wie alle derartigen Institute diesseits des atlantischen Oceans, mit fabelhafter Schnelligkeit entwickelt. Eintheilung gut, Säle und Treppenhaus licht und von schönen Verhältnissen. Gipsabgüsse.

Von Originalantiken besonders zwei Reliefs aus Assos in Kleinasien bemerkenswerth, Beides Fragmente, wohl kaum von Sarkophagen, sondern vermuthlich von einem grösseren Bauwerk herführend. Auf dem einen zwei Sphinxen, die mit je einer Vordertatze gemeinsam einen Gegenstand halten, der auf einer Art Stiel steht, dessen unterer Theil leider nicht mehr vorhanden. Auf dem andern nackte Männer mit gespannten Bogen, auf fliehende Kentauren schiessend, die zum Unterschied von allen anderen Kentauren-darstellungen aus einem ganzen Menschenleib mit einem rückwärts angehängten halben Thierleib bestehen. Ich halte diese Sculpturen für älter, als die von Gjölbaschi, die ungefähr zur selben Zeit nach Wien gebracht wurden, wie jene hierher. Hervorzuheben sind etruskische Sarkophage mit je einem Ehepaar auf dem Deckel liegend, so frei in der Bildung der menschlichen Körper, so nahe der römischen Kunst der Kaiserzeit, dass man versucht wäre, sie gar nicht für etruskisch zu halten, wenn diese Bezeichnung, wie sie heute gebraucht wird, überhaupt mehr als geographische Bedeutung hätte und nicht ein Sammelname für alle möglichen Stilschattirungen wäre. Zwei Hunde aus Thon, in Naukrates bei Alexandrien gefunden, sind Beispiele sehr alter griechischer Kunst auf ägyptischem Boden. Kleine Terracotten die

Antiken.

Menge, hochinteressante darunter. Gute römische Kaiser- und andere Portraitbüsten, antike Gefässe aus der Gegend von Tiflis, eine grosse assyrische Relieffigur, eine reichhaltige ägyptische Sammlung, in welcher der schöne Reliefkopf eines Herrschers im Profil, Marmor aus später Zeit, den ersten Platz einnimmt.

Bilder amerikanischer Meister.

Von den Bildern interessirten mich vor Allem die von amerikanischen Malern. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, dass Benjamin West, der langweilig akademische Hofmaler Georg's III., amerikanischer Herkunft war. Sein Portrait von Sir Thomas Lawrence, das in einem der Säle hier hängt, zeigt einen wohlwollend dreinblickenden, nicht sehr bedeutend aussehenden alten Herrn. Drei Portraitmaler haben sich um die Zeit des Unabhängigkeitskrieges hervorgethan, Copley, Stewart und Alston, alle drei sind hier vertreten, und ihre Bilder, so wie einige grosse Figurencompositionen jüngerer Künstler, bekunden deutlich den Zusammenhang mit der englischen Schule, an deren Spitze Sir Joshua Reynolds und Gainsborough standen. Stewart hat Washington wiederholt gemalt, und der hier hängenden Portraitskizze brauchte sich keiner der eben genannten Londoner Meister zu schämen.

Moderne Bilder.

Moderne Bilder in grosser Anzahl, viele davon blos geliehen. Die ersten französischen Namen, unter andern Millet, Rousseau, Regnault,

sind vertreten. Dante und Beatrice, das tausendfach reproducirte Gemälde von Ary Scheffer, ist auch hier, wirkt, wie auf Wachs gemalt, ohne Rundung und Tiefe, in süsslich-faden Farben. Und wie wurden diese Composition und ähnliche desselben Malers bewundert! Wir sind aber heute doch an Besseres gewöhnt, und die fortschreitende Kenntniss der Malerschulen vor dem 16. Jahrhundert, besonders der italiänischen, hat uns gelehrt, wie derartige Stoffe aufgefasst sein wollen, eine Lehre, welche sich in England Gabriel Rossetti und seine Genossen zu Nutzen gemacht haben.

Niemand wird in Boston billiger Weise Alte Bilder. eine grosse Sammlung hervorragender alter Gemälde erwarten, es fehlt aber nicht an einzelnen tüchtigen Werken. Dahin gehören eine vorzügliche Altartafel von Vivarini mit zahlreichen Abtheilungen, Heiligen in Drittellebensgrösse auf Goldgrund, wie in Venedig keine bessere zu finden ist, und ein Fragment, zwei Stifter mit ihren Patronen, vermuthlich schwäbische Schule von einem Zeitgenossen Holbein's. Einen angeblichen Van der Weyden: St. Lucas, die Mutter Gottes malend, halte ich für eine sehr schöne und sehr alte Copie des Bildes in der Münchener Pinakothek. Ueberaus reichhaltig ist die japanische Abtheilung, besonders an Schwertern, Bronzen und Stoffen.

Verfolgt man die lange Avenue, die Hauptader dieses Stadttheiles, weiter, gelangt man unversehens aus der Stadt hinaus und zwischen Villen, deren trefflich gehaltene Gärten eigenthümlicher Weise von keinem Graben und keiner Umzäunung umgeben sind, schliesslich auf eine Anhöhe, von der man ganz Boston mit den dasselbe durchschneidenden Meerarmen übersieht. Von der hölzernen, vergoldeten Kuppel des Statehouse, das mitten in der Altstadt auf einem Hügel liegt, könnte man einen noch besseren Ueberblick geniessen, wenn die Fenster der kleinen Kuppellaterne nicht leider immer hermetisch geschlossen blieben. In der Vorhalle des Statehouse Marmorstatuen Washington's und anderer Staatsmänner und zahlreiche Fahnen.

Aussichten.

Nicht weit davon liegt das Athenäum, eine grosse öffentliche Bibliothek, altväterisch sehr heimlich eingerichtet, Farbendrucke der Arundel Society an den Wänden, und in beiden Stockwerken zahlreiche Marmorbüsten berühmter Männer. Neben einer Christusbüste steht die eines Gentleman mit gebogener, spitzer Nase und hinaufgezogenen Augenbrauen, auf dem Sockel die Aufschrift: »Satan«. Man sieht, welche gemischte Gesellschaft man im Athenäum antrifft. Es giebt auch noch eine zweite öffentliche Bibliothek in Boston, später gegründet, viel grösser und mit allen neuesten Bequemlichkeiten ein-

Athenäum.

gerichtet. Faneuil-Hall, ein grosses Gebäude, Faneuil-Hall. den alterthümlichen Tuchhallen in deutschen Städten ähnlich, »die Wiege der Freiheit«, hat für die Vereinigten Staaten eine analoge Bedeutung, wie das Ballhaus in Versailles für das moderne Frankreich. Hier versammelten sich 1773 die durch die Verkündigung der Taxe auf den Thee aufgeregten Patrioten und beschlossen, die aus Indien angekommenen Theeladungen ins Meer zu werfen, was das Signal abgab zum Widerstand gegen England.

Nicht weit davon erhebt sich das bescheidene alte Statehouse, Altes Statehouse. an dem schnörkeligen Giebel stehen noch Löwe und Einhorn, die englischen Wappenthier, welche die gesund und praktisch denkenden Yankees sich nicht haben beifallen lassen entfernen zu wollen. Welcher Unterschied von Frankreich, wo Embleme und Initialen auf öffentlichen Bauten alle zwei Jahrzehnte verändert werden und wo von der Statue Ludwig's XIV. in Lyon vor einigen Jahren die Inschrift weggenommen wurde, weil man das Standbild nur als Kunstwerk, nicht als geschichtliches Monument gelten lassen will. Es ist, als wollten diejenigen unter den Franzosen, welche zum Evangelium von 1789 sich bekennen, das Wort des Dichters, dass die Vergangenheit ewig still stehe, Lügen strafen. Merkwürdig bleibt nur, wie dieselben Leute, welche die

eigene Vergangenheit nicht bloß verläugnen, sondern als nicht dagewesen ansehen möchten, die Prätension haben können, für die Zukunft etwas zu schaffen, was doch nur unter der Voraussetzung möglich wäre, dass künftige Generationen das Werk der Gegenwart, die dann Vergangenheit geworden sein wird, respectiren.

Der nordameri-
kanische Frei-
heitskrieg und
die französische
Revolution.

Ueberhaupt giebt es kaum einen grösseren Irrthum als den, die Republik der Union und die französische als ähnliche geschichtliche That-sachen hinzunehmen. Die Aehnlichkeiten sind äusserliche, die Unterschiede tief innerliche. Man betrachte den Kampf der Amerikaner gegen England als etwas, den Unabhängigkeitskriegen der Schweizer Cantone und der Niederlande Gleichartiges, die Verfassung der Union von demselben Gesichtspunkte, wie jene der ehemaligen Niederlande und der Schweiz, wie sie noch heute ist, und man hat das Richtige getroffen. In allen drei Fällen Gruppen von kleinen Gemeinwesen, die, unter sich verschieden und auf ihre Selbstständigkeit eifersüchtig, geeinigt sind durch gleiche Lebensinteressen und vor Allem durch den Widerstand gegen die Fremdherrschaft, welche in Pennsylvanien und Massachusetts, Dank der Verschiedenheit der geographischen und socialen Bedingungen dieser Colonien von denen Englands, beinahe eben so als solche empfunden wurde, wie die Herrschaft Oesterreichs

und Spaniens in jenen andern Ländern. Die eben angeführten Kriege waren Kämpfe von Völkern, die Herren im eigenen Hause sein wollten. Es waren in erster Linie nationale Kriege. Die Amerikaner so gut, als die Niederländer und Schweizer, wussten, was sie wollten, die Franzosen vor hundert Jahren wussten es nicht. Die französische Revolution war kein Kampf um den geheiligten Boden des Vaterlandes, sondern die entsetzliche Ausartung einer nothwendigen, aber von Anfang an unter dem Einflusse falscher allgemeiner Theorien verkehrt angefassten staatlichen und socialen Reform, und diese Ausartung hat auch heute noch zu nichts Anderem geführt, als dazu, die zwei Seelen, welche in der Brust des französischen eben so, wie in der jedes andern Volkes, wohnen, die eine, die sich mit klammernden Organen an die Ueberlieferung hält, und die andere, die gewaltsam vorwärts treibt, sich in einem reactionären und einem revolutionären Frankreich verkörpern zu lassen, von denen eines das andere abwechselnd niederzuhalten und vom Einfluss auf die Lenkung des Staatsschiffes auszuschliessen trachtet. Es war von je das Unglück der Franzosen, sich erst Abstractionen zu construiren und dann mit heftigster Leidenschaft sich zu bemühen, diesen Abstractionen Leben zu geben. Die Bartholomäusnacht ist hiefür ein eben so eclatantes Beispiel, wie die

Schreckensherrschaft. Sie sind dadurch das typische Volk Europa's geworden, das Alles, was den Welttheil bewegte, vorbildlich in grossen Linien hingestellt hat. Die Angelsachsen aber stehen im Begriff, den Erdkreis zu erobern, weil sie Theorie und Praxis stets zu scheiden wussten und allem Bestehenden seinen relativen Werth zusprechen, eben weil sie ihn nur als relativ erkennen.

Die Republik in
Nordamerika
und in Frank-
reich.

Betrachten wir die gegenwärtige französische und die nordamerikanische Republik, so haben sie nicht viel mehr als den Namen gemein. In Frankreich ein krankhaft zu nennender Centralismus, in Amerika Bundesverfassung, in Frankreich bis in die jüngste Vergangenheit Proben der widerlichsten und unsinnigsten Intoleranz von allen, derjenigen des Unglaubens, in Amerika Freiheit der Gewissen auf ausgesprochen christlicher Grundlage, in Frankreich Niederreissen, so dass kaum wieder aufgebaut werden kann, in Amerika ruhiges Weiterbauen auf normaler Basis. Hat es in so fern die grosse Republik der neuen Welt besser, als die auf »unserem Continent, dem alten«, so ist dies auch noch deshalb der Fall, weil von den beiden Völkern, welche hierin ihrem Grundcharakter folgen, das amerikanische die Freiheit über die Gleichheit stellt, während die Franzosen umgekehrt die Gleichheit der Freiheit überordnen. Denn diese

viel missbrauchten Worte entsprechen zwei negativen Begriffen, welche, in ihrer vollen Bedeutung genommen, einander aufheben. Freiheit heisst Verschiedenartigkeit, Gleichheit heisst Unfreiheit.

Soll damit gesagt sein, dass in der Republik, die von den beiden grossen Weltmeeren bespült wird, Alles aufs Beste sei und ihre Zustände nichts zu wünschen übrig lassen? Weit entfernt davon, und ernste Patrioten haben vor Kurzem bei Gelegenheit der Centenarfeier in Washington der Besorgnis Ausdruck gegeben, dass die amerikanische Constitution, die so biegsam ganz verschiedenen Bedingungen im Laufe der 100 Jahre ihres Bestehens sich angepasst und so lebensgefährliche Krisen siegreich durchgemacht hat, wohl kaum ein zweites Jahrhundert überdauern dürfte. Die Corruption, der Krebschaden, welchen die Demokratien mit schlecht despotisch regierten Staaten gemein haben, nagt am Marke der Union, und einzelne makellose Charaktere, die sich in den Strudel des öffentlichen Lebens gestürzt haben, sind kein genügendes Gegengewicht gegen die grassirende Bestechlichkeit bei den Wahlen und leider sogar der Aemter und Richterstellen. Die überwiegende Mehrzahl der Besten des Volkes hält sich abseits von der Politik, weil sie fürchten, sich zu beschmutzen, wenn sie in so trüben Wassern

Heutige amerikanische Zustände.

zu schwimmen versuchen, und darin liegt allerdings eine traurige Aehnlichkeit mit den Zuständen im heutigen Frankreich. Aber, was auch immer noch den Amerikanern beschieden sein möge, vor den Extremen, zwischen welchen das französische Volk, um Dante's Bild zu gebrauchen, wie ein Fieberkranker auf seinem Lager unruhig hin- und hergeworfen wird, werden sie durch die Eigenthümlichkeit ihrer kräftigen Race sowohl, als durch die andern Grundlagen ihres Volksthums voraussichtlich bewahrt bleiben.

Zu ebener Erde sind im alten Statehouse Comptoirs untergebracht, in beiden oberen Stockwerken aber eine höchst sehenswerthe Sammlung von Portraits, Caricaturen, Büchern u. s. w., welche auf die Unabhängigkeitskämpfe Bezug haben.

Standbilder.

An öffentlichen Standbildern ist auch in den alten Stadttheilen von Boston kein Mangel, aber nur an die Reiterstatue Washington's darf man, wie mir scheint, einen strengeren Maassstab anlegen. Das Monument für die im grossen Bürgerkrieg Gefallenen hat vier Sockelfiguren, zwei Soldaten, streng nach der Vorschrift uniformirt, mit zwei allegorischen Gestalten abwechselnd. Weiter kann man in der Geschmacklosigkeit wohl kaum gehen.

2. August. — 9 Uhr früh Abfahrt nach New-York. Grüne Landschaft, stattliche Flüsse,

ansehnliche Städte, Worcester, Springfield, Hartford. Aus letzterem, der Hauptstadt von Connecticut, ragt ein neues, prachtvolles Statehouse hervor mit mächtiger Kuppel. Später Newhaven, belebte Hafenstadt. 3 Uhr Nachmittag New-York.

2. bis 7. August nachmittags, New-York und Umgebungen. — Die Lage von New-York hat mit der von Boston grosse Aehnlichkeit. Hier wie dort nimmt die Stadt die Spitze einer Halbinsel ein und hat sich nach und nach auch über die umliegenden Ufer und Inseln ausgebreitet. Der mächtige, von Norden nach Süden fliessende Hudson mündet in ein Binnenmeer, den heute wichtigsten Hafen der Welt. Ueber vier Millionen Menschen wohnen um diesen Hafen herum oder in dessen nächster Umgebung. Der Häuserhaufen am rechten Ufer des Hudson heisst: Hoboken und Jersey-City, der auf Long-Island: Brooklyn. Von dem eigentlichen New-York nach Brooklyn führt über den Meerarm die grosse Kettenbrücke, ein wahres Weltwunder und weitaus das wichtigste Bauwerk der Vereinigten Staaten. Kein Ort unseres Planeten dürfte eine Aussicht bieten, der zu vergleichen, die man von der Mitte der Brücke geniesst auf die häuserbedeckten Landstrecken und die schiffbedeckten Meerarme. Im Norden von Brooklyn gewahre ich Thürme, wie von einer mittelalterlichen Festung; sie gehören zu den Zuckerraffi-

New-York.

Die grosse Kettenbrücke.

nerien des österreichischen Generalconsuls Havemeyer.

Die eigentliche Stadt New-York ist wohl sechs Mal so lang, als breit, und ihre Hauptverkehrsader liegt natürlich in ihrer Längsaxe. Es ist im unteren Stadttheile Broadway, weiter oben, etwas nach Westen gerückt, aber ganz wie Broadway nach Nordosten laufend, die berühmte fünfte Avenue. Diese Lage bringt es auch mit sich, dass das vornehme Viertel nicht, wie in London, Boston, Paris und Berlin, im Westen, sondern nordöstlich vom Hafen sich gebildet hat, ehemals das Ende der Stadt bezeichnend, jetzt ungefähr deren Mitte einnehmend, denn endlos über dasselbe hinaus reichen die langweiligen neuen Strassenzüge, was zur Folge hat, dass die fünfte Avenue, die Strasse der eleganten Welt, ähnlich den Linden in Berlin, belebter und lärmender ist, als sonst derartige Gassen zu sein pflegen.

Die fünfte
Avenue.

Der Bois de Boulogne von New-York ist der Central Park, so schön angelegt wie sein Vorbild, unmittelbar nach dem glänzendsten Theile der fünften Avenue, meilenweit längs derselben im Westen sich hinziehend. Eine seiner Anhöhen ziert ein kürzlich von Alexandrien hergebrachter Obelisk, und diesem gegenüber liegt mitten im Grünen das Metropolitan Museum of Art. Wie das Museum of fine Arts in Bo-

ston, ist es aus privater Initiative hervorgegangen, ein äusserlich nicht sehr gelungener, innerlich dem Kensington - Museum nachgebildeter Bau, der schon jetzt, wenige Jahre nach seiner Vollendung, sich als ungenügend für die Fülle der aufgehäuften Gegenstände erweist. Anlass zur Gründung des Institutes gab der Ankauf der reichen Sammlung von auf Kypern ausgegrabenen Sculpturen und andern Kunstobjecten, die der dortige amerikanische Consul Cesnola während seiner langjährigen Thätigkeit erworben hat und die er zuerst vergeblich dem British Museum anbot. Diese Köpfe und Figuren, Sarkophage und Reliefs zeigen wieder ein Mal, dass es in der Kunst so wenig, als in der Natur, Sprünge giebt, denn sie sind wichtige Denkmale eines griechischen und semitischen Mischstiles, wo aber das semitische Element überwiegt. Im grossen Hauptsaal des Museums begrüsst die Jagd der Diana von Makart, der in New-York durch mehrere Bilder vertreten ist. So sah ich auch in der Wohnung des österreichischen Generalconsuls eine mir unbekannte Landschaft mit Figuren von ihm, neben Bildern von Čermak und Canon. Wie im Kensington-Museum, stehen in einigen der untern Säle des Gebäudes im Centralpark Gipsabgüsse und Originalsculpturen, letztere meist modern, durch einander.

Metropolitan
Museum of Art.

Kyprische Alter-
thümer.

Im obern Stockwerk: mexicanische Ausgrabungen, zum Theil werthvolle Gegenstände, welche auf die Geschichte der Union Bezug haben, in mehreren Sälen übersichtlich aufgestellt, japanische Kunstobjecte, viele gute moderne und viele alte Bilder. Der bekannte Bildhauer Story führt mich unter letzteren herum. Während die Bezeichnungen häufig der Berichtigung bedürfen, war die grosse Anzahl vorzüglicher Werke eine Ueberraschung für mich. Wenn die Opferwilligkeit der reichen Bürger von New-York nicht nachlässt, werden wir Europäer in wenigen Jahrzehnten eine der wichtigsten Gallerien der Welt über dem Ocean suchen müssen. Ein ächter Antonio Pollaiuolo, ein merkwürdiges Doppelportrait, dem Masaccio zugeschrieben, mehr an Piero della Francesca erinnernd, ohne von ihm zu sein, eine dem Jan Van Eyck sehr nahe kommende kleine Madonna, einer der schönsten Van Dyck's, Portrait eines Neffen Carl's I., ganze Figur mit einem Windspiel, mehrere Rembrandt's, unter welchen eine kleine heilige Familie der bedeutendste, der beste Hoogstraten (Schüler Rembrandt's), den ich kenne, Doppelportrait eines Ehepaares, prächtige Franz Hals' und Velazquez', endlich eines der vorzüglichsten lebensgrossen Gruppenbilder von Sir Joshua Reynolds.

Leider sind alle übrigen öffentlichen Sammlungen und die Bibliotheken geschlossen, die todte

Saison macht sich hier noch mehr fühlbar als in Boston, und die meisten Privatgalerien sind in Abwesenheit der Besitzer unzugänglich. Gern hätte ich auch eines der Häuser der »Dynastie« Vanderbilt im Innern gesehen, das, streng im Stil Louis XII. erbaut, eine Hauptzierde der fünften Avenue ist. An dieser Strasse stehen gegen den Centralpark hin auch 10—12 Kirchen ganz
Kirchen.
nahe an einander, diejenigen der protestantischen Secten auch hier mit Aufschriften, die das Bekenntnis, den Prediger und die Stunden des Gottesdienstes benennen, die gothische zwei-thürmige, blendend weisse, neue katholische Cathedrale Alles überragend, ohne Aufschrift, dafür mit einem Wappen: einer Bischofsinful unter dem Cardinalshut und der Devise: »Claudita apparuit«.

Sehr begierig war ich, den Phonographen
Phonograph.
zu vernehmen, die neueste Erfindung, der eine so grosse Rolle in der Zukunft bevorsteht. Vorderhand spricht der Apparat noch mit schnarrender Stimme, wie die Greifen der classischen Walpurgisnacht, was wohl leicht zu verbessern sein wird.

Bilder von Makart und Canon sind in New-York nicht das einzige Wienerische, ich sah einen
Wienerisches in
New-York.
Act einer Operette von Suppé in einem kleinen Theater, und Wiener Kaffeehaus, Wiener Bäckerei, Wiener (auch wohl ächtes Bud-

weiser) Bier liest man hier, wie auch in den andern amerikanischen Städten, in jeder zweiten Strasse. Der amerikanische Spiessbürger muss denken, Wien sei die Hauptstadt von Europa.

Wenn die Bewohner von New-York auf kurze Zeit frische Luft schöpfen wollen, besteigen sie einen der vielen Dampfer, welche den Hudson hinauffahren. Ich sah den Strom nur vom Waggonfenster aus, da ich wenig Zeit übrig hatte und in Fishkill, das am rechten Ufer ziemlich weit stromaufwärts liegt, einen Besuch machen wollte. Der Hudson heisst mit Recht der amerikanische Rhein, es spiegeln sich zwar keine Burgen und Dome in seinen Wassern, aber die Natur hat vielleicht noch mehr für ihn gethan, als für seinen deutschen Rivalen. Schön geformte Bergketten und Felsen, Auen und Inseln geben zum Theil anmuthige, zum Theil grossartige Bilder. Nahe bei einer Station vor New-York eine Brücke aus Ziegeln und Stein, nicht für Eisenbahnzüge, nur für Fuhrwerke passirbar, die an die herrliche Brücke über die Schlucht bei Ariccia erinnert.

Mittwoch, den 7. August, 1 Uhr verliess ich mein Hôtel und wollte, da ich noch Einiges zu besorgen hatte, mit Umwegen zum Landungsplatz des Dampfers »Aller« vom Norddeutschen Lloyd fahren, auf welchem ich um 2 Uhr mich nach Southampton einschiffen sollte. Mitten in Broadway brach ein Rad meines Wagens, es

dauerte eine Weile, bis das Gepäck einem andern aufgeladen war, und da die »Aller« von Hoboken ausfuhr, gab es bei der Fähre über den Hudson nochmals einen unwillkommenen Aufenthalt. Drüben angelangt, hieb der Kutscher auf die Pferde ein, und ich gelangte mit knapper Noth auf das Schiff, das wenige Minuten, nachdem ich es betreten, die Anker lichtete. Weinend stand mein japanischer Diener, dessen Erforschung Amerika's nun ihr Ende erreicht hat, auf dem Landungsquai.

Der herrliche Sommertag gab die richtige Stimmung her zu dem glänzenden Panorama, welches sich bei der Ausfahrt aus dem Hafen vor mir entrollte. Es fehlte auch nicht an einem ächt amerikanischen Zwischenspiel. Ein kleiner Dampfer, mit Menschen vollgepfropft, fuhr uns nach, es waren die politischen Freunde eines der Passagiere, eines Deutsch-Amerikaners, die ihm das Geleite gaben. Musik, Tücherschwenken, »Cheers«, endlich Ueberreichung von Blumen in Form eines Schiffes an den Gefeierten, als der kleine Dampfer uns eingeholt hatte und wir einen Augenblick anhielten. Noch ein Mal sah ich die Riesenkettenbrücke von Weitem, und wir fuhren dicht an der bronzenen Statue der Freiheit vorüber, welche, ungefähr so gross, als die Münchener Bavaria, in einer Hand eine Fackel hält, die nachts in elektrischem Lichte erglänzt.

Abfahrt auf der
»Aller«.

Statue der Frei-
heit.

Die Figur, erst vor wenigen Jahren errichtet, ist das Werk eines französischen Elsässers, schön in den Verhältnissen und gelungen in der Haltung. Sie steht auf einer kleinen Felseninsel und bleibt dem Fortfahrenden meilenweit sichtbar. Erst nach zwei Stunden waren wir am letzten Vorgebirg vorbeigekommen und ganz im freien Meer.

7. bis 15. August, an Bord der »Aller«.

Leben auf der
»Aller«.

Die »Aller« ist der am Besten eingerichtete grosse Dampfer, auf dem ich bis jetzt gefahren bin, mit Comfort, ja mit Luxus ausgestattet. Es lebe die Concurrenz! Amerikanische, englische, französische Gesellschaften wetteifern mit dem Norddeutschen Lloyd, die nach Europa Reisenden auf das Schnellste, Bequemste und Billigste nach Liverpool, Southampton, Havre zu bringen, und das Resultat ist, dass man nirgends so angenehm durch das Weltmeer getragen wird, als auf der am Meisten befahrenen aller Oceanlinien. Nur das grosse Verdeck der Dampfer alten Stiles vermisse ich auch hier, der Speisesaal und die Cabinen des ersten Platzes sind, wie auf der »Gaelic«, in die Mitte des Schiffes verlegt, und ein Aufbau mit der Officiersbrücke und den Rauchzimmern lässt den Blick eben so wenig frei nach allen Seiten schweifen, wie dort. Vorn, an der Spitze des Dampfers, darf man sich nicht aufhalten, und will man sich

an der Unbegrenztheit des Oceans erfreuen, muss man auf dem kleinen, den Passagieren des zweiten Platzes eingeräumten Hinterdeck auf- und abgehen.

Die Mahlzeiten verlaufen heiter, mein Gegenüber, ein Banquier von New-York, der bei New-Orleans grosse Pflanzungen besitzt, erzählt mir allerlei über das Leben in den Südstaaten. Er war vor dem Kriege Eigenthümer von mehr als tausend Negern und kämpfte als »Colonel« in der Armee des Südens. Es versteht sich von selbst, dass er leidenschaftlicher Parteigänger der »Demokraten« und Gegner der jetzigen »republikanischen« Regierung ist. Eine leidliche Tafelmusik spielt leichte Piècen, aber auch Mozart und Wagner. So oft der Donauwalzer erklingt, applaudiren alle Gäste, besonders die Amerikanerinnen.

Sonntag den 11. Predigt eines mitfahrenden Clergyman, die ich bis in meine Cabine hinein höre, Nachmittag werden Hymnen gesungen. In dieser Leichtigkeit, sich überall und unter allen Umständen gemeinsam zu erbauen, ist den Protestanten eine Entschädigung geboten für ihre, nur zu bestimmten Stunden zugänglichen, nüchternen Gotteshäuser im Gegensatz zu den reich geschmückten, immer offenen katholischen Kirchen. Die katholische Kirche ist ein geheiligter und geweihter Raum, wo der allgegenwärtige Gott noch insbesondere, sozu-

Gottesdienst.

sagen greifbar, gegenwärtig ist, die protestantische ein für einen Gottesdienst bestimmtes Gebäude, welcher eben so gut überall anders abgehalten werden kann.

Wir legen täglich durchschnittlich 380 Meilen zurück und fahren anfangs stark nordöstlich, dann direct nach Osten und erst in der Nähe von England nochmals leicht nach Nordosten. Obwohl wir in höhere Breiten, als auf der Fahrt zwischen Yokohama und San Francisco, kommen, ist doch, in Folge des Golfstroms, nichts von der Kälte zu spüren, unter welcher ich auf dem stillen Ocean litt, aber die Sonne sehen wir auch hier höchst selten, das Nebelhorn ertönt häufiger, als angenehm ist, und, was das Wetter betrifft, ist auch dies eine melancholische Reise. Am zweiten Tage der Fahrt führten kleine Walfische, Delphinen ähnlich, ihre Sprünge neben dem Schiffe auf, und auf der ganzen Strecke begegneten wir Dampfern und Segelschiffen, aber bei Weitem nicht einer so grossen Anzahl, als ich erwartet hatte.

Südküste von
England.

15. August. — 10 Uhr morgens. Wir fahren der Südküste von England entlang, keine Kreidefelsen, langweiliger gelber Klippenstrand. Wir haben um Sonnenaufgang die Scilly-Islands und das Cap Lizard-Head, die südwestliche Spitze Englands, passirt und befinden uns nun Start Point gegenüber. Schiffe jeder Art und Grösse

in grosser Anzahl. Nun weicht das Ufer wieder nach Norden zurück. Nachmittags stehe ich auf der Capitänsbrücke, es ist der erste ächte Sommertag seit New-York, blauer Himmel und blaues Meer und die weisse Insel Wight in Sicht, auf die wir gerade lossteuern. Erst da wir knapp daran sind, heben sich die drei kleinen Felseninseln, die Needles, von der Uferwand ab. Zwischen ihnen bin ich vor zwei Jahren mit dem Boot durchgefahren, und da, auf der äussersten, steht der kleine Leuchthurm, weiss und schwarz gestreift, den ich bestiegen habe. Nun kommt die Bucht, wo ich geschwommen bin. Ich denke an Alles, was ich seit jener Zeit Freudiges und Trauriges erlebt habe.

Auf der schmalen Meerenge zwischen Festland und Insel kommt uns ein kleiner Dampfer voll mit Passagieren entgegen und fährt uns bis zur Mündung des Test-River nach; um 5¹/₂ machen wir Halt, die Reisenden steigen vom andern Dampfer herüber, Waaren werden von dem unsern hinüber geladen, unter andern riesige Silberbarren aus Mexico, die nach London bestimmt sind. Auch wir besteigen das kleine Schiff. Hurrahs und Cheers ertönen auf die »Aller« und ihren Capitän, Tücher und Hüte werden geschwenkt, und wir fahren in den Fluss ein, während die »Aller« ihren Weg nach Bremen fortsetzt.

Landung in
Southampton.

Prachtvoller Sonnenuntergang und südliche Abendstimmung. 6¹/₂ in Southampton, wir schreiten beim Ausschiffen über die Silberbarren weg, einen Fussboden, wie solche in Nero's Palast gewesen sein mögen. Nach Mitternacht war ich in London, wo ich wegen der indischen und japanischen Sammlungen in den Museen vier Tage blieb. Erst über dem Canal drüben habe ich mich ganz in Europa gefühlt, denn London gehört eigentlich allen fünf Welttheilen.



Niagara.

GEOGRAPHISCHES REGISTER.

- A**brahamsfeld 478.
 Abu-Roadstation 76—77.
 Adamsbrücke 42, 224.
 Adamspik 36—37.
 Aden 9—13.
 „ Golf von, 8 ff.
 Aegypten 5 fg.
 Aetna 4.
 Afghanistan 101 ff.
 Afridis (Volksstamm) 101.
 Agra 127—131, 134—141, 145.
 Ahmedabad 76.
 Ainos (Volksstamm) 314.
 Ajanta 64—70.
 Ajmere 82—85.
 Akaba, Golf von, 6.
 Aleuten (Inseln) 408.
 Alexandrien 5.
 Ali Mazjid (Fort) 101—102.
 Allahabad 156—158.
 Alu Vihara 20—21.
 Amber 93—94.
 Amritsar 114—116.
 Annam, Annamiten 253 u. ö.
 Anuradhapura 24—28.
 Arabische Küste 9 ff.
 Arima 365.
 Assam (Land) 188.
 Atlantischer Ocean 504 ff.
 Attock 98.
 Aurangabad 71.
 Awagi (Insel) 366—367, 374, 382.

Bab-el-Mandeb, Meerenge von, 8—9.
 Bangipur 165, 172.
 Barhut 175.
 Battle-Mountain 438.

 Beauport 479—480.
 Beloeil (Berg) 469.
 Benares 159—165.
 Berenikekette 7.
 Betva (Fluss) 154.
 Bhartpur 141—145.
 Bhotan 183 ff.
 Bijápur 60.
 Bindraban 124—125.
 Biwasee 324, 350—352, 375.
 Bombay 61—64, 75—76, 173—174.
 Boston 484—496.
 Bowmanville 462.
 Brahmaputra 188.
 Brooklyn 497.
 Buddha-Gayá 165—170, 171, 172.
 Bundelkhand (Land) 153.
 Burlington 443.
 Burma 166, 181, 217, 242.

Calabrien 4.
 Calcutta 172—177, 216—219.
 Californien 413 ff.
 Canada 453 ff.
 Canton 261—288.
 Canton River, s. Pearllriver.
 Capraja (Insel) 3.
 Castle Rock 439.
 Cawnpore 156.
 Ceylon 14 ff., 224 ff., 234, 246.
 Chenab (Fluss) 97.
 Chicago 445—453.
 Chicagoriver 445.
 China 183, 259 ff.
 Chinesen 238 u. ö.
 Chinesisches Meer 248 ff., 259 ff.
 Cliffhouse 421.

Clifton 456.
 Cobourg (Ort) 462.
 Cochinchina 249 ff.
 Colombo 14—18, 38—45, 227—231.
 Coloradostrom 439.
 Columbus (Ort) 441.
 Comorin, Cap, 14.
 Concord 484.
 Connecticut 497.
 Corsica 2.
 Councill-Bluffs 441.
 Cuddalore 55.
 Cypresse-point 432, 433.

Dallila 107—109.
 Dambul 23, 29—32.
 Darjiling 179—185, 210—214.
 Deccan 57 ff.
 Delhi 117—121.
 Detroit 453.
 Dholpur 145.
 Djedda 7.
 Domson 200—202.
 Domukdia 179.
 Don-nai (Fluss) 249—250.

Elba 3.
 Elephanta (Insel) 64.
 Ellora 70—74.
 Enoshima (Halbinsel) 316—324.
 Eriesee 453, 454—455.

Fatehpur Sikri 128, 131—132.
 Fishkill 502.
 Fordapur 66.
 Formosa 299.
 Frederik, Fort, 224.
 Fuji, s. Fusijama.
 Fujisawa 316, 347.
 Fusijama 300, 323—324, 347—348, 382.

Galta 92—93.
 Gandak (Fluss) 215.
 Ganges 118, 156—161, 215—216.
 Gaya 165—166, 171—172.
 Gebel Teir (Insel) 9.
 Georgssee 453.
 Gogra (Fluss) 215.
 Gozzo 5.
 Grand Island 441.
 Green River 439.
 Guardafu, Cap, 13.

Guindy 56.
 Gurkhas (Volksstamm) 190, 196.
 Gwalior 145—151.

Haidarabad (Land) 65 ff.
 Haïnan (Insel) 259.
 Hakodate 364.
 Happy valley 296.
 Hardford 497.
 Hatras 121.
 Hatton 36, 38.
 Hikone 351.
 Himálaya 179 ff.
 Hindukusch 98.
 Hindus 16—17 u. 5.
 Hindustan 77 ff.
 Hinterindien 242.
 Hiogo 364—365, 367, 372—374.
 Hoboken 497.
 Honam (Insel) 265, 278, 281, 284.
 Hongkong 260—261, 292—298.
 Hospet 57, 59.
 Hudson 497, 502.
 Hugli (Fluss) 217—220.
 Humboldt (Ort) 438.
 Humboldtriver 438.
 Huronsee 453.

Huánsi 151—152, 155—156.
 Ihelum (Fluss) 97.
 Illinois 444 ff.
 Indianer 436 u. 5.
 Indien 47 ff., 370—372.
 Indischer Ocean 13—14.
 Indrapat 119—120.
 Indus 97—98.
 Insel Wight 507.
 Italien 4.

Jáipur 85—94.
 Jamalgi 108.
 Jamrud (Fort) 100—101, 102, 103.
 Japan, Japaner 301 ff.
 Jersey-City 497.
 Jodhpur 77—82, 90.
 Jowa 441, 444.
 Jumna (Fluss) 118, 123—124, 127, 133—134, 136—137, 156—157.

Kalimpong 189, 207.
 Kaltura 41.

- Kaluganga (Fluss) 41.
 Kamakura 324—325.
 Kamalapur 57—58.
 Kamogawa (Fluss) 353, 375.
 Kandy 18—19, 32—36, 38.
 Katasa 324—325.
 Kearny 440.
 Kekorava 29.
 Kelani 42.
 Kháibar-Pass 100—102.
 Kinchinjanga 181—182.
 Kingston 462.
 Kioto 309, 352—364, 375, 378.
 Kiushiu (Insel) 364, 365.
 Kobe 303, 364—367, 375, 378,
 381, 382.
 Korea 313.
 Kreta 5.
 Kuch-Behar (Land) 176, 188.
 Kutab 117—119.
Ladrone-Islands 259.
 Lahore 95—97, 111—113.
 Landi Kotál 101.
 Lashkar 147.
 Laurentiden (Gebirge) 469.
 Lepchas (Volksstamm) 181 u. ö.
 Levis 471—472, 483.
 Ligurische Küste 2—3.
 Liliya (Fluss) 170, 172.
 Lingtu (Berg) 197.
 Liparische Inseln 4.
 Liu-kiu-Inseln 299—300.
 Lizard-Head, Cap, 506.
 London 508.
 " (Canada) 454.
 Long-Island 497.
 Lorenzostrom, s. St. Lawrence.
Macao 288—292.
 Madhya Desha (Land) 118.
 Madras 42, 55—57, 220—221.
 Madura 47—50.
 Mahábalipur (7 Pagoden) 56—
 57.
 Mahamandir 81—82.
 Malabar Hill 61, 64.
 Malacca, Halbinsel, 236.
 " Meerenge von, 235,
 247—248.
 Maladiven 14.
 Malayen 235 u. ö.
 Malvar (Land) 77.
 Malvar Junction 77.
 Mandor 82.
 Mardán 103—104, 106.
 Marseille 1—2.
 Maschelia 36—38.
 Massachusetts 484 ff.
 Massanah 8.
 Mattala 20—22, 32.
 Me Khong (Fluss) 250.
 Memphremagog (See) 483.
 Messina 4.
 Mexico 416 ff.
 " Golf von, 440, 444.
 Michigan 447, 453.
 Michigansee 445.
 Mississippi 440, 443—444.
 Missouri 441, 443.
 Monterey 415, 418, 430—434.
 Montmorency (Fluss) 480—482.
 Montreal 463—470.
 Mont Royal (Berg) 468—470.
 Morar 147.
 Mount Abu 77.
 " Lavinia 38—41, 227,
 229—230.
 Mount Vernon 210.
 Muttra 121—123, 125—127.
Nagahama 351.
 Nagasaki 364.
 Nagoya 348—350.
 Nandgam 70, 75.
 Nantaisan (Berg) 385, 395.
 Narbada (Fluss) 77.
 Natong 197.
 Natural Steps 482.
 Naushara 103, 111.
 Nebraska 440—441.
 Needles (Inseln) 507.
 Nepal (Land) 183, 190.
 Nevada 438.
 New-Hampshire 483.
 Newhaven 497.
 Newport 483.
 New-York (Staat) 455.
 " (Stadt) 497—504.
 Niagara 454—458.
 Niigata 364.
 Nikko 384—395.
 Nippon, s. Japan.
 Novara Elia 38, 229.
 Nubien 7.
Oakland 420, 434, 435.
 Ochsö (Insel) 299.

- Ofuna 326.
 Ogden 439.
 Ohio 455.
 Omaha 441.
 Ontariosee 453, 455, 459.
 Orchá 153—156.
 Orléans (Insel) 481.
 Oshima (Liu-kiu-Inseln) 299.
 " (Vriesinseln) 324, 382.
 Otsu 352.
 Ottawa 465.
 Ottawafloss 464, 465, 470.
 Ozaka 364, 375—381.
- P**achora 64—65, 70.
 Panjab (Land) 97 ff.
 Pearlriver (Canton River) 263, 264.
 Pedong 192—196, 198.
 Pennsylvanien 455.
 Perenedia 35—36.
 Pesháwar 95, 97—100, 102, 105—106, 213.
 Peshok 209.
 Platte River 440.
 Plymouth (Vereinigte Staaten) 483—484.
 Point de Galle 41, 227, 234.
 Polonnaruva 29.
 Pondichéry 55, 218, 221—224.
 Port Hope 462.
 " Saïd 5—6.
 Púna 61, 174.
 Pushkara 84.
 Pushkarasee 84.
- Q**uebec 472—480, 482.
- R**ajputana (Land) 76 ff.
 Ramnagar 161—162.
 Ranjit (Fluss) 184, 185—188, 210.
 Rasaka (Vorgebirge) 236.
 Ratnapura 41.
 Raval-Pindi 97—98.
 Ravi (Fluss) 97.
 Reggio 4.
 Rhenok (Rhena) 193, 196—198.
 Rilli (Fluss) 189, 207.
 Ringpo (Fluss) 193.
 Rivière de Saigon 250.
 Rothes Meer 6 ff.
 Rougemont (Berg) 469.
 Rozah 71—74.
 Rushet (Fluss) 193.
- S**acramento 437.
 Sacramento-Strom 420.
 Sagar-Island 219—220.
 Saghalin (Insel) 314.
 Saigon 250—256, 258.
 Saikio, s. Kioto.
 Saltlake-City 439.
 Salzsee 438.
 San Francisco 413—430, 434.
 San Joaquin-Strom 420.
 San Pablo, Bai von, 420, 435.
 Santa Clara 430.
 " Cruz 430.
 Sara Ghat 179, 215.
 Sarnath 160, 163—165.
 Scilly-Islands 506.
 Shahbazgarhi 104—105, 106.
 Shikoku (Insel) 365, 382.
 Shimonoseki 366.
 Sholen 256—258.
 Siam 242.
 " Golf von, 248.
 Sicilien 4.
 Sidhpur 76.
 Sigiri 23.
 Sikandra 128, 132—134.
 Sikhs (Volksstamm) 114—115.
 Sikkim (Land) 179 ff.
 Sikri 107—108.
 Siliguri 179, 214.
 Simla 174.
 Sinai 6.
 Sinaihalbinsel 6.
 Singapur 237—247.
 Singhalesen 15 u. 5.
 Sokotora (Insel) 14.
 Somalis (Volksstamm) 10, 12.
 Southampton 508.
 Springfield 497.
 Srirangam 52.
 Start Point 506.
 St. Charles-River 478, 479.
 Steamerpoint 10—12.
 Ste. Thérèse (Berg) 469.
 Stillter Ocean 404 ff.
 St. Jacques, Cap, 249.
 St. Lawrence (Fluss) 455, 461—464, 469, 478, 479, 481.
 Stromboli (Insel) 4.
 St. Thomas Mount 55.
 Suakim 8.
 Suez, Golf von, 6.
 Suezcanal 6.
 Sumatra 235.

Sumidagawa (Fluss) 306.
Sutlej (Fluss) 97.

Tadotsu 365.
Takht-i-Bahi 106—107.
Tamilen (Volksstamm) 17 u. 3.
Tanjore 52—55.
Taragarh (Festung) 83—84.
Terai (Land) 214.
Test-River 507.
Themse (Canada) 454.
Thibet 183—185, 190, 194—195.
Thousand Islands 462.
Tista (Fluss) 187—189, 208, 209.
Tokatori (Berg) 374.
Tokio 303—316, 326—337, 347,
378, 383, 395—403.
Tokio, Golf von, 301, 382.
Toronto 459—462.
Toscanischer Archipel 3.
Toyama (Berg) 394.
Trichinopoli 50—52.
Trincomali 31, 224—225.
Trombay (Insel) 64.
Truckee 437.
Tsukijima (Insel) 367.
Tungabhadra (Fluss) 59.
Tuticorin 42, 44, 47.
Tyrrhenisches Meer 4.

Utah 438—439.
Utsunomiya 383—384.

Vagama (Land) 108.
Vagel (Vagora, Fluss) 67.
Vereinigte Staaten 315, 413 ff.,
483 ff.
Vermont 483.
Victoria (Stadt) 260, 294—298.
Vijayanagar 58—60.
Vindhyaerge 57, 77.
Vriesinseln 324.

Wadsworth 438.
Water-Islands 236.
Winnipissoogee, See von, 484.
Worcester 497.
Wyoming 439—440.

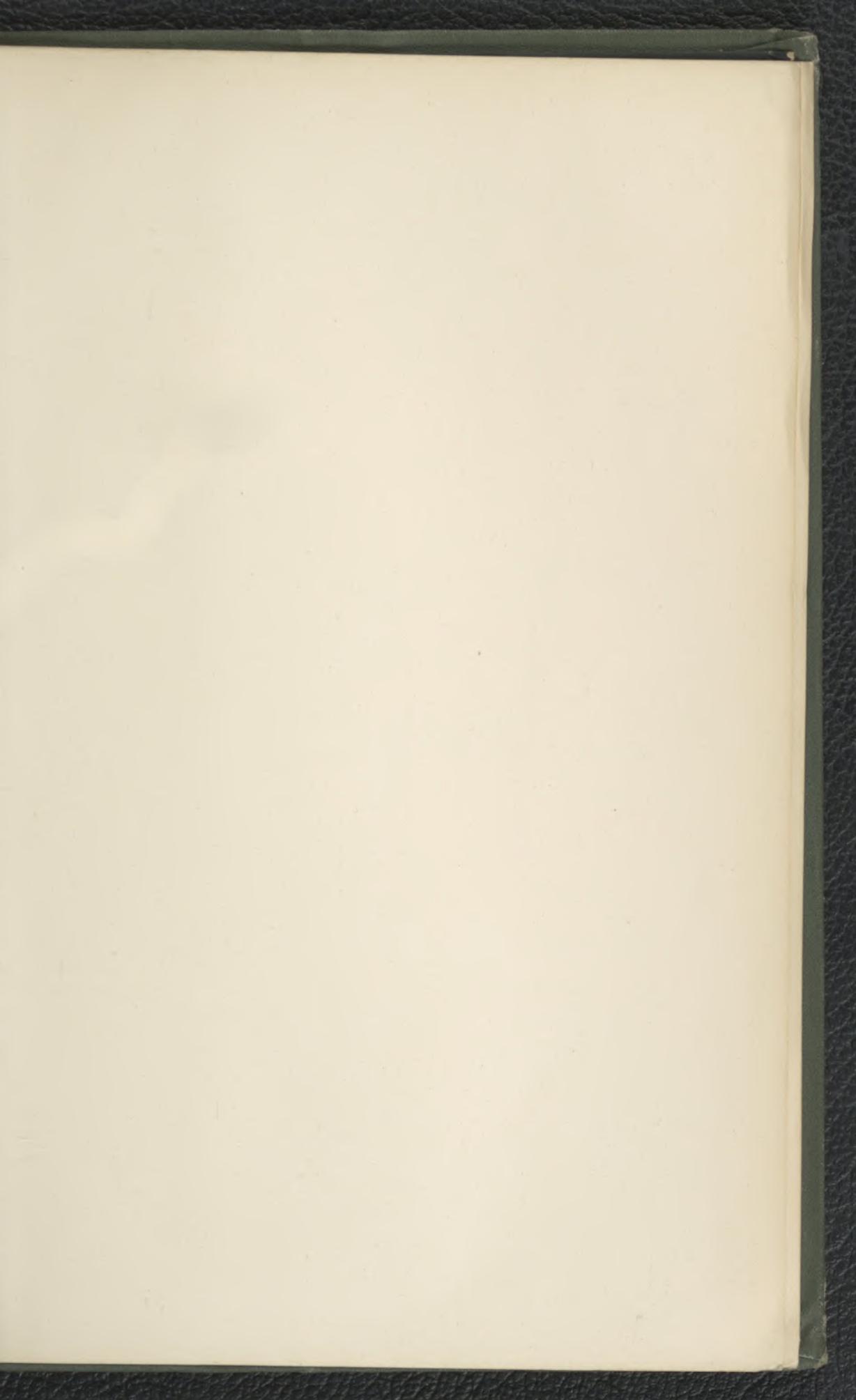
Yedo, s. Tokio.
Yezo (Insel) 314, 336, 364.
Yodogawa (Fluss) 375.
Yokohama 301—303, 316, 326,
344—347, 364, 381, 383, 404.
Yumotosee 385, 395.

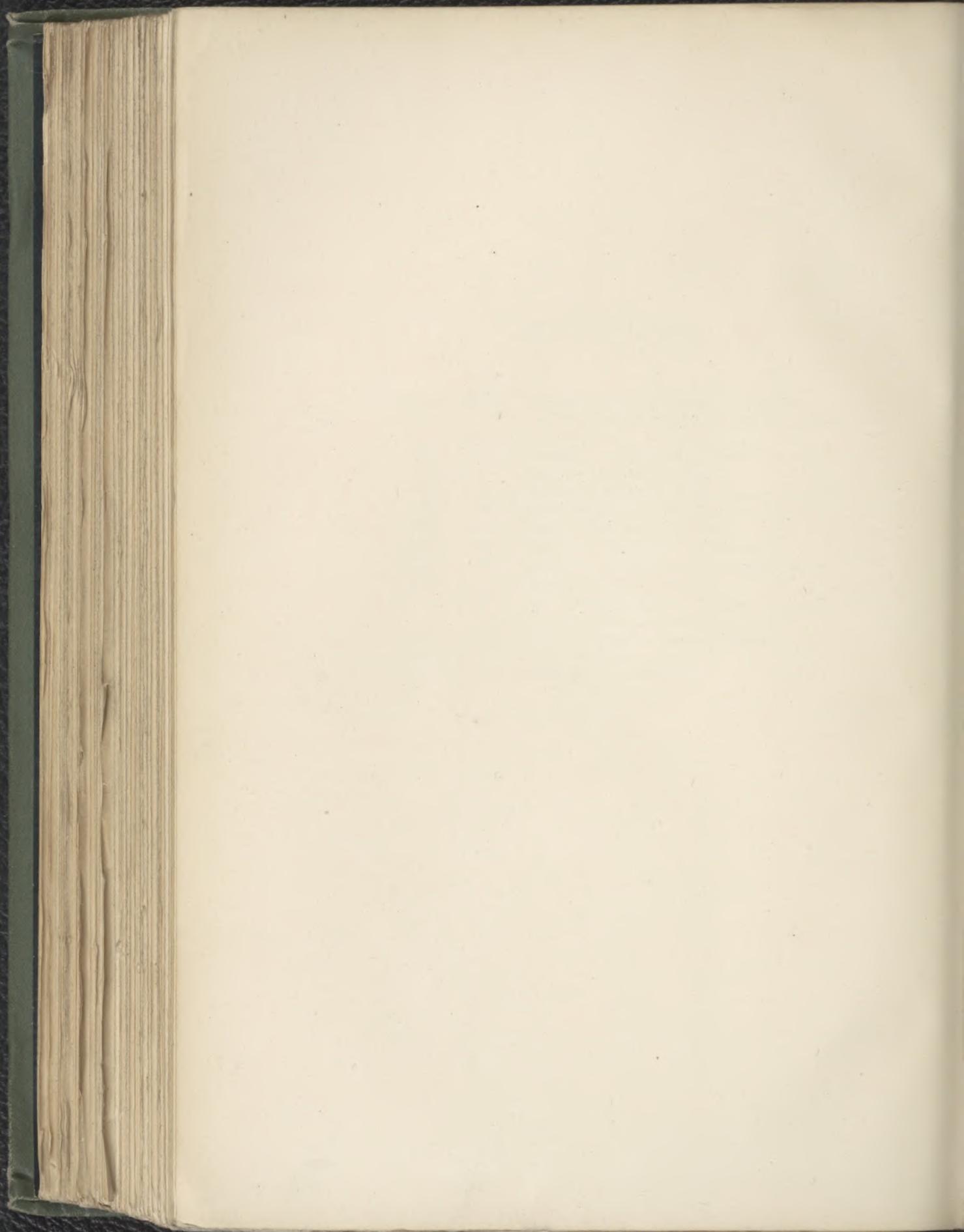
Zobaierinseln 9.
Zugurb (Insel) 9.

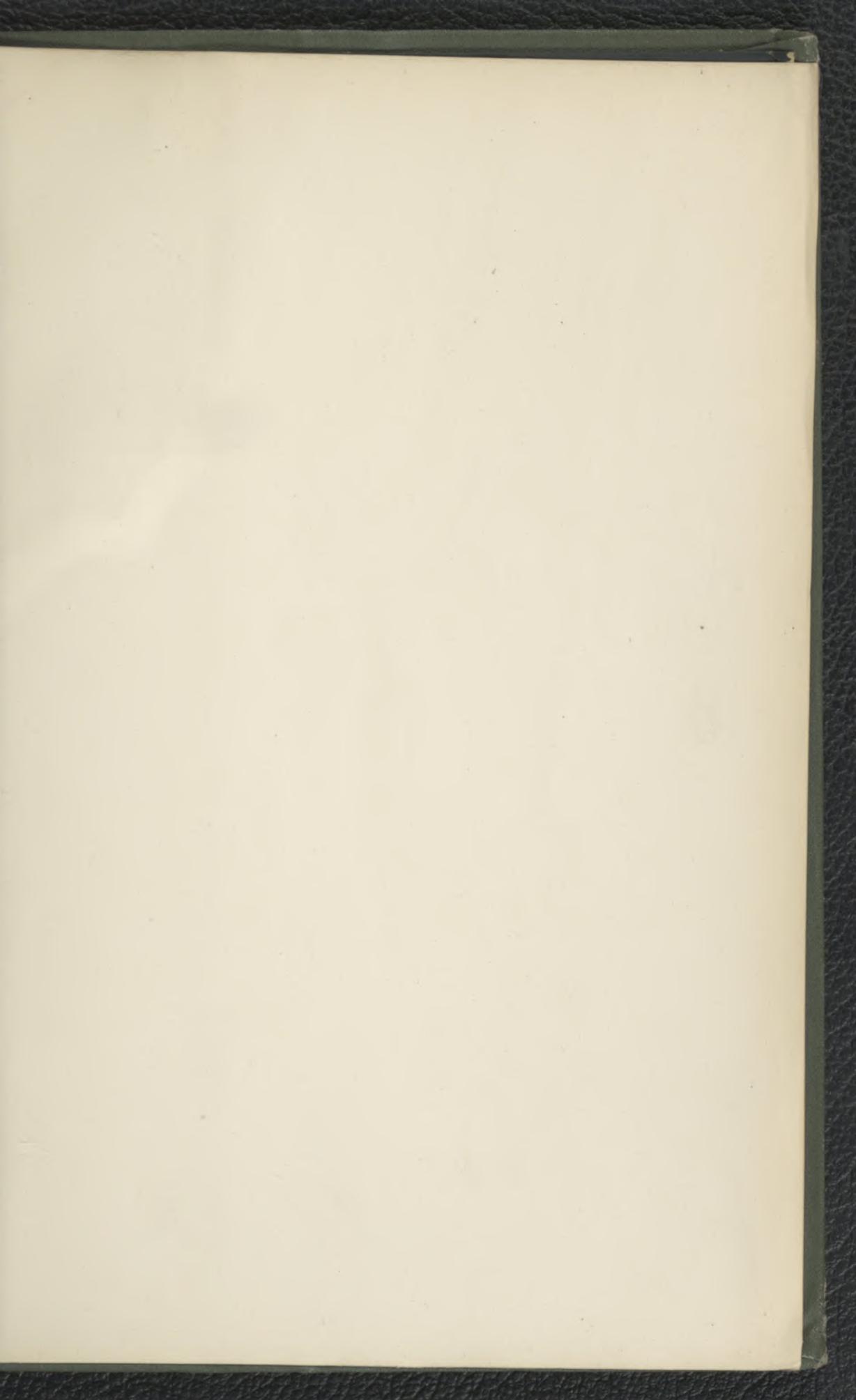


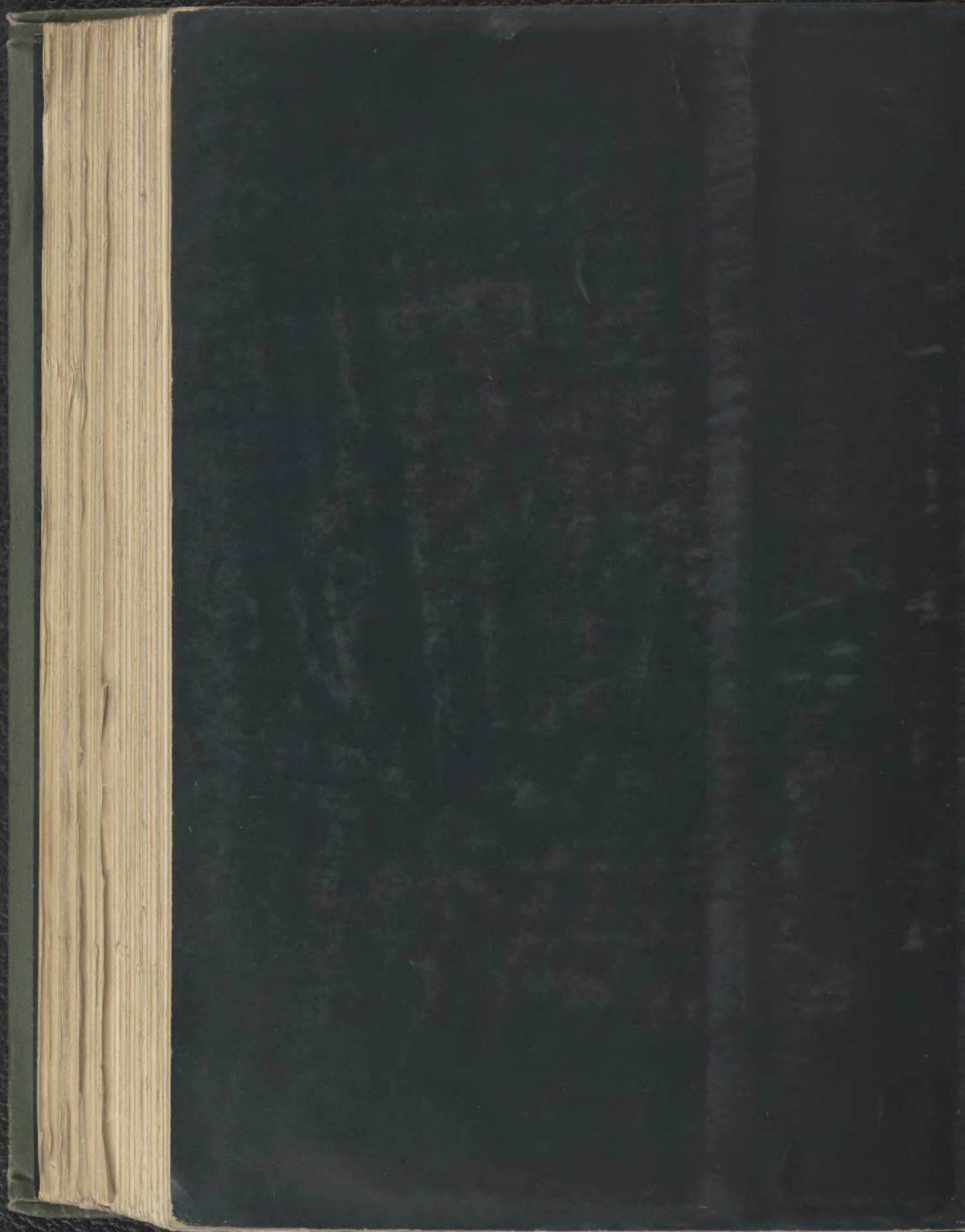
BERICHTIGUNGEN.

- Seite 4, Zeile 7 v. o. (und öfter) statt: Vulkan, lies: Vulcan.
" 22, " 1—2 v. o. (und öfter) statt: Spaziergang, lies: Spaziergang.
" 31, " 11 v. o. (und öfter) statt: italiänisch, lies: italienisch.
" 32, " 10 v. u. tilge den Beistrich vor „jetzt“.
" 59, " 2 v. o. statt: Tungobodra, lies: Tungabhodra.
" 75, " 10 v. u. statt: Radjputana, lies: Rajputana.
" 100, " 14 v. o. statt: 8 Uhr, lies: um 8 Uhr.
" 105, " 13 v. u. statt: wie Juden, lies: als Juden.
" 111, " 10—9 v. u. statt: in Malereien, lies: an Malereien.
" 124, " 7 v. o. statt: wenn, lies: während.
" 125, " 7 v. o. statt: eher in solchem Raume, lies: in solchem Raume eher.
" 125, " 6 v. u. tilge die Gänsefüßchen bei „Festzeit“.
" 165, " 4 v. u. statt: Gayá, lies: Gaya.
" 166, " 3 v. o. statt: Gayá, lies: Gaya.
-













98262

2dj



Biblioteka Narodowa
Warszawa



30001011678944